Die deutschen Hochschulen

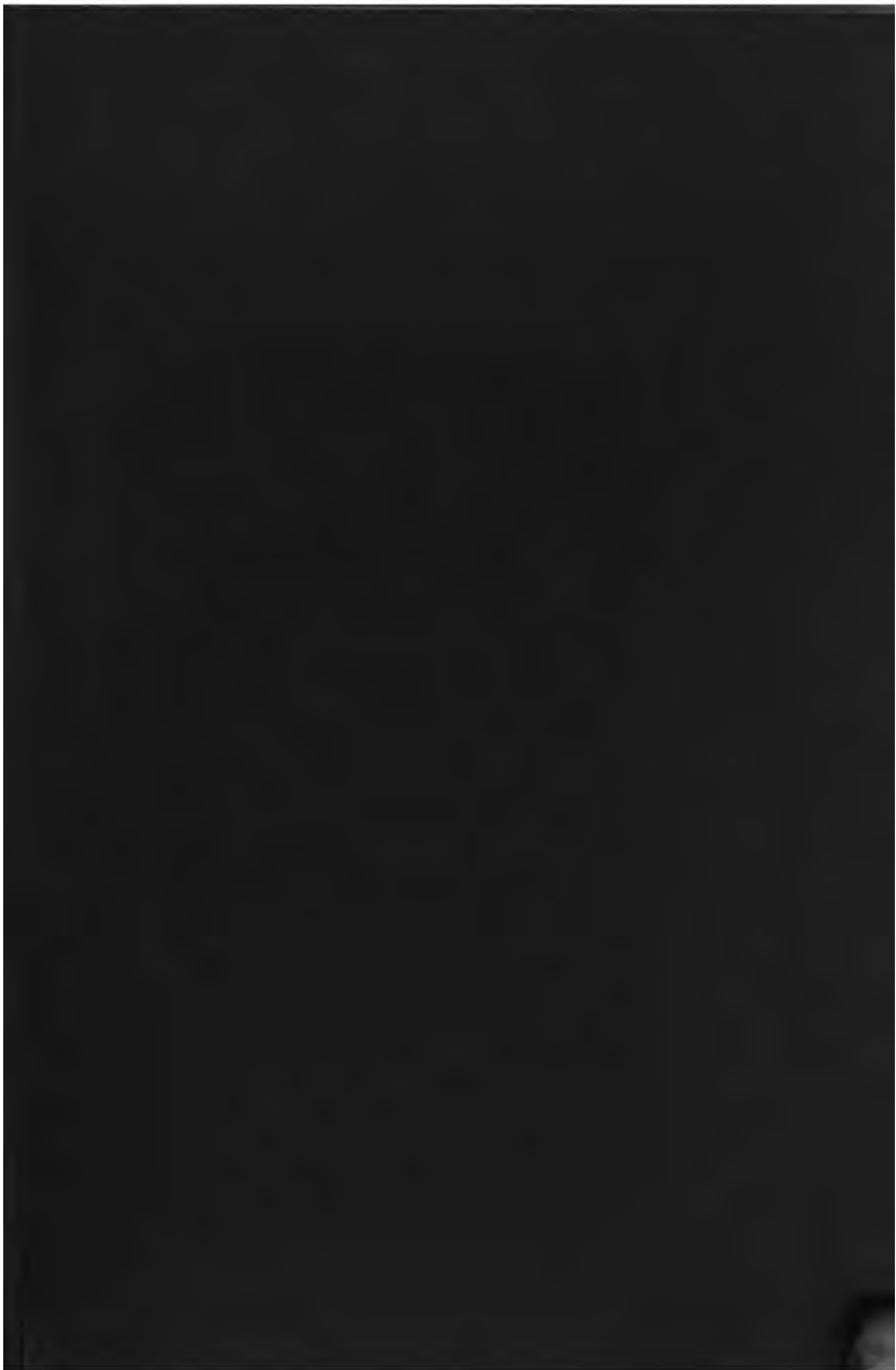
Herausgeber: Theodor Kappstein

# Jena

von

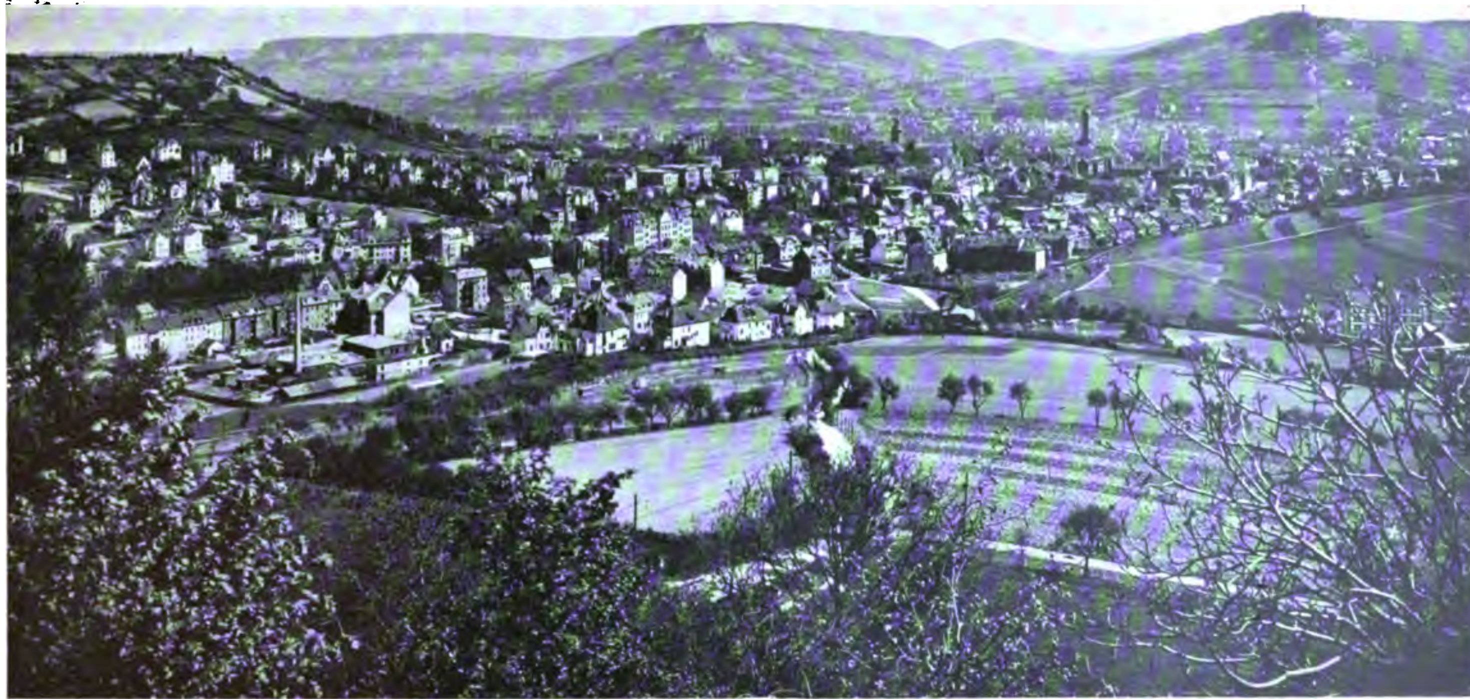
Adolf Stier

Verlag Dr. Wedekind & Co. G. m. b. H.
Berlin



# Die deutschen Hochschulen

Band II



Jena von der Schweizerhöhe.

# Die deutschen Hochschulen

## Illustrierte Monographien

herausgegeben von

**Theodor Kappstein**

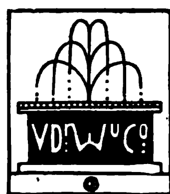
---

Band II

# Jena

von

**Adolf Stier**




Berlin
Verlag Dr. Wedekind & Co. G. m. b. H.
1908


LIBRARY

Der

# Universität Jena

zur Feier

## ihres 350jährigen Bestehens

# Inhalt.

Seite

I.

Vivat Academia!

Vorgeschichte . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 1
Das „akademische Gymnasium“ . . . . . . . . . . 5
Das erste Jahrhundert der Academia Salana . . . . . . . 13
Das zweite Jahrhundert . . . . . . . . . . . . . . . 18
Die klassische Zeit . . . . . . . . . . . . . . . . . 22
1806 . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 34
Die letzten hundert Jahre . . . . . . . . . . . . . 44

II.

Vivant Professores!

Vorbemerkung . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 51
Die theologische Fakultät . . . . . . . . . . . . . 53
Die juristische Fakultät . . . . . . . . . . . . . . 71
Die medizinische Fakultät . . . . . . . . . . . . . 81
Die philosophische Fakultät . . . . . . . . . . . . 94

III.

Vivat membrum quodlibet!

Der Jenenser Studio bis zum Ende des 18. Jahrhunderts . . 127
Die alte Burschenschaft . . . . . . . . . . . . . . 145
Allerlei Sturm und Drang . . . . . . . . . . . . . 163
Und in Jene lebt sich's bene . . . . . . . . . . . 173
Das liebe närrische Nest . . . . . . . . . . . . . 185
Burschenfahrten . . . . . . . . . . . . . . . . . 201
Literatur . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 212

## Vorgeschichte.

„Adam, unser aller Ahnenherr und Stammbaum, von welchem alle Völker, auch die Thüringer und Jener entsprossen sind. Der Name Adam heißt Mensch.“ Es folgen hierauf die Stammbäume der Juden, sodann ein weitausschauender Ueberblick über das alte Testament und ein behaglicher Gang durch die griechische, römische und deutsche Geschichte, bis endlich der ehrsame Herr Adrian Beier, weiland Professor der Pandekten und Chronist der Stadt Jena, — dessen reichhaltige literarische Nachlassenschaft sich in Gestalt von 18 starken Quartbänden in der dortigen Universitätsbibliothek findet — in Thüringen und dessen altem Musensitz am Saalestrand anlangt.

Aber trotz dieser tiefgründigen Vorstudien weiß auch er über die Genesis der Stadt Jena nichts bestimmtes anzugeben. Seine ersten Nachrichten beschränken sich auf eine gewissenhafte Registrierung von Kriegs-, Pest- und Hungerszeiten, von der Erscheinung schreckhafter Kometen, von starken Gewittern, Ueberschwemmungen, Hagelschlägen und Flurschäden, sowie insonderheit von guten oder schlechten Weinjahren; woraus man denn ersieht, daß Alt-Jena aus seinen frühesten Tagen keinen höheren Ruhm für sich in Anspruch nehmen kann, als den eines schlichten, acker- und weinbautreibenden Landstädtchens.

Ein glücklicher Stern ist es jedoch gewesen, der die ersten Siedler an jenem wunderschönen Fleckchen Erde ihre Hütten bauen ließ. In einem nahezu 200 Meter tiefen Tale durchschneidet die Saale das ostthüringische Hochland. In scharfcoupierten oder langgestreckten, rippenartig oder kegelförmig ausmodellierten Formen begleiten die rötlich schimmernden, aus Buntsandstein und Muschelkalk geschichteten und auf ihrer Höhe zum Teil bewaldeten Talwände, durch zahlreiche Einschnitte und Seitentäler unterbrochen, das grüne, lachende Gelände, durch welches der fischreiche Fluß in mäandrischen Windungen nordwärts gleitet. An

der Stelle, wo sich von Westen her das von der kleinen Leutra durchplätscherte Mühltal öffnet, fügt sich malerisch und heimelig das alte Nest in den Talgrund ein.

Der ursprüngliche Name „Gene“ soll slavischen Ursprungs sein und eine „von Holzungen gesäuberte Gegend“ bedeuten. Möglich ist es schon, daß die ersten Sorben, die im Jahre 634 in diese Gegend kamen, sich hier eine Niederlassung gegründet haben. Nach Adrian Beier dürfte das älteste Jena aus drei Dörfern: Zweifelsbach (auch Zwiebelbach) vor dem Löbbertor, Schobelsdorf (auch Hobelsdorf) vor dem Saaltor, und Rollendorf vor dem Zwätzenertor entstanden sein. Jedenfalls findet sich




Jena nach Merian.

der Ort bereits in einer Urkunde Kaiser Konrads II. vom Jahre 1029 als Stadt erwähnt.

Alt-Jena hat seine Herren oft gewechselt. Als älteste Besitzer sind die Grafen von Orlamünde anzusprechen. Ihre Nachfolger waren — im Jahre 1140 — die „edlen Herrn“ von der benachbarten Lobedaburg, für deren einzelne Linien die Stadt zu einem mehrjährigen Zankapfel wurde, in den sich schließlich ihrer Vier, unter ihnen Landgraf Friedrich mit der gebissenen Wange, teilen mußten. Einzelne Teile dieses Besitzstandes fielen in der Folge zeitweilig an die Herren von Schwarzburg, an Markgraf Friedrich von Meißen und an die Söhne Landgraf Friedrichs des Strengen, Friedrich, Wilhelm und Georg (1382), bis schließlich Friedrichs Sohn, Siegmund, am 4. Januar 1436 in den Alleinbesitz der Stadt gelangte. Da er jedoch bald darauf der Herrschaft entsagte, teilten Friedrich der Sanftmütige und Wilhelm der Tapfere sich in die sächsischen Lande, so daß auch Jena von dem benachbarten Burgau, mit dem es bisher vereint gewesen, getrennt wurde und an Wilhelm fiel. Diese Trennung ward die Ursache des unseligen Bruderkrieges 1446—1451.

Auch nach dem Friedensschluß blieb Wilhelm der Tapfere im Besitz von Jena, welches schließlich nach seinem Tode, infolge Erbteilung, als zum Meißnischen Teil gehörig, den Nachkommen Friedrichs des Sanftmütigen zugewiesen und von dessen Enkeln, Friedrich dem Weisen und Johann dem Beständigen, in brüderlicher Eintracht gemeinschaftlich übernommen wurde.

Der Sohn Johann des Beständigen war Johann Friedrich der Großmütige. Mit ihm tritt die bedeutungsvolle Wandlung in Alt-Jenas Zeitgeschichte ein.

Es war die Zeit, als Luther in heiliger Begeisterung seine Brandfackel in das deutsche Geistesleben geworfen hatte, und Wittenberg, die kursächsische Landesuniversität, zur Hochburg der evangelischen Bewegung geworden war. Auch Johann Friedrich der Großmütige wandelte, als hochherziger Beschützer der Reformation, treu in den Spuren seines Oheims und seines glorreichen Vaters. Um Gewalt mit Gewalt abzuwehren, griff er schließlich, samt den übrigen Schmalkaldischen Bundeshäuptern, fromm und tapfer zum Schwerte. Er war jedoch dem treulosen Vetter Moritz von Sachsen nicht gewachsen. In der unglücklichen Schlacht von Mühlberg, am 24. April 1547, geriet der von den Freunden verlassene und verratene Fürst in die Gefangenschaft des Kaisers und sah sich, nachdem das anfänglich unter Vorsitz des fanatischen Alba über ihn verhängte Todesurteil in Absetzung und Kerkerhaft verwandelt war, zum Abschluß der Wittenberger Kapitulation gezwungen, durch welche er selbst seiner Kurwürde und seiner Staaten verlustig ging, seinen drei Söhnen aber eine Anzahl thüringischer Städte und Aemter, darunter auch Amt, Schloß und Stadt Jena, zugesprochen wurden.

Mit unerschütterlichem Gottvertrauen und demütigster Ergebung trug der schwergeprüfte edle Fürst sein hartes Geschick. Was ihm den einzigen unüberwindlichen Schmerz bereitete, war der Verlust Wittenbergs, der Pflanz- und Pflegestätte der neuen evangelischen Lehre. Mit ihr hatte der deutsche Protestantismus eine Hauptstütze in die Hände der Feinde geben müssen. Nun war es dem unglücklichen Gefangenen eine heilige Sorge, an Stelle Wittenbergs eine neue Hochburg des Luthertums in seinen Erblanden zu schaffen. Wenn auch sein eigenes Waffenglück ihn treulos im Stich gelassen hatte, so sollten doch die geistigen Waffen gegen Rom scharf geschliffen bleiben.

Am Freitag nach Johanni 1547 wurde Johann Friedrich als Gefangener, in Begleitung eines Kriegsheeres von 19000 Spaniern, durch Jena geführt. Dortselbst hatte er auf dem „Burgkeller" (einem der ältesten, von dem berühmten Baumeister Nicolaus Zöllner errichteten Gebäude) eine Unterredung mit seinen drei Söhnen, in welcher der entscheidende Entschluß gefaßt wurde. Jena sollte der Ort sein, der zum Sitz der neu zu gründenden academia Salana auserkoren war.

Hatte doch die kleine Saalestadt schon in mehrfachen Beziehungen zu dem akademischen und wissenschaftlichen Leben der damaligen Zeit gestanden. Eine öffentliche Schule befand sich schon während des 14. Jahrhunderts daselbst in hoher Blüte. Mehrfache Klostergründungen — ein adliges Nonnenkloster mit wertvoller Büchersammlung, ein Karmeliterkloster, und ein Pauliner- oder Dominikanerkloster, dessen Räume nachmals den Zwecken der Hochschule dienen mußten — waren zu Heimstätten mittelalterlicher Geisteskultur geworden. Eine Reihe von bedeutungsvollen Konferenzen und Disputationen, z. B. im Jahre 1518 zwischen Albrecht von Baiern und Herzog Johannes, sowie im Jahre 1524 zwischen Luther und Karlstadt im Gasthof zum „schwarzen Bären", hatten das geistige Leben der Stadt reich befruchtet. Auch das akademische Treiben war den Bewohnern Jenas nicht fremd geblieben. Zweimal bereits war der gesamte Hochschulbetrieb wegen herrschender Seuchen von Wittenberg nach dort verlegt worden. Professoren und Studenten hatten mit der Einwohnerschaft in trefflichstem Einvernehmen gestanden und waren nur ungern wieder geschieden.

An ein kaiserliches Privilegium zur Errichtung einer Universität in dem Sinne, wie es Johann Friedrichs heiliger Wille war, zu Schutz und Pflege der lutherischen Lehre, war von seiten Karls V. allerdings nicht zu denken. So wurde denn zunächst die Gründung eines Akademischen Gymnasiums (paedagogium provinciale) in Aussicht genommen. Als ersten Lehrer berief man keinen geringeren als Philipp Melanchthon, der jedoch, anfänglich bereit, noch vor Eröffnung der Schule die Stelle wieder aufgab. Noch ist ein Briefwechsel Melanchthons über die Gründung der Universität vorhanden. Er fürchtete wohl, daß das Ernestinische Haus nicht Mittel genug besäße, um die Neugründung aufrechterhalten zu können.

An seine Stelle wurde, mit glücklicherem Erfolg, Victorin Striegel berufen, ein junger gelehrter Theologe aus Luthers und Melanchthons Schule, der, zu Kaufbeuren geboren, bisher in Wittenberg gelesen hatte. Er war ein „großer ansehnlicher" Mann, der sich nicht bloß durch hohe Gelehrsamkeit und Geistesschärfe, sondern auch durch einen schlagfertigen Mutterwitz auszeichnete. So soll er einst zu jemandem, der ihm sagte: „er hätte einen guten Drescher abgegeben," ihn bei der Hand nehmend, gesagt haben: „Ja, da hab' ich den Flegel schon bei der Hand!" — Auch Johann Stigelius, gebürtig aus Gotha, der bisher gleichfalls in Wittenberg als Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst tätig gewesen war, ließ sich zur Uebernahme eines Lehrstuhls bereit finden.

Am 19. März 1548 wurde die neue Lehranstalt, welche in den Räumen des ehemaligen Dominikanerklosters in der Kollegiengasse untergebracht war, in Gegenwart der drei Söhne des gefangenen Kurfürsten, des Kanzlers Brück und des evangelischen Bischofs Nicolaus von Amsdorf mit einer einfachen Feier eröffnet. Vormittags sprach Stigelius in

lateinischer Rede „über den Nutzen des Studiums der Beredsamkeit“ und nachmittags Striegel in derselben Sprache über „die wichtigsten Ursachen, warum man sich in diesen unglücklichen, traurigen Zeiten dem Studium widmen müsse.“

Im unmittelbaren Anschluß daran begannen die Vorlesungen der beiden ersten und einzigen Lehrer über griechische und lateinische Klassiker samt Anleitung zur Beredsamkeit, bezw. über Physik, Moral, Dialektik und Geschichte der Theologie. Zugleich ging die kurfürstliche Bibliothek, welche als Privateigentum Johann Friedrichs dessen Söhnen verblieben und bereits nach Jena geschafft worden war, als Grundstock der zukünftigen Universitätsbibliothek in den Besitz der neuen Hochschule über. Auch ein Convictorium für arme Studenten, das aus vier mit je zwölf Kommensalen besetzten Freitischen bestand, wurde von den drei Herzögen alsbald gestiftet. So war mit einem Zauberschlage ein neues blühendes Leben in dem kleinen Neste aufgegangen, dessen Ruf sich durch ganz Deutschland verbreitete und täglich neue Zöglinge dorthin lockte.

---

## Das „akademische Gymnasium“.

Nach fünfjähriger Gefangenschaft kehrte Johann Friedrich der Großmütige wieder in seine Erblande zurück. War er doch auf Grund des Passauer Vertrags sowie durch den Kaiserlichen Absolutions- und Restitutionsbrief vom 27. August 1552 wieder in alle seine Würden und Lande, mit Ausnahme der an Herzog Moritz gefallenen Kurwürde, eingesetzt worden. So reiste er denn am 2. September desselben Jahres von Augsburg ab und begab sich, von einem aus fast 80 Personen bestehenden Gefolge begleitet, über Nürnberg und Bamberg nach Koburg, wo er von seinem dort residierenden Halbbruder Johann Ernst feierlichst eingeholt und empfangen wurde. Hier schloß er auch nach langer, schmerzlicher Trennung seine Gemahlin Sibylla wieder in die Arme, die von diesem Tage an endlich das Trauerkleid ablegte, das sie seit dem Abschied von Wittenberg unentwegt getragen hatte.

Nun ging von Koburg aus in fröhlicher Gemeinschaft die Reise weiter nach dem Jagdschloß Wolfersdorf zwischen Rohda und Kahla, welchem von da ab der Gedenkname „Fröhliche Wiederkunft“ beigelegt wurde. Nachdem der endlich Befreite in dieser stillen Waldeinsamkeit einige wenige Tage dem langentbehrten Waidwerk obgelegen, führte ihn der erste Weg und die erste Regierungssorge innerhalb seiner Erblande gen Jena.

Auf dem Wege dahin hielt er in der Wölmisse, einem südostwärts von Jena gelegenen Forste, noch eine Hirschjagd ab und nahm bei dieser Gelegenheit an einer im Talgrunde zwischen Felsen sprudelnden

Quelle seine Mahlzeit ein. Die Quelle, seitdem „Fürstenbrunnen“ genannt, wurde zur Erinnerung an dieses Ereignis im Jahre 1554 gefaßt und von Johann Stigelius, dem bereits genannten Jenenser Akademiker, mit folgender Inschrift versehen:

Fontis ad hujus aquam frigus captabat in aestu
Saxoniae Elector, Mystaque, Christe, tuus,
Tu fons justitiae, verae fons vive salutis,
Saxoniae salvos, Christe, tuere Duces.
MDLIV.



Einholung Johann Friedrichs am Fürstenbrunnen.

„Einst in sonniger Glut erquickte ein sächsischer Churfürst,
Christus! Dir innig geweiht, sich an dem Brunnen allhier.
Du, der Gerechtigkeit Brunnen, des Welttheils ewiger Brunnen,
Schirm', o Christus, den Stamm sächsischer Fürsten hinfort!“

Der nachmalige Kurator der Universität Jena, Freiherr von Ziegesar, ließ bei einer Erneuerung der Anlage im Jahre 1831 folgende Distichen beifügen:

Principis hic fons est, fidei tutoris et artis
Caesaris e vinclis quum rediisset amor.
Auspicem enim reducem celebrans academia votis
Laeta salutarat fontis ad hujus aquas.
Antiquum vallis nunc iustauravit honorem,
Numeris et fundi quem meminisse decet.
MDCCCXXXII.

„Dies ist der Fürstenbrunnen, dem Beschützer des Glaubens und Wissens
Einst, als des Kaisers Haft frei ihn entlassen, so wert.
Ihrem Gründer entbot bei der Heimkehr feiernden Willkomm
Hier am rieselnden Quell freudig die Akademie.
Jetzt versuchte des Tales vorzeitigen Ruhm zu erneuern,
Dem, nach Amt und Besitz, solch ein Erneuern geziemt."

Am selben Tage, nachmittags 4 Uhr, hielt Johann Friedrich, in feierlicher Begleitung der Bürgerschaft und des Stadtrats, die ihn in der Nähe des Fürstenbrunnens eingeholt hatten, unter jubelnder Begrüßung und Geläute aller Glocken seinen Einzug in Jena. Auch sein ältester Sohn, Johann Friedrich (der Mittlere) und der greise Lucas Cranach,



„Fröhliche Wiederkunft."

der, schon fast 80 Jahre alt, seinem Herrn in die Gefangenschaft gefolgt war, nahmen daran teil.

Vor dem „Fürstenkeller", dem erst in den Jahren 1534—1537 von Johann Friedrich neuerbauten fürstlichen Absteigequartier, hatte sich die Geistlichkeit, samt Professoren, Lehrern, Studenten und Schulkindern in langen Reihen aufgestellt. Mit ganz besonderem Wohlgefallen ruhte der Blick des Fürsten auf den Angehörigen der neugegründeten Hochschule. „Sieh, das ist Bruder Studium!" äußerte er lächelnd zu Lucas Cranach, als er die stattliche Zahl der jugendfrischen Gestalten erblickte. Dieses Wort hat sich (in der gebräuchlicheren Form „Bruder Studio") als ständige Bezeichnung des deutschen Studiosen bis heutigen Tages erhalten.

Nach Empfang der üblichen Ehrengaben von seiten der Stadt, eines goldenen Bechers und je eines Wagens voll Wein, Bier uud Hafer, nahm der Fürst in tiefer Ergriffenheit die Begrüßung der Pro-

fessoren entgegen, bei denen er sich aufs eingehendste nach dem Stande des Pädagogiums erfragte und ihnen jede mögliche Förderung und Unterstützung wiederholt zusicherte.

Nach einem zweitägigen festlichen Aufenthalt reiste der fürstliche Protektor wieder von Jena ab. Aber auch für die Folgezeit blieb es sein eifrigstes Bestreben, die Jenenser Hochschule, seine Lieblingsschöpfung, durch Anstellung tüchtiger Lehrkräfte je mehr und mehr zu heben. Aus diesem Anlaß trat er damals bereits mit Johann Schröter, kaiserlichem Leibarzt zu Wien, in briefliche Verbindung, einem Manne, der nachmals in der Geschichte der Universität eine hochbedeutsame Rolle spielen sollte. Das rasche, glückliche Aufblühen der Akademie bestärkte ihn immer mehr in dem Wunsche, die Anstalt zum wirklichen Range einer Universität zu erheben. Vor allem war es ihm, dem frommen, bekenntnistreuen Lutheraner, ein wirkliches Herzensbedürfnis, nicht bloß gegen Rom und römische Lehre, sondern auch gegen die ihm immer weniger zusagende polemische Richtung, welche die Wittenberger und Leipziger evangelische Theologie eingeschlagen hatte, ein Bollwerk aufzurichten.

Aber auch jetzt noch schlug seine Hoffnung fehl. Trotzdem er zu Anfang des Jahres 1554 seinen eignen zweiten Sohn Johann Wilhelm aus diesem Anlaß nach Brüssel entsandte, gelang es nicht, das kaiserliche Privilegium auszuwirken. Karl V., der in Jena eine ständige Gefahr für den Katholizismus erblickte, blieb dabei, daß er vor einer endgültigen Beilegung der Religionsspaltung die erbetene Genehmigung ein- für allemal nicht erteilen werde.

Darüber starb am 3. März 1554 Johann Friedrich hin, ohne die endgültige Verwirklichung seiner Lieblingsidee erlebt zu haben. Aber nicht, ohne in dem bereits im Vorjahr in seinem Schloß Grimmenstein zu Gotha niedergelegten Testament seinen Söhnen eindringlich ans Herz gelegt zu haben: „mit unermüdlichem Eifer und ohne Ansehn der dazu erforderlichen Unkosten zu Gottes Ehre und zur Steuer der Wahrheit das Vorhaben ins Werk zu setzen“ Wie sehr er von dem Gelingen überzeugt war, beweist der Umstand, daß er schon vor seinem Tode das neue Universitätssiegel entwerfen und anfertigen ließ. Es zeigte sein eignes Bild mit den Insignien der Kurwürde und der Devise: „Me auspice coepit docere Gena.“

Treu in des Vaters Sinne sorgten und wirkten die drei Söhne weiter. Eine Vermehrung des Lehrpersonals trat noch in demselben Jahre ein. Der bereits genannte Johann Schröter wurde aus Wien als erster Professor der Medizin berufen. Ihm folgte Basilius Moner, bisher Hofrat in Weimar, als erster Professor der Jurisprudenz. Als zweiter Philosoph wurde 1556 Johann Rosa, als zweiter Theologe im Jahre darauf Matthias Flacius aus Illyrien, und gleichzeitig mit ihm der Mediziner Janus Carnarius, vorher in Rostock, angestellt. Der

erste Mathematiker war Michael Stiefel, an dessen Stelle bald darauf Nikolaus Backmeister trat. Gleichzeitig betätigten die fürstlichen Nutritoren ihr warmes Interesse für jede mögliche Förderung und Hebung der Hochschulverhältnisse durch die Stiftung von 42 ansehnlichen Stipendien für Studierende aus allen Ständen.

Mittlerweile aber hatte auch der mißgünstige Kaiser Karl V. seine Krone niedergelegt und den ihm zur Last gewordenen Purpur mit dem Mönchsgewand vertauscht. Der neue Herr, Ferdinand I., schien — wenn auch selbst ein Anhänger des alten Glaubens — den Evangelischen günstiger gesinnt zu sein. Zum wenigsten hatte er begriffen, daß man sich den drängenden Forderungen einer neuen Zeit billigerweise nicht länger entgegenstemmen dürfe. Jetzt war der günstige Augenblick gekommen, um das frühere Gesuch um Erteilung eines kaiserlichen Privilegiums mit Aussicht auf Erfolg zu erneuern.

Bereits zu Anfang des Jahres 1557 begab sich Herzog Johann Wilhelm nach Prag, wo sich damals der Kaiser aufhielt, und war so glücklich, ein geneigtes Gehör zu finden. Am 20. April durfte ihm die Reichshofratskanzlei die vorläufige Resolution erteilen: „Daß, wenn Ihro Kaiserlicher Majestät die Jenaische Schulordnung und Stiftung fürgebracht würden, Sie Sich sodann wegen gebetener Bestätigung und Befreiung derselben gnädiger und freundlicher Gebühr erweisen würden; jedoch mit dem Vorbehalte, daß die theologische Fakultät wenigstens so lange, bis es zu einem Vergleich in der spaltigen Kirche käme, keine Doktoren machen dürfe, als wozu sich die Stifter reversieren würden, wie denn auch Herzog Johann Wilhelm solches im voraus angeloben müssen."

Diese Kompetenzbeschränkung gerade der theologischen Fakultät schien allerdings den Haupt- und Lebenszweck der neugegründeten Universität, die Ausbreitung und Fortpflanzung der evangelischen Lehre, illusorisch zu machen. Johann Wilhelm aber, der von der Zukunft noch eine günstige Wendung erwartete, hielt es für klug, den geforderten Revers einstweilen auszustellen und kehrte, zufrieden mit diesem vorläufigen Erfolg, nach Jena zurück.

Er hatte sich nicht verrechnet.

Das schon früher in freiheitlichem Geiste errichtete Universitätsstatut wurde so schnell als möglich einer erneuten Durchsicht unterworfen, um hierauf von Johann Schröter dem Kaiser zur Konfirmation vorgelegt zu werden. Im Juli 1557 trat jener die Reise nach Wien an. Bei ihm befand sich die wichtige Angelegenheit in besten Händen. Er war nicht nur ein tüchtiger Gelehrter, sondern auch ein gewandter Diplomat und Geschäftsmann voll praktischer Welt- und Menschenkenntnis; dabei bereits von früheren Zeiten her ein persönlicher, ja intimer Freund des Kaisers und mit den höchsten Beamtenkreisen Wiens zum Teil sogar verwandt oder verschwägert.

Die Hoffnung, die man auf den Erfolg seiner Sendung setzte, wurde in glänzender Weise gerechtfertigt. Durch seine Geschäftsgewandtheit brachte er es dahin, daß der Kaiser noch am 31. August den unangenehmen Vorbehalt hinsichtlich der theologischen Fakultät zurückzog und der neuen Universität das bereits am 15. August vollzogene Privilegium in uneingeschränkter Form ausfertigte. Er erteilte darin den sämtlichen Fakultäten der Academia Salana dieselben Rechte und Vergünstigungen, wie sie auch die Hochschulen zu Bononia, Siena, Parma, Pavia, Perugia, Paris und Leipzig besaßen.

Die Siegel



der theologischen



der juristischen



der medizinischen



der philosophischen

Fakultät.

So war zu jener Zeit, als die beiden feindlichen Religionsparteien noch in heftigstem Kampfe miteinander lagen, auf deutscher Erde die erste Universität entstanden, welche nach der ausdrücklichen Bestimmung der Statuten einzig und allein „zur Erhaltung und Fortpflanzung der evangelisch-lutherischen Lehre und aller guten Zucht und freien Künste“ errichtet wurde. —

Das heißersehnte Ziel war erreicht.

Als Schröter, von dem Kaiser mit dem Reichsadelsbrief und einer goldenen Gnadenkette beliehen, noch am Ende des Jahres wieder in Jena eintraf, wurde er von den Herzögen Johann Wilhelm und Johann

Friedrich samt der vollzähligen Akademie und Bürgerschaft über eine Stunde weit eingeholt und im Triumph zur Stadt geleitet. In ganz besonderer, wohlverdienter Anerkennung seiner Verdienste wurde ihm die Würde eines ersten Rektors der neubegründeten Hochschule übertragen.

Unter seiner Leitung traf man nunmehr die Vorbereitungen zur feierlichen Eröffnung der Universität. Zunächst wurden die Siegel der vier Fakultäten, sowie die Insignien und Ornate der akademischen Würdenträger hergestellt.

Das Siegel der theologischen Fakultät stellt das Bild Christi, in der rechten Hand die Weltkugel tragend, vor, und führt die Umschrift: Sigillum Theologicae Facultatis· Studii Jenensis. — Das Siegel der juristischen Fakultät in der Gestalt eines verschobenen Vierecks führt das Bild der Gerechtigkeit, über demselben ein kleines Schild mit der sächsischen Raute und die Umschrift: Sigillum Collegii Juridici in Studio Jenensi. — Das Siegel der medizinischen Fakultät, mit der Umschrift: Sigillum Medicae Facultatis Studii Jenensis, führte ursprünglich Luthers Bildnis mit der aufgeschlagenen Bibel, in welcher zu lesen war: verbum Dei manet in aeternum. — Auf dem Siegel der philosophischen Fakultät endlich befindet sich ein geharnischter Mann, der eine Weltkugel mit einem Zirkel mißt, samt der Umschrift: Sigillum Artium Facultatis Studii Jenensis.

Die Insignien bestehen in zwei 35 Zoll langen und 58 Lot schweren Szeptern von Silber, welche von den Pedellen bei feierlichen Handlungen dem Rektor oder Prorektor vorgetragen werden. Das Ornat des Rektors besteht in einem purpursamtnen Schultermantel mit goldnen Knöpfen, von kleinen Diamanten besetzt; das des Prorektors ist von gleicher Farbe und Gestalt, hat jedoch silberne vergoldete Knöpfe.

Die feierliche Einweihung der Hochschule fand am 2. Februar 1558 unter großem festlichen Gepränge statt. Eine ansehnliche Zahl von Fürsten, Grafen und Vertretern des Thüringer Adels hatte, von der Bürgerschaft mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel in Groß-Schwabhausen eingeholt und von der Universität am Johannistor begrüßt, schon tags zuvor in Jena Einkehr gehalten. Herzog Johann Friedrich der Mittlere war beim Rektor Schröter abgestiegen. Johann Wilhelm wohnte im Gasthof zur „güldnen Gans“ und Johann Friedrich der Jüngere im Geleitshaus am Markte.

In der Stadtkirche fand, da die im Bilderstreit verwüstete Kollegien-(Dominikaner) Kirche noch nicht restauriert war, der eigentliche Festaktus statt. Nach Gesang des Liedes „Komm, heil'ger Geist“, hielt Herzog Johann Friedrich der Mittlere eine kurze lateinische Ansprache über die Wichtigkeit des Tages, worauf der fürstliche Rat Dr. Petrus Breme das kaiserliche Privilegium verlas. Sodann nahm der Herzog von neuem das Wort, um Rektor und Akademiker zur gewissenhaften Wahrnehmung der Privilegien und Statuten zu ermahnen. Kanzler Brück tat dasselbe in

deutscher Rede und händigte dem Rektor Schröter die Originale der Kaiserlichen Dokumente ein. Ebendiesem überreichte der fürstliche Rat Dr. Stephan Clodius die Universitätsgesetze. Im Namen des Stadtrats und der Bürgerschaft ergriff der damalige Bürgermeister M. Burkhardt Andreae das Wort, um Stadt und Land wegen des ihnen anvertrauten Kleinods zu beglückwünschen und die pünktlichste Erfüllung aller schuldigen Pflichten gegenüber der Hochschule zu versprechen. Dem Rektor widmete er als besonderes Dankeszeichen einen silbernen, stark vergoldeten Kredenzbecher, worauf dieser in einer kurzen Rede in seinem und der Akademie Namen dankte.

Die eigentliche Festrede hielt Johann Stigelius „über den Nutzen und die Würde der Akademien und den Nutzen, den insbesondere die hiesige sowohl der Religion, als auch der Wissenschaft bringen würde".

Mit dem Ambrosianischen Te deum laudamus fand der Festaktus sein Ende.

Für die drei Herzöge mit ihrem Gefolge, die beiden Bürgermeister Hoffmann und Flach, sowie den hier studierenden Grafen Philipp von Nassau fand Festbankett auf dem Rathaus statt, während die übrigen Herrschaften und Adlige, samt den Mitgliedern des Rats und der Akademie teils im Schlosse, teils im Hause des Schöffers bewirtet wurden.

Auf dem Markte war eine Rennbahn hergerichtet. Hier fanden nach damaligem Brauch an diesem und dem folgenden Tage solenne Ritterspiele und Turniere statt, an denen u. a. auch Herzog Johann Wilhelm teilnahm und, von seinem jüngeren Bruder und einem Grafen von Henneberg sekundiert, nach dreimaligem Zusammenrennen den Ritter Christoph von Harstall aus dem Sattel hob Am folgenden Tage sollen sich bei Ballschlagen, Fahnenschwenken, Pikenwerfen und dergl. die hier studierenden Christoph von Dangel und Heinrich von Erffa am wackersten gehalten haben.

Am 5. Februar reisten die Herzöge wieder ab, nachdem sie noch zuvor über verschiedene Neueinrichtungen und den weiteren Ausbau der Akademie weitgehende Bestimmungen getroffen hatten. Professoren und Studenten aber kehrten mit neuem heiligen Eifer zu ihrem Studium zurück. Sie waren nun Glieder eines vollgiltigen und vollberechtigten Universitätskörpers geworden.

---

## Das erste Jahrhundert der Academia Salana.

Der Jugendfrühling der neugegründeten alma mater Jenensis sollte leider nicht ungetrübt verlaufen. Es war eine rechte Sturm- und Drangperiode, die zunächst über das Hochschulleben hereinbrach.

Hieran waren keine anderen, als die beiden ersten Ordinarii der theologischen Fakultät schuld.

Zu diesen gehörte Matthias Flacius (Vlacich, zu Albona in Istrien geboren, daher Illyricus genannt). Ihn, der sich als Hochschullehrer zu Wittenberg sowie als Kirchenpolitiker bereits namhafte Verdienste um die evangelische Kirche erworben, hatte Johann Friedrich,



Die alten Collegiengebäude.

wie bereits erwähnt, im Jahre 1557 nach Jena berufen. Anfänglich übte der energische, zielbewußte Lutheraner großen Einfluß auf den Herzog aus und vereitelte durch diesen die im Sinne der laxeren Wittenberger Theologie gemachten Einigungsversuche der evangelischen Fürsten, weil „dadurch die Wahrheit verleugnet werde“. Anderseits setzte er, zur Widerlegung und Verdammung aller unevangelischen Irrtümer innerhalb der evangelischen Kirche, die Aufstellung einer Confutatio für Thüringen fest, auf welche sämtliche Geistliche und Lehrer verpflichtet werden sollten. Seiner fanatischen Starrheit wegen fand er jedoch schon damals wenig Freunde.

Auch sein Kollege im Lehramt, Victorin Striegel, im Herzen den Wittenberger Theologen zugeneigt und jedenfalls von einer gewissen Eifersucht erfüllt, wandte sich gegen ihn. Ueber die Frage, ob der Mensch zum Guten mitwirken könne oder nicht, entbrannte zwischen den

beiden Hochschullehrern ein mit aller rabies theologorum geführter Streit, an welchem nicht bloß die theologische Welt, sondern auch die gesamte Studentenschaft und Bürgerschaft Jenas leidenschaftlichen Anteil nahm.

Zunächst hatte der um seine Orthodoxie besorgte Herzog Johann Friedrich gegen Striegel Partei ergriffen. Er ließ eine Schrift verfassen, in welcher dessen Standpunkt aufs heftigste bestritten wurde, und ordnete an, daß diese von allen Kanzeln des Landes nach der Predigt stückweise verlesen werden sollte.

Striegel und sein ergebener Parteigänger Andreas Hügel lehnten sich offen und energisch hiergegen auf. Infolgedessen ließ der Herzog die Widerspenstigen am Osterfest 1559 nächtlicher Weile durch ein Piket von 300 Mann aufheben und nach der Leuchtenburg bei Kahla, später nach Schloß Grimmenstein in Gotha abführen. Hier wurden sie bis zum 7. September in Haft behalten. Dann kehrte Striegel wieder nach Jena zurück, verblieb aber daselbst auch ferner in Stubenarrest, während Hügel eine Anstellung als Superintendent in Orlamünde fand.

Um den unerquicklichen Streit endgiltig beizulegen, ordnete der Herzog eine öffentliche Disputation zwischen Flacius und Striegel an, die im Jahre 1560 vom 2.—8. August im Schlosse zu Weimar stattfand. Zahlreiche Theologen und Studierende aus Wittenberg, Leipzig und Jena waren zugegen. Schließlich wurde Flacius mit seiner These: „Die Sünde sei keine Accidenz, sondern Substanz“, für überwunden erklärt. Da er auf einen Widerspruch nicht einging und auch der Herzog mittlerweile seine Gunst ihm entzogen hatte, wurde er am 10. Dezember, nebst seinen Anhängern Wigand, Judex, Musaeus und Coelestinus, welche sich sämtlich geweigert hatten, die synergistische Deklaration Striegels zu unterschreiben, seines Amtes entsetzt. Er begab sich nach Regensburg, in der Hoffnung, fortan im Südosten Deutschlands einen neuen Wirkungskreis zu finden.

Die Gegenpartei, die mit dem Hofe verbündet war und sich vornehmlich auf den herrschsüchtigen Kanzler Brück stützte, hatte gesiegt. Dennoch ging der Haß und die Streitwut Striegels so weit, daß auf sein Anstiften noch in dem folgenden Jahre, als der Gegner Jena längst verlassen hatte, dessen ehemaliges Wohnhaus in der Kollegiengasse, das sogenannte Collegium Flacianum, von den Studenten gestürmt und gänzlich demoliert wurde.

Auch der Volksmund hat dem Namen des unglücklichen Eiferers ein Brandmal aufgedrückt. Das Wort „Fläz“, von Flacius abgeleitet, mit welchem man einen groben, ungeschliffenen Menschen bezeichnet, hat diesem Streit seinen Ursprung zu danken.

Es mag ja sein, daß der südländische Feuerkopf in seinen mit Leidenschaft geführten Kontroversen mit dem Gegner nicht immer fein säuberlich verfahren ist. In Streit hat er sein Leben lang gelegen, und

auch seine fernere Wirksamkeit war nichts anderes, als ein unstetes Wandern und Flüchten von einem Ort zum andern. Der Eifer um die lutherische Kirche und die Reinheit ihrer Lehre hat ihn verzehrt. Unter jenen ersten Anhängern der Reformation hat keiner für die Bewahrung der evangelischen Kirche vor Irrlehren so viel gearbeitet und so viel gelitten, als er. Sein schweres Geschick ist nicht ganz unverdient gewesen. Aber sicher hat man auch kaum einen Mann mit so viel Ungunst und Ungerechtigkeit behandelt. —

Diese bewegten Zeiten konnten auf das Universitätsleben, namentlich auf die Frequenz der Hochschule, nicht ohne nachteiligen Einfluß bleiben. So trat u. a. während des Jahres 1573 sogar eine halbjährige Vakanz in der theologischen Fakultät ein. Auch die Lehrdisziplin hatte unter solchen Verhältnissen schwer zu leiden. Wenn ja auch etwa vom Jahre 1574 ab wieder ein einigermaßen geordneter Studienbetrieb aufgenommen werden konnte, so ließ dieser doch noch viel zu wünschen übrig. Und zwar nicht bloß von seiten der Studierenden, sondern auch von seiten der Dozenten. Es gab Professoren, welche ganze Jahre lang überhaupt keine Vorlesungen hielten, und oft genug hatten sich die akademischen Gesetze mit einer ordnungsmäßigen Abwartung des akademischen Lehramtes zu beschäftigen. Fort und fort mußte daran erinnert werden, daß die Professoren ihre Vorlesungen gewissenhaft halten, und der Rektor sowie die Dekane die Nachlässigen an ihre Pflicht erinnern, erforderlichenfalls sogar in strenge Strafe nehmen sollten. Insbesondere nahmen die zu jener Zeit besonders beliebten öffentlichen Disputationen, die zudem oft genug zu argen Skandalszenen Veranlassung gaben, auf Kosten der ordnungsgemäßen Vorlesungen einen viel zu breiten Raum im Studienleben ein. Sie wurden geradezu als Hauptbestandteil des wissenschaftlichen Betriebes angesehen. „Die Studenten", so klagt ein zeitgenössischer Professor, „kommen selten in die Auditorien, wenn man lieset. Allenfalls melden sie sich zu einem disputatorium." Dazu kam, daß man die einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen zumeist in einer durch und durch pedantischen und wenig fesselnden Weise behandelte. Man legte lediglich darauf Wert, den Zuhörern möglichst dicke Hefte zu diktieren, wogegen ausdrücklich verordnet werden mußte, „daß die Kollegien, um die Jugend zu fleißigem Hören zu vermögen, kurz und nervose gehalten, und die Studierenden nicht mit allzuviel Schreiben beschwert werden sollten."

An diesen mißlichen, zerfahrenen Verhältnissen trug natürlich auch der unselige dreißigjährige Krieg einen großen Teil der Schuld.

Die Universität selbst blieb allerdings vor Kriegsgreueln verschont, obgleich die Stadt verschiedene Male, namentlich im Jahre 1637, von Plünderung hart heimgesucht wurde. Die Anstalten der Hochschule, sowie die ihr gehörigen Güter zu Remda und Apolda, durften sich zu jeder Zeit des Schutzes der Schwedischen und Kaiserlichen Generäle erfreuen.

Dennoch konnte von einem geordneten wissenschaftlichen Leben während dieser unruhigen Zeiten nicht wohl die Rede sein. Viele Professoren und Studenten befanden sich selbst unter den Fahnen, so daß einzelne Lehrstühle und Lehrsäle gänzlich verwaist waren; und auch die wenigen Professoren, die sich noch am Orte aufhielten, schmachteten in bitterer Not, da die Besoldungen nicht zu erhalten waren.

Das Hauptübel aber war die grenzenlose Sittenverwilderung jener Zeit, die auch auf die studierende Jugend einen durch und durch verrohenden Einfluß ausübte.

Wie nicht anders zu erwarten, hatten die Kriegsjahre einen wesentlichen Rückgang der Studienfrequenz zur Folge, die bisher immer noch auf einer erfreulichen Höhe geblieben war. Während des 16. Jahrhunderts hatte die Zahl der zu Jena Studierenden durchschnittlich etwa achthundert betragen. Am stärksten, über tausend, war sie in der Zeit von 1566—1576. Die folgenden Pestjahre, während deren die Universität zeitweilig (1578) nach Saalfeld verlegt wurde, hatten einen Rückgang auf vierhundert gebracht. Dann stieg die Frequenz wieder auf achthundert. Am tiefsten stand erklärlicherweise der Besuch während der Kriegsperiode, namentlich in der Zeit von 1633—1637 und 1638—1643, wo er auf eine Zahl von kaum zweihundert herabsank. Gegen Ende des Krieges trat wieder ein erfreulicher Aufschwung ein, so daß im Jubiläumsjahre 1658 rund 600 Studenten immatrikuliert waren.

Zu ganz besonderem Ruhme gereichte es der aufblühenden Hochschule, daß eine stattliche Anzahl von Lehrbeflissenen aus hohen und höchsten Kreisen daselbst ihren Studien oblagen. Während des ersten Jahrhunderts studierten in Jena 26 Prinzen, 29 Grafen und 83 Freiherrn. Unter ihnen Herzog Johann Friedrich der Jüngere selbst, der am 31. Oktober 1565 als Studiosus zu Jena starb; außer ihm Herzog Magnus von Braunschweig (1592), Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen († 1602), die Prinzen Johann Ernst und Friedrich von Weimar (1608), Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen (1619), die Prinzen Johann Ernst und Johann Wilhelm von Sachsen (1636), die Prinzen Johann Georg und Adolf Wilhelm von Sachsen (1639), Herzog Christian Adolf von Holstein (1656) u. a.

Trotz aller Ungunst der Zeit aber hatte die Fürsorge der fürstlichen Erhalter für ihre Academia Salana nicht nachgelassen. Namentlich waren sie unausgesetzt bemüht, die bereits im Jahre 1548 errichtete akademische Speiseanstalt immer reichlicher auszustatten. Schon in den Anfangsjahren war die Zahl der Tische im Konviktorium auf acht gestiegen, unter welchen sich der nachmals so bekannt gewordene Drakendorfsche Freitisch befand, den der Weimarische Kanzler Max Gerstenberger im Jahre 1600 gestiftet hatte. An jedem dieser acht Tische, zu welchen später noch vier andere, teils von den fürstlichen Erhaltern, teils von Privatpersonen gestiftete hinzukamen, speisten täglich mittags

und abends je zwölf Kommensalen, über die der im Kollegiengebäude wohnende Inspektor Collegii die Aufsicht führte. Ein Lektor hatte die Pflicht, vor und nach Tisch lateinisch zu beten, außerdem die Kommensalen an die einzelnen Tische zu verteilen und von den Teilhabern der Zahltische das Geld einzukassieren, während die Dapiferi und Potiferi das Decken der Tische, sowie das Auftragen und Verteilen der Speisen zu besorgen, sowie im allgemeinen auf Ordnung und Anstand während der Mahlzeiten zu halten hatten.

Für sämtliche Benefiziaten wurden, um sich der empfangenen Wohltaten würdig zu erweisen, halbjährliche Fakultätsexamina eingerichtet. Wie man denn überhaupt — freilich nicht immer mit rechtem Erfolge — bemüht war, auf einen fleißigen, sittsamen Lebenswandel der Konviktoristen und Stipendiaten hinzuwirken. So wurde diesen namentlich der regelmäßige Besuch der Vorlesungen und Disputationen, besonders auch den kirchlichen Konventen die Teilnahme am heiligen Abendmahl zur Pflicht gemacht.

Von besonderer Wichtigkeit war die Errichtung eines studentischen Hospitals, das sich namentlich während der herrschenden Pestzeiten trefflich bewährte. Als solches wurde die am linken Ufer der Lache gelegene St. Nicolauskapelle durch die Universität im Jahre 1564 angekauft, bereits im Jahre 1572 zweckentsprechend eingerichtet, aber erst im Jahre 1592 der nunmehrigen Bestimmung übergeben. Die Einkünfte bestanden teils aus erkauften Zinsfrüchten, teils aus Sammlungen und freiwilligen Gaben. Da das Gebäude — an welchem außerdem nach dem Flusse hin ein Korb herabhing, in welchem die Felddiebe zur Strafe mehrmals unter Wasser getaucht wurden — durch die große Ueberschwemmung des Jahres 1784 arg gelitten hatte, wurde es von Grund aus abgebrochen. Jedoch ist damals durch Großherzog Carl August die Bestimmung getroffen worden, daß „die Nützung aus der Verpachtung dieses Gebäudes von der Kammer erstattet und dieses jährlich erstattete Pachtgeld nebst den Renten der übrigen Stiftungen zu gleicher Absicht verbleiben solle“.

Mittlerweile hatte auch die politische Regentschaft über Stadt und Universität eine Aenderung erfahren. Die beiden noch lebenden Söhne Johann Friedrich des Großmütigen waren im Jahre 1566, nach dem Tode ihres jüngeren Bruders, einen Oerterungsrezeß mit einander eingegangen, demzufolge der Weimarische Landesteil und damit auch Jena an Johann Friedrich den Mittleren fiel. Da dieser jedoch infolge der Grumbachschen Händel von Maximilian II. geächtet und später gefangen gesetzt wurde, kam im Jahre 1572 zwischen dessen Söhnen und Johann Wilhelm, seinem Bruder, eine Landesteilung zustande, durch welche der letztere alleiniger Herr von Jena wurde. Ihm folgte bei einer weiteren Landesteilung (1603) sein Sohn Johann und nach dessen Tode, durch Teilungsvertrag vom 9. April 1640, Wilhelm IV. von Weimar. —

Nun rüstete sich die Academia Salana zu ihrer ersten Centenarfeier. Auf Anfrage des Senates an die durchlauchtigsten Nutritoren wurde verfügt, daß man sich hauptsächlich nach der Wittenberger Jubelfeier richten solle, daß „sonderliche Ausrichtungen von den fürstlichen Interessenten für unnötig angesehen werden und daß der Superintendent Chemnitius in der Stadtkirche die Jubelfeier halten solle".

So geschah es am 2. Februar 1658. Tags darauf fand feierlicher Rektoratswechsel statt, während an den nächsten Tagen die Dekane der theologischen, juristischen und medizinischen Fakultät in der Kollegienkirche ihre Jubelrede hielten und am 9. Februar noch eine solenne Magisterpromotion vollzogen wurde. Zum Beschluß verlas der Professor der Dichtkunst, Olpius, ein Jubelgedicht in lateinischer Sprache. —

---

## Das zweite Jahrhundert.

Die fürstlichen Erhalter der Universität hatten, bewußt oder unbewußt, das Rechte getroffen, als sie gelegentlich der Zentenarfeier im Jahre 1658 die Weisung gaben, daß das erste Säkulum in bescheidenster Weise, ohne großes Ruhmesgeschrei und festliches Gepränge beschlossen werden sollte. Ein glorreiches Jahrhundert konnte es schwerlich genannt werden. Aber die Schuld lag nicht so sehr an irgendwelchen persönlichen oder lokalen Unstimmigkeiten, als vielmehr an dem allgemeinen Kulturniedergang, den jene heil- und trostlose Zeit über ganz Deutschland gebracht hatte. Wenn unter so traurigen Verhältnissen das geistige Leben nicht überhaupt gänzlich erlosch, sondern vielmehr alle Kräfte aufbot, um aus dem allgemeinen Zusammenbruch noch die wertvollsten Güter zu retten und die verstreuten Kulturelemente neu zu sammeln, so liegt hierin ein glänzender Beweis von der kräftigen Natur und der ungebrochenen Lebenskraft der deutschen Nation.

Es war Christian Thomasius, der geistige Stammvater der Universität Halle, von dem zu jener Zeit eine mächtige Reformbewegung auf das gesamte deutsche Hochschulwesen und die Behandlung der einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen ausging und durch alle geistige Erstarrung und unfruchtbare Gelehrsamkeit hindurch die Bahn zu einer geistesfrischen und nationalen Bildung gebrochen wurde. Unterstützt von Wolf und der Leibniz-Wolf'schen Schule, deren Verdienst es war, alle Wissensgebiete vom Standpunkt einer modernen, auf „Aufklärung der Vernunft" basierten Philosophie zusammenhängend und methodisch bearbeitet zu haben; im Bunde mit Spener und Hermann Franke, die an Stelle der in totem Formalismus erstarrten evangelischen Orthodoxie ein neues, warmpulsierendes Leben entzündet hatten, unternahm dieser

kühne Reformator einen erfolgreichen Kampf gegen alle durch Herkommen und geistige Trägheit geheiligten Mißbräuche des Studienwesens. Insbesondere war es sein Bestreben, der deutschen Sprache an Stelle des verknöcherten Gelehrtenlateins zu ihrem guten Rechte in den Lehr- und Hörsälen der deutschen Hochschulen zu verhelfen.

Auch über Jena und seine Academia Salana brach ein neuer Frühling herein. Wenn vielleicht auch später, als auf anderen Hochschulen, machte sich doch in um so intensiverem Maße der läuternde Einfluß der neuen Methode in wissenschaftlicher, wie in sittlicher Beziehung geltend. Nicht ohne zunächst bei einem großen Teil der Studentenschaft, die sich von dem unbewußten Hinleben in den althergebrachten Formen nicht so ohne weiteres loszureißen vermochten, auf heftige Opposition zu stoßen. Auf die Dauer konnten jedoch auch diese widerstrebenden Elemente sich der neu aufblühenden Geisteskultur nicht verschließen, die je mehr und mehr das gesamte intellektuelle, ästhetische, sittliche und gesellschaftliche Leben des deutschen Volkes, und in erster Linie der studierenden Jugend, völlig umgestaltete.

Das Studienleben nahm einen mächtigen Aufschwung. Der größte Teil der Professoren zeigte neue Lust und Liebe für ihr Lehramt. Nun wurde, ganz im Gegensatz zu früheren Zeiten, mitunter sogar die Klage laut, daß einzelne Dozenten ihre Vorlesungen über die gebührliche Zeit hinaus ausdehnten, so daß auch dieser Uebereifer wiederum durch besondere Reskripte eingedämmt werden mußte.

In immer erfreulicherem Maße bildete sich ein reger persönlicher Konnex zwischen Lehrern und Studierenden, inner- und außerhalb der Kollegien, heraus, der vorher kaum bestanden, oder sich höchstens in oppositioneller Weise bemerkbar gemacht hatte. Nun hörte man immer mehr von Vivats und Abendmusiken, welche beliebten Lehrern dargebracht wurden, und auch während der Vorlesungen selbst machte sich allmählich die Gepflogenheit geltend, den Lehrern laut zu applaudieren. Gar manche Studiosen fanden an ihren Professoren wahrhaft väterliche Freunde und Berater, deren segenbringender Einfluß sich nicht bloß auf ihren akademischen Bildungsgang erstreckte, sondern ihnen auch für das ganze fernere Leben erhalten blieb. Kaum einer mag wohl die Universität verlassen haben, ohne in seinem Stammbuch ein freundliches, fruchtbringendes Geleitswort seiner Lehrmeister mit nach Hause zu nehmen.

Zu ganz besonderem Segen entwickelten sich nach der gleichen Richtung hin die gelehrten Gesellschaften, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gestiftet wurden. Unter ihnen in erster Linie die von M. Johann Andreas Fabricius begründete „Deutsche Gesellschaft", die sich, in Thomasius' Geiste, die Pflege der deutschen Muttersprache und das Studium der deutschen Literatur zum Ziel gesetzt hatte. Ihr verhalfen, außer dem Stifter, namentlich zwei Studierende, Hermann Adolf Le Fèvre, später Sekretär der freien Stadt Lübeck, und Johann Gott-

2*

lieb Klose, später Königl. Amtsadvokat in Schweidnitz, zu hoher Blüte. Noch in späteren Jahren hat dieser Verein unter der Leitung der Philosophen Gottlieb Stolle und Carl Gotthelf Müller die deutsche Sprachkultur, zumeist nach Gottscheds Methode, außerordentlich gefördert.

So stand denn auch die Frequenz der Hochschule zu keiner Zeit auf stolzerer Höhe, als in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Lediglich die Jahre 1721, 1741 und 1751 zeigten einen Rückgang. Die stärksten semesterlichen Immatrikulationen fielen in die Sommer-



Ehemaliges Residenzschloß.

semester 1712 (504 Neuinskribierte) und 1715 (509 Neuinskribierte). Die bedeutendste Jahresinskription, überhaupt die größte, die in Jena jemals stattgefunden hat, wurde im Jahre 1717 erreicht, wo nicht weniger als 778 die Matrikel erhielten. In der Zeit von 1710—1719 mögen wohl 3000 Studierende zu Jena gewesen sein. Diese Zahl ist nie wieder erreicht worden. Der jähe Rückgang in der Frequenz etwa vom Jahre 1770 ab ist zumeist auf Rechnung der zu ebenjener Zeit neugegründeten Universitäten zu Göttingen und Erlangen zu setzen, deren Landesherren, wie auch der König von Preußen und andere Regenten, ihren Landeskindern nunmehr den Besuch auswärtiger Universitäten untersagten.

Jena selbst war nach dem Tode Wilhelms IV. durch Landesteilung vom 25. Juli 1672 an dessen jüngsten Sohn Bernhard II. ge-

fallen. Durch ihn wurde ein selbständiges Herzogtum Sachsen-Jena begründet. Seit dieser Zeit nennt sich Jena Residenzstadt. Jedoch ging die Linie Sachsen-Jena nach Bernhards Tode (1690) wieder ein. Die Landesherrschaft über Jena fiel an Herzog Johann Georg von Eisenach und dessen Nachfolger Johann Wilhelm (1698). Sowohl der letztere, als auch Herzog Bernhard II. haben des öfteren ihre Hofhaltung nach Jena verlegt. Nach dem Tode Johann Wilhelms kam Jena an Wilhelm Heinrich, dessen Sohn und Nachfolger, mit dem die Sachsen-Eisenachsche Linie ausstarb (1741). Die Eisenachschen Lande, unter ihnen auch Jena, wurden nunmehr mit dem Hause Sachsen-Weimar vereinigt, bei welchem sie bisher verblieben sind. —

Mit außergewöhnlicher Solennetät beging die Universität im Jahre 1758 ihre zweite Säkularfeier. Die bis ins Einzelnste ausführliche, umständliche Beschreibung, welche die Chronisten dieser Feier angedeihen lassen, gibt den Beweis dafür, welche hohe, glänzende Bedeutung man ihr beimaß. Sie bietet zugleich ein interessantes kulturhistorisches Bild. Um so mehr, als gerade die damaligen Zeitverhältnisse, unter der Unruhe des siebenjährigen Krieges, keineswegs danach angetan waren, ein solches Fest auszurüsten. Die sächsischen Staaten waren mit einer fremden Soldateska überschwemmt. Jena selbst hatte unter fortwährenden Truppendurchzügen zu leiden. Von desto imposanterem Eindruck wollte den fürstlichen Nutritoren das glänzende Schauspiel einer solchen Feier mitten unter den außerhalb des Landes tobenden Kriegsstürmen erscheinen. Die festlichen Veranstaltungen sollten sich zu nichts geringerem gestalten, als zu „ludis triumphalibus, dergleichen nicht einmal Rom je gefeiert!“

Am Sonntag, dem 29. Januar, hatte bereits der Professor Dr. Kröcher eine Vorbereitungspredigt „von der erfüllten Hoffnung einer jubilierenden hohen Schule bei wundervollen Zeiten“ gehalten. Tags darauf trafen die fürstlichen Kommissarien und Deputierten der übrigen Universitäten in Jena ein, worauf am 1. Februar nachmittags das Fest mit Geläute aller Glocken und Pauken- und Trompetenschall vom Turme der Stadtkirche eingeleitet wurde.

Am andern Morgen setzte sich vom Kollegiengebäude aus der Festzug, geleitet von 24 aus der Studentenschaft gewählten Marschällen, unter vollem akademischen Gepränge nach der Stadtkirche in Bewegung. Hier predigte Superintendent Zeißing über den vorgeschriebenen Text Ps. 84, 5—8 „von der Glückseligkeit derer, welche auf hohen Schulen als heiligen Stätten wohnen“, worauf nach Rückkehr zu den Kollegiengebäuden für die Komissarien und Abgeordneten im Residenzschlosse Tafel gehalten wurde.

Nachmittags predigte der Archidiakonus Dr. Erhard auf Grund von Luc. 10, 21—22 über „Jesus, als das Vorbild zu einer gottgefälligen akademischen Jubelfeier“.

Am folgenden Tage fand ein akademischer Festaktus in der Kollegienkirche statt, in welchem der designierte Prorektor, Professor der Beredsamkeit Müller, eine Rede „über Salinens auch im zweiten Jahrhundert ihres Flores gestiegene Hoheit" hielt.

Die Festtafel, welche hierauf im Schlosse stattfand und dreimal mit zweiunddreißig verschiedenen Speisen besetzt wurde, mag eine der glänzendsten ihrer Art gewesen sein. Mit ganz besonderem Entzücken berichtet der Chronist von einem höchst kunstvollen Dessertarrangement, das die Schicksale der Academia Salana unter dem Bilde eines Schiffes versinnbildlichte, das sich zuerst auf sturmbewegtem Meer, sodann auf ruhiger See in Sicht des Ufers, und schließlich im sicheren Hafen an einem blühenden Garten zeigte. Dieses gastronomische Wunderwerk, dem eine eigene, bei Margraf in Jena erschienene Monographie gewidmet ist, war von dem Hofkonditor Oettelt, dem Hofmaler Klessen und dem Konditor bei Ihro hofgräflichen Exzellenz, dem Herrn Statthalter Grafen von Bünau verfertigt worden.

Am 4. Februar hielten die gelehrten Gesellschaften ihre festlichen Veranstaltungen ab, bei denen u. a. eine geborene Jenenserin, Charlotte Marie Blaufuß, mit der silbernen Dichterkrone geschmückt wurde, und am Abend desselben Tages durfte die Studentenschaft in den festlich illuminierten Hörsälen bei zehn Eimern Rheinwein und allerlei Kuchen ꝛc. ein fröhliches Gelage feiern.

Die Sonderfeierlichkeiten, bei denen Kirchenrat Walch noch eine Predigt „von der Herrlichkeit des Herrn auf der Universität Jena" hielt und hierauf in seinem reich illuminierten und mit allerlei allegorischen Transparenten geschmückten Hause die Mitglieder der lateinischen Gesellschaft festlich bewirtete, zogen sich noch bis zum 11. Februar hin, an welchem Tage sie, nach Vorausgang verschiedener Jubelpromotionen, mit einer Speisung von siebenhundert Armen auf dem Schloßhof ihr Ende fanden. —

---

## Die klassische Zeit.

Alt-Jenas Ruhmesepoche fällt unter die Regierung des ebenso patriotischen, als feingebildeten und kunstsinnigen Großherzogs Carl August (1775—1828).

Es ist bekannt, in welcher glänzenden Weise dieser größte aller fürstlichen Mäcene seine Residenz zum gefeierten Sitz der Musen zu erheben wußte. Auch auf die Nachbarstadt am Saalestrand fiel ein hell-leuchtender Sonnenstrahl jener großen klassischen Zeit —

„— so reich, daß er Unsterblichkeit ihr lieh!"

Es war die Zeit, wo Männer wie Schiller, Fichte, Humbold, Schelling, Hegel, Voß, Schlegel und wie viele andere Heroen die kleine Universitätsstadt zu einer Metropolis deutschen Geistes und deutscher Wissenschaft erhoben, und kein geringerer, denn Goethe, als spiritus rector über dem dortigen Hochschulwesen waltete.

Der „Herr Geheime Rat" hatte mit den kleinlichen Beamtengeschäften seiner hohen Staatsstellung sonst wenig zu tun. Sein fürstlicher Freund hatte es ihm gern nachgelassen, daß er sich in der Hauptsache nur mit den Anstalten, „welche für Wissenschaft und Künste in Bewegung gesetzt worden", zu befassen haben sollte. Zu diesen gehörte in erster Linie die alma mater Jenensis.

Goethe hat oft, gern und lange in Jena geweilt. Das „liebe, närrische Nest", wie er es schmeichelnd nennt, hatte es ihm angetan.

— — — — — — — — — —

„Freitag geht's nach Jena fort,
„Denn das ist bei meiner Ehr'
„Doch ein allerliebster Ort",

singt er in seinen „Lustigen von Weimar".

Hier fühlte er sich aller repräsentativen, amtlichen und höfischen Fesseln entledigt und konnte ganz und gar „Er Selbst" sein.

„Es ist eigen", schreibt Schillers Gattin an Frau von Stein, „welchen Eindruck der Ort auf ihn macht. In Weimar ist er gleich steif und zurückgezogen. Hätte ich ihn hier nicht kennen gelernt, so wäre mir viel von ihm entgangen und nicht klar geworden."

In Jena war Goethe nach seinem eigenen Bekenntnis immer „ein glücklicher Mensch, der keinem Raume so viel produktive Momente zu verdanken hatte".

Hier fand er seinen Knebel wieder, der sich aus dem unruhigen Hof- und Gesellschaftsleben der Residenz in sein kleines, nahe beim „Paradies" gelegenes trauliches Anwesen zurückgezogen hatte. Im Frommann'schen Hause am Fürstengraben genoß der Dichterfürst eine zwanglose, anregende Geselligkeit. „Ich habe da schöne Abende verlebt," schreibt er an Eckermann. „Auch Jean Paul, Tieck, die Schlegel und was in Deutschland sonst Namen hat, ist dort gewesen und hat dort gern verkehrt."

Sein dichterischer Genius nicht minder wie sein reges Interesse für die Naturwissenschaft fand in Jena reiche Befruchtung.

Jenseits der Saale, zur Linken der alten Kamsdorfer Brücke, steht der Gasthof zur „Tanne" (das heutige, leider nicht mehr in seiner ursprünglichen Gestalt erhaltene Wenigenjenaer Rathaus). Im Erkerzimmer dieses Hauses hat Goethe bei seinen gelegentlichen Besuchen in Jena mit Vorliebe Quartier genommen. Hier ist, hoch über den rauschenden Wassern der Saale und ihren mit alten, grauen Weiden bestandenen Ufern, der „Fischer" gedichtet. Auch der „Erlkönig" soll dem

charakteristischen Milieu seine Entstehung zu verdanken haben. Noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren die weißen Wände des Erkerzimmers sowohl mit einzelnen Verszeilen, als auch mit wissenschaftlichen Berechnungen und Tabellen von Goethes eigener Hand bedeckt, denn der Raum diente ihm zugleich als Observatorium, von dessen Fenstern er in „nahezu absoluter Einsamkeit“ die Wolkenformen und Himmelsfarben studierte. Zahlreiche naturwissenschaftliche Arbeiten (zur Morphologie und Farbenlehre) sind an dieser selben Stätte entstanden.



Frommannsches Haus.

Auch die Inspektoratswohnung im alten botanischen Garten hat den Altmeister häufig in ihren Räumen beherbergt. Hier pflegte er sich mit Vorliebe botanischen Studien hinzugeben. Aus gleichem Interesse nahm er an den Sitzungen des naturwissenschaftlichen Vereins von Weimar aus häufig teil.

Was ihn jedoch am festesten und innigsten an Jena kettete, war der Umgang mit Schiller.

Im Herbste 1788 war die Stelle eines Professors der Geschichte in Jena frei geworden. Zu jener Zeit hatte sich Schiller bereits durch seine Geschichte des Abfalls der Niederlande einen Namen als Historiker erworben. Auf Fürsprache Goethes, der ihn im Hause der Familie Lengefeld in Rudolstadt kennen gelernt hatte, ohne jedoch irgendwelche persönliche Sympathie für ihn zu empfinden, wurde ihm der Lehrstuhl angetragen. Mit gemischten Gefühlen nahm Schiller den wenig einträglichen Posten an. Er war besorgt, daß sein Fond an historischen

Kenntnissen nicht ausreichen und die intensive wissenschaftliche Arbeit seine dichterische Betätigung lahmlegen möchte. Auch Goethe, den er zunächst bei flüchtiger Bekanntschaft „für einen Egoisten im höchsten Grade“ hielt, zog ihn wenig an. „Dieser Mensch, dieser Goethe“, so urteilte er, „ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen.“

Gleichwohl hielt er am 11. Mai 1789 als Professor der Geschichte seinen Einzug in Jena.

„Mein Logis“ — es war die sog. „Schrammei“ in der Jenergasse — „habe ich über Erwarten gut gefunden“, schreibt er an Körner. „Der freundliche Anblick um mich herum gibt mir eine sehr angenehme Existenz.“

Am 26. Mai hielt er seine Antrittsvorlesung zur „Einleitung in die allgemeine Geschichte“. Lassen wir ihn mit seinen eignen Worten (an Körner) darüber berichten:

„Vorgestern, als den 26., habe ich endlich das Abenteuer auf dem Katheder rühmlich und tapfer bestanden und gleich gestern wiederholt. Das Reinholdsche Auditorium bestimmte ich zu meinem Debut. Es hat eine mäßige Größe und kann ungefähr achtzig sitzende Menschen, etwas über hundert in allem fassen. Aber die Menge wuchs nach und nach so, daß Vorsaal, Flur und Treppe vollgedrängt waren, und ganze Haufen wieder gingen. Darum ließ ich ihnen also den Vorschlag tun, bei Griesbach zu lesen, und mit Freuden ward er angenommen. Nun gab es das lustigste Schauspiel. Alles stürzte hinaus und in hellem Zuge die Johannisstraße hinunter, die, eine der längsten in Jena, von Studenten ganz besät war. Weil sie liefen, was sie konnten, um im Griesbachschen Auditorium einen guten Platz zu bekommen, so kam die Straße in Allarm und alles an den Fenstern in Bewegung. Man glaubte anfangs, es wäre Feuerlärm, und am Schlosse kam die Wache in Bewegung. Was ist denn, was gibt's denn? hieß es überall. Da rief man sich zu: der neue Professor wird lesen!

Ich zog also durch eine Allee von Zuschauern und Zuhörern ein und konnte den Katheder kaum finden; unter lautem Pochen, welches hier für Beifall gilt, bestieg ich ihn und sah mich von einem Amphitheater von Menschen umgeben.

Meine Vorlesung machte Eindruck; den ganzen Abend hörte man in der Stadt davon reden, und mir widerfuhr eine Aufmerksamkeit von den Studenten, die bei einem neuen Professor das erste Beispiel war. Ich bekam eine Nachtmusik und Vivat wurde dreimal gerufen!“

Durch diesen glänzenden Erfolg fühlte sich Schiller in seinem Selbstvertrauen wunderbar gehoben, und noch größer ward das Herzensglück des Dichters, als ihm Charlotte von Lengefeld endlich das Jawort gab. In dieser frohen Stimmung sah er leichter darüber hinweg, daß seine Aussichten in Jena sich tatsächlich nicht so günstig gestalteten, als es nach

jenem ersten glänzenden Erfolge scheinen wollte. Er hatte nur dreißig ständige Hörer, von denen nicht weniger als zwanzig das Kollegiengeld schuldig blieben. Auch an kollegialen Mißhelligkeiten fehlte es nicht, so daß er mehr wie einmal seinen Entschluß bereute.

Ein Ehrengehalt von zweihundert Talern, das ihm Karl August hochherzigerweise verwilligte, setzte ihn endlich instand, mit seiner Lotte den eigenen Herd zu gründen. Am 22. Februar 1790 ließ er sich



Schillerkirche in Wenigenjena.

„der Kosten halber" in dem kleinen turmlosen Kirchlein zu Wenigenjena jenseits der Saale in aller Stille trauen. Eine Gedenktafel über dem Altar, sowie ein Reliefbildnis an der Wand geben noch heute von der schlichten, und doch so bedeutungsvollen Feier Kunde. Auch die Trauungsurkunde ist in dem Wenigenjenaer Kirchenbuch noch zu finden.

Lotte selbst schreibt hierüber in ihrem Tagebuch:

„An einem Montag, den 22. Februar 1790, wurden wir in Wenigenjena vom Diakonus Schmidt getraut. Schiller kam einige Tage vorher nach Erfurt, wo ich und Karoline war, uns abzuholen, wir kamen Sonntag Abend nach Jena, wo wir bei Frln. Seegner abstiegen. Am Montag früh fuhren wir drei zusammen nach Kahla, wo wir meine Mutter abholten. Es war ein Frühlingstag wie heute, 1806, wo ich dieses mit Schmerzen niederschreibe: Von Kahla fuhren wir gegen 2 Uhr ab und

kamen um 5 Uhr ganz in der Stille in Wenigen-Jena an, stiegen an der Kirche aus. Niemand war bei der Trauung zugegen als meine Mutter und Karoline. Den Abend brachten wir still und ruhig mit einander in Gesprächen zu beim Thee. So verging der Tag, der so viele Freuden in seinem Gefolge hatte und so viele Schmerzen." —

1790.

Schillers Trauzeugnis.

Im Jahre 1793 bezog Schiller seine zweite Wohnung am Markte, die er jedoch nur ein Jahr lang innebehielt, um von da nach ebendemselben Griesbachschen Hause überzusiedeln, in welchem er bereits seine Antrittsvorlesung gehalten hatte. Diese Wohnung bildete sodann das ständige Winterquartier des Dichters, der sich bald nach seinem Umzug

dahin ein an der Leutra gelegenes Grundstück gekauft hatte und das dort gelegene idyllische Gartenhaus für die Sommermonate wohnlich einrichtete. „Der Garten ist nicht klein und die Lage ist trefflich. Ich hoffe von dieser Acquisition einen glücklichen Erfolg für meine Gesundheit.“

In diesem Garten setzte man dem Dichter zur Feier seines hundertjährigen Geburtstages einen schlichten Gedenkstein, der im Jahre 1889 durch die während Schillers Aufenthalt in Stuttgart von seinem Jugendfreund Dannecker modellierte Büste ersetzt wurde. Daneben steht ein Granitblock mit der Inschrift: „Hier schrieb Schiller den Wallenstein 1798.“

Die Zeit dieses — zehnjährigen — Aufenthalts in Jena war



Schillergarten zu Lebzeiten des Dichters mit Wohn-, Küchen- und Gartenhaus.

Schillers arbeitsreichste und fruchtbarste Schaffensperiode. Seine Leistungsfähigkeit, namentlich in den ersten Jahren seiner jungen Ehe, war erstaunlich. An dichterischen und wissenschaftlichen Schöpfungen sind in dieser Zeit entstanden: Der Geisterseher — Die Künstler 1789 — Geschichte des dreißigjährigen Krieges 1790 — Die Zerstörung von Troja — Dido 1792 — Anmut und Würde 1793 — Briefe über die ästhetische Erziehung — Ueber naive und sentimentale Dichtung — Die Ideale — Xenien 1795 — Der Spaziergang (in welchem Schiller den Jenzig als „Berg mit dem rötlich strahlenden Gipfel“ besingt) 1795 — Die Erwartung 1796 — Der Taucher — Ritter Toggenburg — Der Ring des Polykrates — Der Handschuh — Die Kraniche des Ibykus — Der Gang nach dem Eisenhammer — Der Kampf mit dem Drachen — Die Bürgschaft 1797 — Wallenstein 1798 — Das Lied von der Glocke 1799 und die Vorarbeiten zu Maria Stuart. —

Der erste Schritt zu einer Annäherung Schillers an Goethe wurde bei Gelegenheit einer Sitzung der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft getan. Ein Gespräch über die Metamorphose der Pflanzen hatte das beiderseitige Interesse an einander geweckt, so daß sie sich in Gemeinschaft auf den Heimweg begaben.

„Wir gelangten", erzählt Goethe, „zu seinem Hause, das Gespräch lockte mich hinein, da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor und ließ, mit manchen charakteristischen Federstrichen, eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das alles



Schillerhaus.

mit großer Teilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee. Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen: denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Die Behauptung aus Anmut und Würde fiel mir wieder ein, der alte Groll wollte sich regen, ich nahm mich aber zusammen und versetzte: Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe.

Schiller, der viel mehr Lebensklugheit und Lebensart hatte als ich, und mich noch wegen den Horen, die er herauszugeben im Begriff stand, mehr anzuziehen als abzustoßen trachtete, erwiderte darauf als gebildeter Kantianer; und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerspruch entstand, so ward viel gekämpft und dann Stillstand gemacht: keiner von beiden konnte sich für den Sieger halten,

beide hielten sich für unüberwindlich. Sätze, wie folgender machten mich ganz unglücklich: „Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die keiner Idee angemessen sein sollte? denn darin besteht eben das Eigentümliche der letzteren, daß ihr niemals eine Erfahrung kongruieren könnt.“ Wenn er das für eine Idee hielt, was ich als Erfahrung aussprach, so mußte doch zwischen beiden irgend etwas Vermittelndes, Bezügliches obwalten! Der erste Schritt war jedoch getan. Schillers Anziehungskraft war groß. er hielt alle fest, die sich ihm näherten; ich nahm teil an seinen Absichten und versprach, zu den Horen manches, was bei mir verborgen lag, herzugeben. Seine Gattin, die ich von ihrer Kindheit auf zu lieben und zu schätzen gewohnt war, trug das ihrige bei zu dauerndem Verständnis; alle beiderseitigen Freunde waren froh und so besiegelten wir, durch den größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Objekt und Subjekt, einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und andere manches Gute gewirkt hat.“

Schillers Wohnung befand sich zu jener Zeit in dem Haus am Markte, neben dessen torartigem Eingang eine bedeutsame Inschrift an jenes erste intime Zusammensein erinnert:

Hier schlossen
Schiller und Goethe
Freundschaft.
Frühjahr 1795.

Diese Freundschaft sollte unschätzbare Früchte tragen.

Schillers ideale Frische übte auf das zu jener Zeit unter schweren Druck gebannte Seelenleben des neugewonnenen Freundes einen wohltätigen belebenden Einfluß. Mit freudigster Betätigung arbeitete Goethe an den „Horen“ mit. Das Blatt, das nach Schillers Absicht „die geteilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit“ wieder vereinigen sollte, hatte jedoch trotz einer Reihe bedeutender Mitarbeiter, wie Herder, Fichte, die beiden Humbold u. a., kein sonderliches Glück. Vor allen Dingen stieß es in den Kreisen journalistischer Schreier und neidseliger Dichterlinge auf die gehässigste Gegnerschaft, die sich zum Teil in plumpster und schmutzigster Weise äußerte.

Goethe und Schiller griffen hierauf zur wirksamsten und vornehmsten Waffe der Verteidigung, zur epigrammatischen Satyre.

Zu Beginn des Jahres 1796 kamen beide in Jena zusammen, um den gemeinschaftlichen Kriegsplan festzustellen. Es begann für sie eine lustige Arbeit. Entwürfe auf Entwürfe flogen zwischen Jena und Weimar hin und her. Der Eine gab die Idee, der Andere die Form. Der Eifer ward zusehends größer und in gleichem Maße wuchs die Freude an der gemeinsamen Arbeit, je mehr diese über die gehässigere persönliche Form hinauswuchs und sich zu einem Prinzipienkampfe gegen alle Unwahrheit, Mittelmäßigkeit und Engherzigkeit im heiligen Reiche des Geistes gestaltete. Die „Xenien“ gehören heute noch in ihrer tiefen, klaren Ge-

dankenfülle und innigen Empfindung, sowie durch ihre künstlerisch vollendete Form und Sprache zu der kostbarsten Hinterlassenschaft, mit der der Freundschaftsbund der unsterblichen Dioskuren die Welt begabt hat. —

Noch steht im Schillergarten, nahe bei dem bereits erwähnten Denkmal, der runde Steintisch, an dem die Unzertrennlichen, Unvergeßlichen so oft beieinander gesessen.

Noch in späteren Jahren, lange nach Schillers Tode, hat Goethe in weihevoller Stimmung diese Stätte gemeinsam mit Schrön und Eckermann aufgesucht. Der letztere berichtet darüber:



Schillergarten, Steintisch Schillers.

„Wir gingen in den Garten hinab, wo Goethe auf einem Steintisch in einer Laube ein kleines Frühstück hatte arrangieren lassen. „Sie wissen wohl kaum", sagte er, „an welcher merkwürdigen Stelle wir uns eigentlich befinden. Hier hat Schiller gewohnt. In dieser Laube, auf diesen jetzt fast zusammengebrochenen Bänken haben wir oft an diesem alten Steintisch gesessen und manches gute und große Wort miteinander gewechselt. Er war damals noch in den Dreißigen, ich selber noch in den Vierzigen, beide noch in vollstem Aufstreben, und es war etwas. Das geht alles hin und vorüber; ich bin auch nicht mehr, der ich gewesen, aber die alte Erde hält Stich, und Luft und Wasser und Boden sind noch immer dieselbigen. Gehen Sie doch einmal mit Schrön hinauf und lassen Sie sich von ihm in der Mansarde die Zimmer zeigen, die Schiller bewohnt hat."

Wir ließen uns indeß in dieser anmutigen Luft und an diesem guten Orte das Frühstück sehr wohl schmecken. Schiller war dabei wenigstens in unserm Geiste gegenwärtig, und Goethe widmete ihm noch manches gute Wort eines liebevollen Andenkens.

Ich ging darauf mit Schrön in die Mansarde und genoß aus Schillers Fenstern die herrlichste Aussicht. Die Richtung war ganz nach Süden, so daß man stundenweit den schönen Strom, durch Gebüsch und Krümmungen unterbrochen, heranfließen sah. Auch hatte man einen weiten Horizont. Der Aufgang und Untergang der Planeten war von hier aus herrlich zu beobachten, und man mußte sich sagen, daß dies Lokal durchaus günstig sei, um das Astronomische und Astrologische im „Wallenstein" zu dichten."

Das war das Bild, das dem tieferschütterten Goethe auch bei seinem dem heimgegangenen Freunde gewidmeten ergreifenden Nekrologe vor Augen stand:

„Nun schmückt er sich die schöne Gartenzinne,
„Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
„Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
„Geheimnisvoll und klar entgegenkam.
„Dort, sich und uns zu köstlichem Gewinne,
„Verwechselt' er die Zeiten wundersam,
„Begegnet' so, im Würdigsten beschäftigt,
„Der Dämmerung, der Nacht, die uns entkräftigt."

Schiller selbst hat die in Jena verbrachten Jahre (1789—1799) in einem Brief an Voigt als eine glückliche Zeit seines Lebens bezeichnet.

„Kein Ort in Deutschland würde mir das sein, was Jena und seine Nachbarschaft mir ist, denn ich bin überzeugt, daß man nirgends eine so wahre und vernünftige Freiheit genießt und in einem so kleinen Umfange so viel vorzügliche Menschen findet".

* * *

Unter Schillers Zeit- und Amtsgenossen war es vornehmlich der junge Fichte, dessen Name einen hellen Stern im Ruhmesglanze Alt-Jenas bildete. Die feurige Begeisterung, mit welcher der kühne „Verteidiger der Menschenrechte" von der akademischen Jugend gefeiert wurde, die energische Parteinahme für den geliebten und verehrten Lehrer gegenüber den mancherlei Vexationen, denen er behördlicherseits ausgesetzt war, machte ihn recht eigentlich zum Helden des Tages.

Zwar hatte Fichte infolge seines Eingreifens in das damals florierende Ordens- und Duellwesen auch einen Teil der Studierenden gegen sich. Selbige warfen ihm eines Abends die Fenster ein und wiederholten diese Demonstration, als Fichte am nächsten Morgen in seinem Kolleg über Logik kaltblütig von dem „Beweis durch Steine"

geredet hatte. Welchen Beweis übrigens Goethe für die unangenehmste Weise erachtete, um von dem Dasein eines „Nicht-Ich“ überzeugt zu werden.

Um so treuer und eifriger traten die Wohlgesinnten für ihn ein. Hatte man ihm vordem bereits auf Veranlassung des Oberkonsistoriums zu Weimar die Fortsetzung seiner „moralischen Vorlesungen“ am Sonntagmorgen, zu denen er sich lediglich mit Rücksicht auf eine etwaige Kollision mit andern Vorlesungen entschlossen hatte, strikte untersagt, so wurde er bald darauf, am 29. März 1799, wegen Verbreitung „nach dem gemeinen Wortverstande seltsamer und anstößiger (religions-philosophischer) Sätze“ mit einem Verweis belegt. Unvorsichtigerweise hatte er in das, von Niethammer gegründete, „philosophische Journal“ als Mitherausgeber nicht nur eine atheistisch gefärbte Abhandlung des Rektors Forberg zu Saalfeld „über die Bestimmung des Begriffs der Religion“ aufgenommen, sondern dieser auch eine im gleichen Sinne verfaßte Einleitung „über den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung“ vorausgeschickt. Diese Abhandlungen erregten allenthalben das unangenehmste Aufsehen. Da Fichte den ihm dieserhalb höchsten Ortes zugedachten Verweis mit seiner Demission beantworten zu müssen glaubte, wurde er der Professur enthoben.

Gegen dreihundert während der Osterferien in Jena anwesende Studenten, zumeist Ausländer, richteten hierauf eine dringende Petition um Rehabilitierung des Gemaßregelten an den Großherzog. Carl August erklärte jedoch die Sache als ein für allemal abgetan. Auch eine zweite Bittschrift im Jahre 1800 blieb ohne Erfolg, trotzdem darin der unleugbaren glänzenden Verdienste Fichtes um Akademie und Studentenschaft in wärmsten Worten gedacht war. „Niemand“, hieß es in dieser Bittschrift, „besitzt als Führer zu dem, was wir suchen, zur Wahrheit, in so hohem Grade das Zutrauen und die Anhänglichkeit aller Studierenden, niemand kann unsre Wünsche auf eine so völlig befriedigende Art, und der Höhe, worauf jetzt die Philosophie steht, entsprechende Weise erfüllen, als Fichte. Es ist daher allgemeiner Wunsch der hiesigen Studierenden, daß es ihnen vergönnt sein möge, wieder unter Fichtes Anleitung zur Erreichung des Zweckes ihres Hierseins hinarbeiten zu können.“

Die Folge des ablehnenden Bescheides war, daß ein nicht unbeträchtlicher Teil der Studierenden die Universität verließ.

In noch höherem Maße war dies der Fall, als viele der großen führenden Geister, zum Teil aus gleichem Unmut über die bei dem Verfahren gegen Fichte hervorgetretene Verleugnung der in Jena von jeher gepflegten Denk- und Lehrfreiheit, von Jena schieden und zum Teil nach anderen Universitäten gingen. So Chr. Wilhelm Hufeland nach Berlin, August Wilhelm von Schlegel ebendahin, Friedrich von Schlegel nach Dresden, Feuerbach nach Kiel, Paulus, Schelling und Gottlieb Hufeland nach Würzburg. Auch Hegel verließ Jena wegen der Kriegsdrangsale.

## 1806.

Auch die im Unglücksjahr 1806 über Jena hereinbrechenden Kriegsstürme trugen das Ihre dazu bei, um die Musen zu verscheuchen.

Die preußischen Armeen hatten sich in Thüringen um Gotha, Erfurt und Weimar zusammengezogen. Bereits seit den letzten Tagen des September war Jena der Sammelplatz preußischer Truppen, die dort ankamen und wieder abzogen. Am 2. Oktober verlegte der Generalstab des Fürsten Hohenlohe-Ingelfingen dahin sein Hauptquartier. Hohenlohe selbst nahm im Schlosse, Prinz Louis Ferdinand von Preußen, dessen glänzende Erscheinung allgemeines Aufsehen erregte, im Regierungsgebäude Wohnung. Eine ansehnliche Truppenmacht sammelte sich in Jena an. Zugleich kam die Nachricht, daß die von Nordbayern anrückenden Franzosen die Feindseligkeiten eröffnet hatten.

Prinz Louis Ferdinand begab sich nach Saalfeld, und das gesamte Hauptquartier wurde am 10. Oktober nach Kahla verlegt. In der Mittagsstunde desselben Tages konnte man bereits die Kanonade von Saalfeld vernehmen, welche bis nachmittags 3 Uhr anhielt und eine große Anzahl Menschen vor das Neutor lockte. Noch am Abend traf die Kunde von dem verlorenen Treffen und dem Tode des Prinzen ein, die man vergeblich zu verheimlichen suchte. Die geschlagenen Truppen, welche am folgenden Tage in dichten, zum Teil ungeordneten Schwärmen auf der Kahlaer Chaussee zurückströmten, ließen keinen Zweifel an der Niederlage, die man allerseits als üble Vorbedeutung der kommenden Ereignisse betrachtete.

So herrschte denn bei der Bürgerschaft nicht minder als unter den entmutigten Truppen die größte Bestürzung und Verwirrung. Fürst Hohenlohe hatte alle Mühe, um die Ordnung nur einigermaßen wiederherzustellen, indessen sich der Einwohner allmählich eine gewisse Resignation bemächtigte, da man hoffte, daß Napoleon um der Universität willen die Stadt schonen würde.

Bereits am 12. Oktober hörte man von Burgau und Winzerla her den Donner der französischen Kanonen. Auch in dem zwischen Hausberg und Jenzig liegenden Gelände, um Jena-Prießnitz, war ein Geplänkel zwischen preußischen Grenadieren und französischen Tirailleurs und Husaren im Gange. Mit Einbruch der Nacht zog sich die preußische Arrieregarde in größter Stille durch Jena zurück.

Die Nacht verging unter bangen Besorgnissen. Am anderen Morgen zogen die Preußen, die bei vielen Wachtfeuern vor der Stadt gelagert, ab, um sich mit den bei Weimar stehenden Truppenteilen zu vereinigen. Noch war die Ruhe in der Stadt ungestört und die Stadtkirche wurde zu einer gemeinsamen Fürbitte geöffnet.

Da erscholl der Ruf: „Der Feind kommt!“

Am Saaltor entstand ein wüstes Getümmel. Französische Tirailleurs

besetzten die über die Lache führende Brücke und schossen in die Stadt hinein. Die wenigen schwachen Piquets, die die Preußen zurückgelassen, waren schnell über den Johannisplatz zum Erfurter Tor hinausgetrieben. Bald begann eine allgemeine Plünderung. Die erschreckten Bürger, die den Franzosen mit größter Vertrauensseligkeit entgegengekommen waren, schlossen sich in ihre Häuser ein und verwahrten Türen und Fenster. Die Straßen waren wie ausgestorben.

Gegen 10 Uhr rückten die französischen Linientruppen unter Lannes und Ney ein. Die Tirailleurs nahmen unverweilt die Verfolgung der abziehenden preußischen Truppen auf und erstiegen mit unglaublicher Schnelligkeit und Gewandtheit über Hecken und Weinbergmauern den Landgrafenberg, wo sie mit heftigem Kanonen- und Pelotonfeuer empfangen wurden.

In der Stadt dauerte mittlerweile der Einmarsch der Hauptarmee fort. Alle Straßen in und um Jena waren wie mit Soldaten gepflastert. Mit ihnen erschien Napoleon selbst. Zu seiner Aufnahme hatte man in aller Eile das Schloß hergerichtet. Der Kaiser verweilte jedoch daselbst nur kurze Zeit und begab sich alsbald auf die Höhe des Landgrafenberges. Hier sah er vor sich die langen Zeltreihen eines feindlichen Lagers. Er vermeinte zweifellos der gesamten preußischen Truppenmacht gegenüberzustehen. Von der bereits erfolgten Trennung derselben und dem Abzug der Hauptarmee unter dem Herzog von Braunschweig nach der Unstrut hin wußte er noch nichts. Noch in der Nacht ließ er durch das gesamte Korps Lannes und die Garden die Höhe besetzen und begleitete selbst mit der Fackel in der Hand das mühsame Hinaufbringen der Geschütze.

Rings um die Stadt und auf allen größeren Plätzen derselben loderten die Wachtfeuer, von Soldaten umlagert, die in drei Tagen, während ihrer anstrengenden Eilmärsche, wenig oder nichts genossen hatten. Das Suchen nach Nahrungsmitteln artete während der Nacht abermals in eine wüste Plünderung aus, bei welcher sich die widerlichsten Exzesse ereigneten. Allerorten fielen Schüsse in der Stadt. Dazwischen ertönte das Krachen aufgebrochener Türen und das Hilfegeschrei der geängsteten Bewohner.

Das Entsetzen erreichte seinen Höhepunkt, als gegen zwei Uhr nachts der Schreckensruf: „Feuer!" sich mit dem Wimmern der Sturmglocke verband. Blutrote Flammen loderten gen Himmel, der Brand war in der Nähe des Johannistores ausgekommen. Niemand eilte, zu löschen. Man suchte lediglich das nackte Leben zu retten. Glücklicherweise herrschte Windstille. Noch heute bezeichnet der zwischen Leutra- und Johannisgasse gelegene Eichplatz die Stätte, wo damals sechzehn Häuser ein Raub der Flammen wurden.

Gegen drei Uhr morgens brachen die Truppen auf. Die Stadt würde ruhiger und die Schlacht auf dem Landgrafenberg nahm ihren Anfang.

Fürst Hohenlohe hatte von dem Herzog von Braunschweig den strikten Befehl erhalten, sich in keine Schlacht einzulassen. Er hielt sich auch in unbegreiflicher Verblendung keines Angriffs gewärtig und vollendete damit die Reihe der Fehler, so daß die Katastrophe unvermeidlich wurde. Noch am Morgen des vorhergehenden Tages, als Napoleon sich anschickte, angesichts der Hohenloheschen Armee die Saale zu überschreiten, wäre es möglich gewesen, die Uebergänge zu schließen, die schwachen Postierungen Lannes vom Landgrafenberge zu verjagen und eine ganze Division oben bereit zu stellen. „Rückten wir", wie Hohenlohes Adjutant, der Rittmeister von Marwitz, sich nachmals äußerte, „die wenigen tausend Schritte



Der Brand in der Johannisgasse.

bis an den Rand des dicht über der Stadt liegenden Landgrafenberges vor, kartätschten den hinaufklimmenden Feind in seinen Defileen zusammen und schossen die Stadt in Brand, daß niemand hindurch konnte, so konnten wir alle unsere bisherigen Fehler als eine List ausgeben, den Feind in ein solches Mordloch zu locken."

Nun war es zu spät und die Armee über das ganze Schlachtfeld verzettelt, ohne klare Befehle für den nächsten Tag und ohne die so nötige Aufklärung durch Kavallerie.

Es ist nicht richtig, von einer einheitlichen, geschlossenen Schlacht zu reden. Die verschieden starken Divisionen Tauentzien, Holtzendorf, Grawert und das erst nach bereits gefallener Entscheidung von Weimar her eintreffende Korps Rüchel traten nacheinander, in scharf getrennten Einzelgefechten, den weit überlegenen Truppenmassen des Feindes entgegen.

Ihre Niederlage war damit von vornherein besiegelt, so tapfer und todesmutig sie sich auch im Kampfe selbst hielten.

Die achttausend Mann starke Division Tauentzien lagerte im Südwesten des Schlachtfeldes, in einem Taleinschnitt des Höhenzuges. Deutlich war in der Stille der Nacht das Durchschlagen von Wegen nach der Höhe und das Rasseln der hinaufgebrachten Geschütze vernehmbar. Man sah die brennenden Pechkörbe der Sappeure, man hörte und verstand die einzelnen Kommandos, die Jubelrufe, mit denen der persönlich die Arbeiten überwachende Kaiser von seinen Truppen begrüßt wurde — dennoch vermochte Tauentzien noch nicht an den Ernst der Lage zu glauben und verharrte in völliger Untätigkeit.



Hinaufschaffung der Kanonen über den Apoldaischen Steiger.

Er hatte den ersten Ansturm auszuhalten. Auf seine zu einer Länge von fast 3 km ausgezogenen dünnen Truppenlinien traf im dichten Morgennebel gegen 6 Uhr früh in der Höhe von Klosewitz das Korps Lannes, das die Berglehne herabstieg, um der Kaiserlichen Armee das Schlachtfeld zu öffnen. Der undurchdringliche Nebel benahm dem preußischen Heerführer jegliche Uebersicht über die eigene und die feindliche Gefechtsstellung. Im Zentrum vermochte er wohl unter schwersten Verlusten dem verheerenden Gewehr- und Kartätschenfeuer einen stundenlangen tapfern Widerstand zu leisten. Schließlich sah er sich jedoch von den Flügeln aus nach dem Dornberg zurückgedrängt. Im Nebel ging jede Richtung verloren. Einzelne Bataillone wurden ganz und gar versprengt und abgeschnitten. Gegen neun Uhr mußte bereits der vollständige Rückzug nach Klein-Romstedt im Nordwesten des Schlachtfeldes erfolgen.

Der zweite Angriff der kaiserlichen Truppen erfolgte auf die Division Holtzendorf.

Dieser eigens zu dem Zwecke neugebildete Truppenteil war in nordöstlicher Richtung zur Sicherung der Saaleübergänge bei Dornburg und Kamburg vorgeschoben, aber gleichfalls auf eine weitauseinandergezogene Strecke von 8 km Länge in dreizehn Dörfern verteilt.

Mit dem ersten Tagesgrauen erdröhnten die Kanonen von Klosewitz. Holtzendorf ließ seine Division so schnell als möglich sammeln, was jedoch bei der weit ausgedehnten Stellung eine Zeitdauer von zwei Stunden in Anspruch nahm. Eine Abteilung verirrte sich ganz und gar im Nebel und stieß später zu der Division Grawert.

Inzwischen hatte die von Löbstädt und Zwätzen im Rauhtal aufsteigende Division St. Hilaire (vom 4. französischen Korps Soult) von dem Anmarsch Holtzendorfs Kunde erhalten und suchte ihm durch eine Abschwenkung nach Norden den Weg zum Schlachtfeld zu verlegen. In den Büschen südlich von Rödigen und Lehesten kam das Treffen zum Stehen. Wenn es auch dem preußischen General gelang, das feindliche Schützenfeuer eine Zeitlang zum Schweigen zu bringen, so war seine Lage dennoch von vornherein äußerst mißlich. Er hatte weder genaue Meldungen über die Stärke des vor ihm stehenden Feindes, noch irgend welche Kenntnis vom Stande des Kampfes mit Tauentzien. In gleicher Ungewißheit befand er sich hinsichtlich der Pläne und Absichten der Oberleitung. So versuchte er lediglich, den Feind durch Scheinmanöver über seine Schwäche zu täuschen, und entschloß sich schließlich zu einem kurzen Vorstoß vom rechten Flügel aus. Hierbei wäre ihm beinahe sein halbes Kürassierregiment durch den Angriff einer französischen Kavalleriebrigade verloren gegangen. Schließlich sah auch er sich, gleich Tauentzien, nach Norden zu abgedrängt und von einem weiteren Anteil an der Schlacht ausgeschlossen.

Fürst Hohenlohe hatte sein Hauptquartier in Kapellendorf aufgeschlagen. Deutlich genug vernahm er das von Süden und Norden heraufschallende Gewehr- und Geschützfeuer. Noch immer glaubte er nicht an einen ernstlichen Angriff und suchte nach wie vor einer Entscheidungsschlacht auszuweichen. General Grawert mußte ihm fast mit Gewalt die Erlaubnis abringen, mit seiner Division die Front nach dem Feinde zu nehmen, dessen Anrücken bereits gemeldet wurde.

Nun endlich — aber viel zu spät — hielt man es an der Zeit, den noch bei Weimar stehenden General von Rüchel zur Unterstützung heranzuziehen.

Es folgte das dritte entscheidende Gefecht des Tages. Der Kampf der Division Grawert. Diese ging, durch sächsische Bataillone und Trümmer der bei Saalfeld bereits geschlagenen Truppen des Prinzen Louis Ferdinand verstärkt, in Frontlinie gegen Vierzehnheiligen vor, die schachbrettartig auseinandergezogene Kavallerie etwa hundert Schritt vor dem

rechten Flügel voraus, mit klingendem Spiele und in musterhafter Ordnung wie auf dem Paradefeld.

Die ersten feindlichen Truppen, auf die man stieß, waren die dem zurückgeworfenen Tauentzienschen Korps folgenden Tirailleurschwärme, die sich vor der anmarschierenden Linie langsam auf Vierzehnheiligen zurückzogen.

In dichten Nebel gehüllt lag das Dorf mit seinen kaum kenntlichen Umrissen vor den heranrückenden Preußen und Sachsen. Es schien vom Feinde stark besetzt zu sein. Aus jeder Terrainfalte, aus jedem Haus und hinter jeder Ecke hervor blitzten Schüsse, die in der wohl ausgerichteten Linie der Angreifer ihr sicheres Ziel fanden, während von den Franzosen selbst trotz des Kartätschenhagels, mit dem man das Dorf überschüttete, kaum ein Mann sichtbar wurde. Der Angriff erfolgte gegen eine gänzlich ungeklärte Position, denn die französischen Truppen fochten „wie hinter einer Gardine". Auch die seitlich vorwärts bereit gehaltene Kavallerie mußte untätig in nächster Nähe des verheerenden Feuers halten bleiben. Sie geriet dadurch in Unordnung und vermochte einem Angriff von seiten französischer Chasseure nicht mehr Widerstand zu leisten. Unter Einbuße einer dazu gehörigen reitenden Batterie wurde sie zurückgeworfen und zog auch die hinter ihr stehende Infanterie in Mitleidenschaft.

Endlich hatte sich der dichte Nebel einigermaßen verzogen. Hohenlohe beschloß einen Sturmangriff auf das vor ihm liegende Dorf. Mit ungebrochenem Mute und brausendem Hurra rückten die Sturmkolonnen der Regimenter Grawert, Hohenlohe, Sanitz, Zastrow und die Grenadierregimenter Sack und Hahn hochaufgerichtet, wandelnden Mauern gleich, gegen den verderbenspeienden Stützpunkt des Feindes vor. Die den Angriff auf dem rechten Flügel begleitende sächsische Kavallerie warf die feindliche siegreich über den Haufen, während der linke preußische Flügel zu einer Offensivflanke gegen das Dorf einschwenkte, das nunmehr von verschiedenen Seiten beschossen und durch Brandkugeln in Flammen gesetzt wurde.

Bei den feindlichen Truppen, die zu dieser Zeit noch nicht vollzählig zur Stelle waren, machte sich eine deutliche Rückwärtsbewegung bemerkbar. Ein Sturmangriff mit dem Bajonett würde in diesem Augenblick höchstwahrscheinlich die Niederlage der Franzosen besiegelt haben. Er unterblieb jedoch, da die preußischen Bataillone schwer gelitten hatten und die Ankunft der von Weimar herbeigerufenen Rüchelschen Truppenteile in jeder Minute zu erwarten war.

Während dieser ungenützten Zeit war es dem Gegner gelungen, seine gesamte Truppenmacht an diesem gefährdeten Punkt zu konzentrieren. Die Korps Lannes und Ney waren vollzählig zur Stelle. Augereau schob seine Division zwischen die bei Vierzehnheiligen stehenden Preußen und die bisher untätig an der Isserstädter Chaussee haltenden sächsischen Truppen, die nunmehr vollständig abgeschnitten waren und

noch im Laufe des Nachmittags mit leichter Mühe gesprengt und gefangen genommen werden konnten; während nach Beendigung des Gefechtes gegen Holtzendorf im Nordwesten des Schlachtfeldes nunmehr auch das dort engagierte Korps Soult verfügbar geworden war, und überdies die französischen Garden noch völlig intakt in Reserve standen.

Hiermit war die Lage der noch immer todesmutig im neubegonnenen Gewehr- und Geschützfeuer aushaltenden Preußen unhaltbar geworden. Die Glieder der bereits aufs furchtbarste dezimierten Bataillone rissen völlig auseinander und ungeachtet aller verzweifelten Bemühungen von seiten der Offiziere, die den Flüchtenden mit dem Säbel in der Faust



Schlacht bei Jena.

den Weg vertraten, war der Rückzug nicht mehr zu vermeiden, die auseinanderflutenden Massen gerieten in immer größere Unordnung.

„Der Feind fing nun an“, berichtet Marwitz, „unter Trommelschlag und Musik auf allen Punkten rasch vorzugehen, und nun erst bekamen wir ihn richtig zu sehen. Er ging durch den Grund südlich von Klein-Romstedt mit seinem rechten Flügel, bog ihn um unseren linken herum, rückte mit der Mitte aus Vierzehnheiligen vor und umklammerte auch bald darauf unsern rechten Flügel auf und jenseits der von Jena nach Weimar führenden Chaussee. Hier wurde seine gewaltige Uebermacht erst recht sichtbar, denn ungeachtet seine Flügel weit über die unserigen hinausreichten, standen hinter seinen Linien immer noch volle Kolonnen, die mit vieler Ordnung in die Linien einrückten, sowie durch das immer weitere Vorziehen der Flügel Lücken entstanden.“

In regelloser Flucht strömten die Geschlagenen in der Richtung auf Weimar zurück. —

Von dort war endlich, gegen ein Uhr mittags, das 15 000 Mann starke Korps Rüchel bei Kapellendorf eingetroffen. Es konnte nur noch Zeuge des fluchtartigen Rückzugs der preußisch-sächsischen Truppen sein. Alle todesmutigen Bemühungen, noch eine letzte günstige Wendung herbeizuführen, waren nutzlos und vergeblich. Mit eiserner Disziplin führte Rüchel seine Truppen dem gegen ihn gerichteten Kartätschfeuer östlich von Kapellendorf einen steilen Hang hinauf entgegen. In wenigen Minuten waren die beiden Kommandeure und die meisten Offiziere der in der Avantgarde befindlichen Regimenter Alt-Larisch und Winning gefallen. Rüchel selbst wurde schwer verwundet, behielt aber die Oberleitung des verzweifelten Kampfes bei, bis er vom Pferde sank. Seine Truppen wurden in die allgemeine Flucht hineingezogen und mit dem Strom nach Weimar zurückgeschwemmt.

Hohenlohes Armee war aufgerieben. Ihre Trümmer wurden teils noch auf der Flucht, in der Nähe von Erfurt, gefangen genommen, teils gelang es ihnen, sich der am gleichen Tage bei Auerstädt geschlagenen Hauptarmee des Herzogs von Braunschweig anzuschließen und mit dieser hinter die Elbe zurückzugehen.



Stadtkirche am Schlachttage.

* * *

Jena selbst entging infolge der verlorenen Schlacht seinem Untergang, denn eine auf dem Galgenberge postierte französische Batterie hatte den Befehl, einen etwaigen Rückzug der Franzosen durch Zusammenschießen der Stadt zu decken.

Diese selbst bot einen wüsten Anblick. Auf allen Straßen lagen Trümmer von zerschlagenen Türen, Fenstern und Hausgeräten umher. Auch der Brand am Johannistor loderte noch zweimal aufs neue empor, jedoch konnte einem weiteren Umsichgreifen nunmehr Einhalt getan werden.

Allmählich machten sich die Folgen des mörderischen Tages bemerkbar. Stadt- und Kollegienkirche, Rathaus, Krankenhaus, Irrenhaus, Schloß, Fechtboden, die einzelnen Gasthöfe wurden zu Lazaretten umgewandelt und mit mehr als siebentausend Verwundeten belegt.

Bei sinkender Nacht traf in Begleitung seiner kaiserlichen Garden

Napoleon wieder in Jena ein und nahm im Schlosse Quartier. Ebenda empfing er am folgenden Tage eine akademische Deputation, welche unter Führung des derzeitigen Prorektors, Geh. Kirchenrat Gabler, Stadt und Universität der Gnade des Siegers befahl. Der Kaiser bezeugte großmütig und herablassend seine Teilnahme und gab die beruhigendsten Versicherungen. Desgleichen auch einer in demselben Sinne supplizierenden städtischen Deputation.

Jedwede fernere Plünderung innerhalb der Stadt wurde hierauf bei Todesstrafe verboten. Die französischen Truppen zogen nach und nach ab, Friede und Ordnung kehrten zurück. Am 3. November wurden die Vorlesungen wieder aufgenommen und drei Wochen später traf der nachstehende kaiserliche Schutzbrief ein:

Ordre

de par l'Empereur.

L'université de Jena, ses Professeurs, Docteurs et Etudiants, ses possessions, revenus et autres attributions quelconques sont mis sous la Sauve-garde spéciale des Commandants des troupes françaises et alliées.

Le cours des Etudes sera continué. Les Etudiants sont autorisés en conséquense à revenir à Jena que l'intention de l'Empereur M. de ménager autant qu'il sera possible.

(L. S.) à Berlin, l' 24 Novembré 1806.

Le Prince de Neufchatel, Major-Général.

| | |
|---|---|
| Fornow. | M. Al. Berthier. |
| Hess. | Pour Copie Conforme |
| Küsler. | Le Chef d. Escs. Bouchard |
| Bades. | Commandant d'arme à Jena. |

Hierauf kehrte ein großer Teil der aus Jena geflüchteten Professoren und Studenten zurück. Wenn auch die Folgen der verhängnisvollen Schlacht und des Brandes noch lange und schwer auf der Stadt lasteten und die Zahl der Neuinskribierten im laufenden Wintersemester nicht mehr als einunddreißig betrug, so hob sich doch in der Folgezeit die Frequenz der Universität wieder, nachdem die im Lehrkörper entstandenen Lücken wieder ausgefüllt und der Hochschule eine Reihe wichtiger Förderungen aufs neue zuteil geworden waren.

Zwei Jahre später, am 7. Oktober 1808, verweilte Napoleon als Teilnehmer an einer Hofjagd ein zweites Mal auf dem Landgrafenberg. Bei dieser Gelegenheit machte er selbst den gleichfalls anwesenden Kaiser Alexander auf die wichtigsten Punkte des Schlachtfeldes aufmerksam. An der Stelle, wo er in der Nacht vom 13. zum 14. Oktober biwakiert

hatte, war auf Befehl Carl August's ein Tempel mit folgendem Chronostichon errichtet:

Praesentes DIVos nUnC prIsCa thVrIngIa IVnXIt;
En noVVs attentos IVnget aMor popVLos.
(Mächtige Herrscher hat jetzt das alte Thüringen vereinigt;
Neue Liebe wird nun einen die staunende Welt.)

Napoleon betrat den Tempel nicht, empfing aber an ebendieser Stelle eine Deputation aus Jena, bei der er sich nach dem Stand der Universität und den Folgen des Schlachttages für die Stadt erkundigte. Als er von der gewaltigen Schuldenlast hörte, welche aus den Restaurationsarbeiten erwachsen war, versprach er Hilfe und Unterstützung. Die zahlreichen Schenkungen, die er bald darauf zum Aufbau der abgebrannten Häuser, zur Wiederherstellung der Kirchen, als Entschädigung für Kriegsfuhren uud an Armenunterstützungen bewilligte, mögen eine Höhe von 400000 Frank erreicht haben.

Der auf der höchsten Erhebung des Landgrafenberges, dem sogenannten Windknollen stehende „Napoleonstein“ bezeichnet heute noch die Stätte, an welcher bei Beginn der Schlacht der Standpunkt des Kaisers war. —

Zum hundertjährigen Gedächtnis des Schlachttages fand am 14. Oktober 1906 in dem kleinen meiningischen Dorfe Vierzehnheiligen, dem Mittelpunkte des Entscheidungskampfes, eine ernste, würdige Feier statt.

Erschienen waren u. a. Se. Königliche Hoheit der Großherzog von Sachsen, Se. Königl. Hoheit Herzog Albrecht von Württemberg, Se. Hoheit Erbprinz von Meiningen, Generalfeldmarschall Graf Häseler, General a. D. Kunhardt v. Schmidt-Berlin, General v. Rohrscheid-Erfurt, General v. Rex-Erfurt, Generalleutnant Exzellenz v. Renthe-Fink-Jena, Generalleutnant Exzellenz d'Elsa als Vertreter der sächsischen Armee, Vertreter der Gardejäger, des Infanterieregiments Nr. 10, der Derfflinger Dragoner, der Schillschen braunen Husaren, der sächsischen Königshusaren, des sächsischen Regiments 106, der Chef der Kriegsgeschichtlichen Abteilung I zu Berlin, aus Weimar der preußische und sächsische Gesandte, Vertreter der Herzoge von Coburg-Gotha und Altenburg, der beiden schwarzburgischen Fürstentümer, das Weimarische Staatsministerium, die Spitzen der Jenaer Behörden (Universität, Oberlandesgericht, Stadt), der Oberbürgermeister und Bezirksdirektor von Apolda, zahlreiche Reserveoffiziere und Mitglieder von Militärvereinen, die Studentenschaft Jenas, die Schulen sämtlicher benachbarter Orte usw.

In Verbindung mit dieser Feier wurde das an gleicher Stätte errichtete Schlachtendenkmal enthüllt. Es ist ein Kreuz aus schwedischem Granit, etwa 5 m hoch, und enthält auf Bronzetafeln die Verlustangaben der preußischen und sächsischen Armeen, insbesondere die Namen der gefallenen 53 Offiziere.

Dem Namen „Jena" haftete seit jenem Unglückstage ein übler Beiklang an. Kein anderer als Bismarck hat hierfür das erlösende Wort gefunden.

Als er am 31. Juli 1892 auf der Rückreise von Kissingen nach Jena kam und daselbst von Stadt und Universität, insbesondere von der entflammten akademischen Jugend wie ein kaiserlicher Triumphator empfangen ward, sprach er bei Gelegenheit des ihm zu Ehren veranstalteten Marktfestes, an der Stätte, wo heute der „Bismarckbrunnen" steht, die denkwürdigen Worte:

„Der Name Jena hatte für mich als Sohn einer preußischen



Der Markt vor hundert Jahren.

Militärfamilie einen schmerzlichen und niederdrückenden Klang. Es war das natürlich, und ich habe erst in reiferen Jahren einsehen gelernt, welchen Ring in der Kette der göttlichen Vorsehung für die Entwicklung unseres deutschen Vaterlandes die Schlacht von Jena gebildet hat. Mein Herz kann sich nicht darüber freuen, mein Verstand sagt mir aber, wenn Jena nicht gewesen wäre, wäre vielleicht Sedan auch nicht gewesen."

## Die letzten hundert Jahre.

Mit geringer Frequenz und einer durch die Kriegsjahre aufs ungünstigste beeinflußten Finanzlage trat die Alma mater Jenensis in ihr letztes Säkulum ein. Die fürstlichen Nutritoren mußten das Menschenmögliche tun, um das gebrechliche Schifflein über Wasser zu halten.

Sie ließen es daran nicht fehlen. Die Verwilligung eines nicht unbeträchtlichen Staatszuschusses gestattete eine bessere Dotierung der Lehrstellen, eine Reorganisation der akademischen Speiseanstalt, der Witwen- und Waisenanstalt und vor allem der Universitätsbibliothek unter Goethes persönlicher Anteilnahme.

Gleichzeitig (1806) erfolgte die Errichtung des anatomischen Museums, des ethnologisch-zoologischen und physikalisch-chemischen Kabinets, sowie der Universitätssternwarte im vormaligen Schillergarten, an derselben Stätte, wo der große Meister seine astrologischen Studien zu den unvergänglichen Gestalten eines Wallenstein und Seni getrieben.

Die große Zeit von 1813—1815 zog auch das kleine Jena in ihre Kreise. Die Akademie entsandte ihre edelsten Zöglinge, zumeist unter Lützows Fahnen, in den Kampf. Der wissenschaftliche Betrieb konnte nur mühsam und unvollständig aufrecht erhalten werden.

Im Frühjahr 1813 hätte ein sonderbarer Vorfall beinahe den Untergang der Stadt herbeigeführt. Als Napoleons Truppen bei ihrer Flucht aus Rußland sich über ganz Deutschland ergossen, hatte die Division des Generals Durutte ihren Weg über Jena genommen und daselbst Rast gehalten. Zu aller Entsetzen ließ sich plötzlich auf der Höhe des Hausberges ein kleiner Trupp der gefürchteten Kosacken sehen. Voll panischen Schreckens brachen die nervösen Flüchtlinge sofort auf und setzten in regellosen Eilmärschen ihren Weg fort.

Hinterher wurde ruchbar, daß die vermeintlichen Schreckensgestalten nichts mehr und nichts weniger gewesen seien, als eine Schar übermütiger Studenten, die als Kosacken verkleidet durch ihren losen Streich eine ganze Division in die Flucht geschlagen.

Auch Napoleon erfuhr hiervon und war natürlich über diesen seinen Truppen angetanen Schimpf aufs äußerste aufgebracht. Um ein „abschreckendes Beispiel der Bestrafung" zu geben, erteilte er an General Bertrand unverzüglich die Ordre, die Stadt niederzubrennen. Der weimarische Regierungsrat von Müller erbat daraufhin bei dem zur Zeit in Erfurt weilenden Franzosenkaiser eine Audienz und stellte ihm in beweglichen Worten vor, „wie großes Unglück Jena schon durch die Schlacht vom 14. Oktober 1806 erlitten, so daß der Kaiser selbst zu einiger Entschädigung dafür sich bewogen gesehen habe, und daß er den unsterblichen Ruhm, den diese Schlacht ihm gebracht, jetzt durch so grausame Tat für immer in den Augen der Nachwelt beflecken würde."

Unter gleichzeitiger Fürsprache des in Weimar akkreditierten französischen Gesandten, Baron von St. Aignau, gelang es schließlich, den Widerstand des Kaisers zu brechen und ihn von seinem grausamen Vorhaben wieder abzubringen. Bei dieser Gelegenheit sprach Napoleon die denkwürdigen Worte: „Mais qu'on fasse une bonne et bien sévère leçon à ces Messieurs de Jena, afin qu'ils se mettent bien dans l'esprit que d'un clin d'oeil je peux détruire pour jamais toute

l'université. — Et en effet que veulent donc tous ces idéologues, tous ces radoteurs? Ils veulent la révolution en Allemagne, ils veulent s'affrauchir de tous les lieus qui les attachent à la France. Savez vous, vous autres Allemands, ce que c'est qu'une révolution? Vous ne le savez pas; mais moi, je le sais. J'ai vu ces torrents de sang inonder la France, j'y ai surnagé, et je ne veux pas soufrir que ces terribles scènes se renouvellent en Allemagne. Mais certainement, Messieurs, vous aurez la révolution, si je n'y mets pas bon ordre. La Prusse á joué perfidie avec moi; il lui



Der Fürstengraben vor hundert Jahren.

en coûtera cher. J'ai été beaucoup trop généreux envers elle, j'ai remis le roi sur son trône, et voilà qu'il me paye d'ingratitude".

Auch die Universität entsandte eine Deputation nach Erfurt, um die Beteiligung der Studentenschaft an dem grotesken, übrigens niemals authentisch aufgeklärten Vorgang auf das entschiedenste in Abrede zu stellen. Sie wurde von Napoleon, der den „revolutionären" Professoren gründlich abgeneigt war, hart angelassen und mit scharfen Verwarnungen wieder nach Hause geschickt. Aber Jena blieb vor dem Untergang bewahrt. —

Als nach Beendigung der Freiheitskriege ein geregeltes Studium wieder aufgenommen werden konnte, wurden auch dem wissenschaftlichen Leben neue Förderungen zuteil, die natürlich auf den Besuch der Universität neubefruchtend einwirkten. Hierher gehörte im Jahre 1807 die Errichtung eines homiletischen Seminars, eines katechetischen Instituts,

sowie eines theologischen und philologischen Seminars, eines zootomischen Kabinetts und der Tierarzneischule. Das Konviktorium, zu welchem kurz vorher ein zwölfter Tisch für Studierende aus Ungarn und Siebenbürgen gestiftet worden war, erfuhr eine zeitgemäße freiere Umgestaltung. Ingleichen wurden auch der botanische Garten, das mineralogische, zoologische und anatomische Museum wesentlich bereichert und je eine Professur für griechische Sprache und Chemie neugeschaffen.

Von großem Einfluß auf die Förderung des juristischen Studiums war die im gleichen Jahre erfolgte Verlegung des Oberappell- (Oberlandes-) Gerichtes nach Jena, dessen Räte, zum Teil wenigstens, statutengemäß zugleich eine Professur innehaben.

Bedeutungsvoll für die Geschichte der Universität war das Jahr 1826. In diesem traten, außer Weimar und Gotha, auch Altenburg und Meiningen in die Reihe der Erhalterstaaten ein.

Im gleichen Jahre begründete der bekannte Nationalökonom Fr. E. Schulz-Gävernitz in Jena das erste Landwirtschaftliche Institut, das nach seinem Tode im Jahre 1860 von dem Weimarischen Staate übernommen und an die Universität angeschlossen wurde. Auch der Bau der der Universität zur Verfügung gestellten Landesheilanstalten, der bereits im Jahre 1801 mit der Errichtung der Irrenheilanstalt seinen Anfang genommen, fand im Jahre 1830 durch Fertigstellung der geburtshilflichen Klinik seinen Abschluß.

Während zu dieser Zeit die Frequenz der Hochschule sich immer noch auf einer Höhe von über fünfhundert Studenten erhalten hatte, trat in den folgenden Dezennien ein stetiger langsamer Rückgang ein, der in der Zeit von 1865—1875 seinen tiefsten Stand mit kaum vierhundert erreichte.

In diese Zeit des Rückganges fallen als besonders bemerkenswerte Daten die Errichtung eines staatswissenschaftlichen Seminars (1849), die Feier des dreihundertjährigen Universitätsjubiläums (1858), und die Verlegung der wissenschaftlichen Vorlesungen, die bis dahin zumeist in den Wohnungen der Dozenten gehalten worden waren, nach dem neuen Auditoriengebäude am Fürstengraben (1861).

In erster Linie waren es wohl zwei Umstände, die während dieser Zeit auf den Besuch der Hochschule zu Gunsten der ohnehin besser dotierten Nachbaruniversitäten immer nachteiliger einwirkten. Nämlich einesteils der Mangel einer eignen Garnison, bei der die Studierenden gleichzeitig ihrer Militärpflicht genügen konnten, und andrerseits der Mangel jeglicher Eisenbahnverbindung.

Beidem sollte abgeholfen werden. Im Jahre 1867 wurde das III. Bataillon des 94. Infanterieregiments nach Jena verlegt, in dessen Gefolgschaft in den Jahren 1870-71 zwei Fünftel der Studierenden vor dem Feinde standen, während durch den Bau der Saal-Bahn und der Weimar-Geraer Bahn in den Jahren 1874 bezw. 1876 die Stadt nach

Osten, Süden, Westen und Norden hin in das Eisenbahnnetz Deutschlands eingegliedert wurde.

Seit dieser Zeit sind Stadt und Universität in einem ständigen, während der letzten Jahrzehnte nahezu beispiellosen Aufblühen begriffen. Zu Anfang der siebziger Jahre hatte Jena eine Einwohnerzahl von kaum achttausend aufzuweisen. Heute zählt es rund 30 000 Einwohner. Während noch in der Hälfte der siebziger Jahre nicht mehr als fünfhundert Studenten die Universität besuchten, hat ihre Zahl im letzten Jahre das dreifache bereits überschritten.

Ein Beweis, daß zumal das wissenschaftliche Leben auf voller Höhe steht. Die kleine Academia Salana braucht keinen Vergleich mit irgendwelcher großstädtischen Hochschule zu scheuen. Was namentlich an Verbesserung der Lehrmittel, an Neubauten und Neueinrichtungen von akademischen Instituten, Laboratorien, Kliniken, Sammlungen usw. gerade im letzten Jahrzehnt geleistet wurde, ist erstaunlich.

Diese rege Förderung ist nicht zum geringsten Teil auf Rechnung der weltberühmten Zeiß-Werke zu setzen, welche, aus einer kleinen mechanischen Universitätswerkstatt entstanden, sich zu der größten und vielseitigsten aller industriellen Unternehmungen auf dem Gebiet der angewandten Optik entwickelt haben. Dank dem Gemeinsinn ihres Leiters, Professor Carl Abbe, hat die Carl-Zeiß-Stiftung ihre gewaltigen Ueberschüsse mit wahrhaft fürstlicher Munifizenz in den Dienst der Universität gestellt.

Auch der imposante, von Theodor Fischer in Stuttgart entworfene und an Stelle des alten Residenzschlosses errichtete Universitätsneubau, der zum 350jährigen Jubiläum der Hochschule seiner Bestimmung übergeben werden soll, hat seine finanzielle Fundierung zum großen Teil dieser selben Stelle zu verdanken. —

Es erübrigt noch ein Blick auf die völlige Umgestaltung der Rechtsverhältnisse, welche das Universitätsleben innerhalb der letzten hundert Jahre erfahren hat.

Nach ihrer ursprünglichen Verfassung bildete die Academia Salana nicht bloß eine Gelehrtenschule, sondern zugleich einen Staat im Staate, ein Gemeinwesen mit eigner Gerichtsbarkeit und eignen Herrschaftsrechten. Es war das Prinzip der libertas academica im ältesten Sinne des Wortes, daß „die Wissenschaften nur dann mit Erfolg betrieben werden könnten, wenn ihre Jünger dem Einfluß politischer Gewalten möglichst entzogen, wenn der studierende und forschende Geist durch öffentliche Pflichten und Lasten möglichst wenig gedrückt und abgelenkt werde."

Die hierdurch bedingte akademische Autonomie und Jurisdiktion ruhte in den Händen des jeweiligen Rektors, der somit weniger das wissenschaftliche, als vielmehr das politische Regiment zu führen hatte. Die Wahl des Rektors erfolgte von Anfang an semesterweise nach

freier Entscheidung des Senats. In je höherem Maße jedoch die aufblühende Universität von Studierenden aus dem Fürsten- und Prinzenstande besucht wurde, bildete sich die Gepflogenheit heraus, nicht ein Mitglied des akademischen Lehrkörpers, sondern einen dieser hier studierenden Fürsten, Grafen oder Freiherrn, insbesondere einen Prinzen aus dem Ernestinischen Hause, zum Rector Magnificentissimus zu wählen. Da der seit dem Jahre 1700 mehrfach als Rektor gewählte Erbprinz Wilhelm Heinrich von Eisenach auch nach seinem Regierungsantritt im Jahre 1729 das Rektorat beibehielt, so entstand seit jener Zeit aus den „Prinzenrektoraten" das lebenslängliche Rektorat des jeweiligen Weimarschen Landesherrn, dem diese Würde a priori ohne Zeitbeschränkung übertragen ist. Hierbei ist es bis heutigen Tages verblieben. Die eigentlichen Amtsgeschäfte liegen seitdem in den Händen des semesterweise nach bestimmtem Turnus gewählten Prorektors.

Selbiger ist jedoch unter heutigen Verhältnissen nicht mehr der Träger irgendwelcher obrigkeitlichen Gewalt. So wenig wie die Universität noch einen Staat im Staate mit besonderen politischen Sonderrechten bildet. Sie ist nichts anderes, als eine „höhere Bildungs- und Unterrichtsanstalt".

Dieser Umwandlungsprozeß hat sich seit dem Jahre 1810, mit der damals erlassenen neuen Jenaischen Stadtordnung, vollzogen. Seitdem hat man die einzelnen Sonderrechte nach und nach teils aufgehoben, teils wie z. B. die Polizeigewalt, nicht mehr ausgeübt.

Mit der am 1. Januar 1896 in Kraft getretenen Neuen Weimarischen Gemeindeordnung sind schließlich die Angehörigen der Universität endgültig der Stadtgemeinde eingegliedert worden. Der Universität ist lediglich eine alles strafrechtlichen Charakters entkleidete Disziplinargewalt über die Studierenden und einen Teil der Universitätsbeamten verblieben.

„So ist der Universität" schreibt Löning im Jahre 1897, „mit dieser neueren Entwicklung ein gewichtiges Erbe der Vergangenheit verloren gegangen. Haben wir es zu bedauern? Gewiß nicht, es sei denn, daß wir die Entwicklung des modernen Staates selbst bedauern wollten. Die Zeitanschauungen haben sich im Laufe dieses Jahrhunderts merkwürdig geändert; was man in früherer Zeit als unentbehrliches Requisit einer gelehrten Studienanstalt ansah, das erkennen wir heute nur als ein Hemmnis für die Erfüllung ihrer wahren Aufgabe. Die Art von akademischer Freiheit, von welcher das Kaiserl. Priveleg von 1557 sprach, haben wir verloren; aber wir sind dafür frei geworden von einer Menge von Dingen, die mit der Lehre und Förderung der Wissenschaft nichts zu tun haben; wir sind damit insbesondere auch frei geworden von all dem Hader und Streit, von dem die früheren Jahrhunderte widerhallten. Wir leben heute in Frieden und Eintracht mit unsern Mitbürgern und den städtischen Behörden; wir erfreuen uns der unwandel-

baren Gnade aller unserer durchl. Erhalter, wie des verständnisvollen Wohlwollens ihrer Regierungen. Und wenn die Universität als Ganzes ihre politische Hoheit hat dahin geben müssen, so haben dafür alle Glieder derselben die gesetzlich garantierten Rechte und Freiheiten des modernen Staatsbürgers eingetauscht.

„Dazu kommt, daß uns ein anderes großes Erbe der Vergangenheit geblieben, ja uns für alle Zeiten unverlierbar ist. Das ist die Freiheit der wissenschaftlichen Lehre und Forschung, welche von Alters her an der Jenaer Hochschule gewaltet, der Geist wissenschaftlichen Strebens, der sie zu allen Zeiten ihres Bestehens beseelt und der sie befähigt hat, jenen großen Einfluß auf das geistige Leben und die ganze Kulturentwicklung unserer Nation auszuüben.

„So sehr auch Zeit und Kraft unserer Vorgänger an dieser Anstalt durch jene äußeren Verhältnisse in Anspruch genommen waren, niemals ist doch ihre Tätigkeit darin aufgegangen und niemals hat man hier den letzten und wahren Zweck einer Universität außer Augen gelassen. Ganz im Gegenteil! Stets ist auch in jenen älteren Zeiten sehr tüchtig hier gearbeitet und doziert worden, und mit Stolz konnte im Jahre 1674 die Universität an den Landesherrn berichten, daß „durch Gottes Gnade und derer Professorum gebührenden Fleiß die Frequenz der allhier studierenden Jugend andere Universitäten weit übertreffe." Aber nicht nur dies! Vielmehr dürfen wir sagen, daß in den letzten drei Jahrhunderten sich kein wichtiger Fortschritt in dem geistigen Leben Deutschlands vollzogen, kein bedeutender Wendepunkt in der wissenschaftlichen Erkenntnis eingetreten ist, an dem nicht unsere Academia Salana in hervorragender Weise beteiligt, bei dem sie nicht zu den maßgebenden Faktoren gehört hätte. Unsere Universität ist niemals von blos lokaler Bedeutung gewesen."

Den besten Beweis hierfür wird die nun folgende Darstellung des wissenschaftlichen Lebens der Academia Salana liefern.

## Vivant Professores!

Man kann Jena nach seinem rapiden Wachstum an Einwohner- und Studentenzahl heute nicht eigentlich mehr zu den „kleinen" Universitätsstädten rechnen. Wenn sich die Academia Salana auch naturgemäß mit den großstädtischen Hochschulen von Berlin, München, Leipzig u. a., welche allein die Hälfte der gesamten deutschen Studentenschaft resorbieren, bei weitem nicht messen kann, so geht eine Frequenzziffer von mehr als 1500 Studierenden immerhin beträchtlich über das Maß hinaus, das den gegebenen Verhältnissen angepaßt wäre, wenn man die Verteilung der deutschen Studenten auf die einzelnen Territorien als eine gleichmäßige und der Einwohnerzahl entsprechende annimmt. In solchem Falle würde sich für Jena, als thüringische Landesuniversität, eine Zahl von höchstens 500 Besuchern ergeben.

Ein Beweis, daß das wissenschaftliche Leben der alma mater auf voller Höhe steht. Schon an Fülle und Gediegenheit ihrer Lehrmittel und Lehrinstitute braucht sie einen Vergleich mit anderen, selbst größeren Hochschulen keineswegs zu scheuen.

Die gegenüber dem früheren Auditoriengebäude am Fürstengraben gelegene Universitätsbibliothek verfügt über mehr als 250000 Bände und 900 Handschriften. Unter diesen befinden sich als ganz besonders wertvolle Schätze ein Exemplar der 36zeiligen lateinischen Gutenberg-Bibel, Johann Friedrichs des Großmütigen auf Pergament gedruckte Lutherbibel mit Titelblatt von Lucas Cranach, eine Evangelien- und Epistelhandschrift mit prächtigen Malereien, 1507 für Friedrich den Weisen hergestellt, mehrere handschriftliche Missale auf Pergament, die Handschrift der Briefe des Petrus Vineis, die sog. „Jenaer Liederhandschrift", eine in groß Folio auf Pergament geschriebene Sammlung deutscher Minnesängerlieder mit Melodien u. a. m. Den Grundstock dieser Bibliothek bildete, wie bereits berichtet, die von Johann Friedrich dem Großmütigen der Hochschule übermachte Wittenberger Schloßbibliothek, die im Laufe der Jahrhunderte durch mannigfache Legate, z. B. des Juristen Arumaeus, des Historikers Sagittarius, des Obergeleitsmannes Birkner zu Erfurt, des Juristen Buder, sowie durch den Ankauf der reichhaltigen Bücher-

sammlungen der Jenaischen Professoren Bose und Danz bedeutend vergrößert wurde. Einen weiteren beträchtlichen Zuwachs erhielt die Bibliothek durch Einverleibung der Jenaer Klosterbibliotheken, namentlich aber durch ihre unter Carl August vollzogene Vereinigung mit der Jenaischen Schloßbibliothek.

Die einzelnen akademischen Anstalten und Institute sind mit Laboratorien, Unterichtsmaterial und Sammlungen aufs reichste ausgestattet. Den Zwecken der medizinischen Wissenschaft dienen außer der vollzählig vertretenen, mit der Landesheilanstalt verbundenen Einzelkliniken und Polikliniken das anatomische, physiologische, pharmakologische, hygienische, zahnärztliche, pathologisch-anatomische Institut, das anthropotomische und zootomische Museum und ein klinisches Laboratorium für experimentelle Pathologie. Für die historisch-philologische Abteilung der philosophischen Fakultät ist, außer den einzelnen fachwissenschaftlichen Seminaren ein archäologisches und germanisches Museum und das an erster Stelle in Deutschland stehende orientalische Münzkabinet vorhanden, während der mathematisch-naturwissenschaftlichen Abteilung das zoologische Institut und Museum, das mineralogische Institut und Museum, das botanische Institut samt botanischem Garten und botanischen Sammlungen, das physikalische und chemische Institut, die Institute für technische Physik und Chemie, für Mikroskopie, Pharmazie und Nahrungsmittelchemie, das durch Häckel neuerrichtete phylogenetische Institut, die Universitätssternwarte samt meteorologischem Institut und eine Hauptstation für Erdbebenforschung zur Verfügung stehen. Das der Oberleitung Edler's unterstellte Landwirtschaftliche Institut besitzt ein landwirtschaftliches und mit Versuchsstation verbundenes agrikulturchemisches Laboratorium, einen landwirtschaftlich-botanischen Garten samt Versuchsfeldern und Obstbaumschule, eine Veterinärabteilung, sowie reichhaltige landwirtschaftliche



Gustav Kerp, Jena, phot.

Director Dr. Brandis
Bibliothekar der Universität Jena.

Sammlungen. Auch die schönen Künste sind durch einen Universitätsfechtmeister und Tanzlehrer, sowie durch die unter Leitung eines Universitätsmusikdirektors stehende Akademischen Konzerte und den Akademischen Gesangverein aufs beste vertreten.

Vor allen Dingen aber sind es die eigentlichen Träger und Führer des wissenschaftlichen Lebens, die Universitätslehrer, welche die kleine academia Salana in allen Jahrhunderten zu einem Wallfahrtsziel der edelsten deutschen Jugend gemacht haben. Die Universität Jena hat in allen vier Fakultäten die glänzendsten Namen ihr Eigen nennen dürfen. Männer wie Schiller, Fichte, Schelling, Hegel, Fischer, Rückert, Hase, Lipsius, Pfleiderer, Thibaut, Feuerbach, Hufeland, Notnagel, Oken, Häckel und so viele andere von den größten der Großen haben den wissenschaftlichen Ruhm Jenas für alle Zeit fest begründet.

Es ist nicht möglich, in dem nun folgenden kurzen Ueberblick dieser Fülle wissenschaftlichen Lebens und Strebens, überdies mit unkundiger Laienhand, auch nur annähernd gerecht zu werden. Zumal das lebende Geschlecht, dessen Werk noch nicht abgeschlossen ist, wird sich aus mancherlei Rücksichten an einer nüchternen Nomenklatur der zur Zeit im Amte stehenden ordentlichen Professoren genügen lassen müssen. Wie die Alma Mater Jenensis zu allen Zeiten ihren Ruhm darin gesucht, unter stolzer Wahrung edler Lehr- und Geistesfreiheit in erster Linie die Förderung neuer Prinzipien sich zur Ehrensache zu machen, so mögen unter diesem Gesichtspunkte die folgenden, leider nur flüchtig skizzierten wissenschaftlichen Charakterbilder aus den einzelnen Fakultäten zum Zeugnis dafür dienen, in welchem Maße die kleine Academia Salana an dem stolzen weltumfassenden Bau der universellen Wissenschaft bis heutigen Tages mitgearbeitet hat.

---

## Die theologische Fakultät.

Um der Theologie willen war die Alma mater Jenensis zu ihrer Zeit gegründet worden. Sie sollte an Stelle Wittenbergs zu einer neuen Hochburg der evangelischen Lehre werden. Nikolaus von Amsdorf, der durch den Schmalkaldischen Krieg seines Amtes verlustige evangelische Bischof, war der spiritus rector, der die junge Fakultät, welche zunächst aus drei Mitgliedern — Striegel, Schnepf, Flacius — bestand, auf den Bahnen reinsten Luthertums zu halten sich bemühte. Durch seine Vermittlung war der streitbare Flacius nach Jena berufen worden, an dessen Namen sich jene unseligen Wirren knüpfen, die nicht blos für das neu erblühte akademische Leben Alt-Jenas, sondern für die gesamte evangelische Bewegung in Deutschland und Oesterreich so verhängnisvoll werden sollten. Der südländische Feuerkopf war in seinem dogmatischen

Fanatismus von vornherein ein geschworener Gegner der nachgiebigeren und weitherzigeren Melanchthonianer, denen auch sein Fakultätsgenosse Striegel mit seiner allen theologischen Prinzipienreitereien abgeneigten versöhnlichen Gesinnung nahestand. So war der unerquickliche Kampf unvermeidlich, dessen Verlauf wir samt den ferneren Lebensschicksalen Flacius' bereits an anderer Stelle, als der Entwicklungsgeschichte der Hochschule angehörig, geschildert haben.

An Striegel, der auch nach der Amtsentsetzung seines Gegners noch in Stubenarrest verblieb, wurde von dem rechtgläubigen Johann Friedrich dem Mittleren das Ansinnen gestellt, seine synergistischen Irrtümer aufzugeben und sich mit der Kirche auszusöhnen. Er tat dies in einer ad hoc abgefaßten Bekenntnisschrift, die von den Württemberger Theologen Andreae und Binder begutachtet und trotz des in ihr enthaltenen verdeckten Synergismus für orthodox erklärt wurde. Striegel hatte hierauf die Genugtuung, trotz energischen Widerspruchs von Seiten eines Teiles der Landesgeistlichkeit sich wieder rehabilitiert zu sehen, und eröffnete nach dreijähriger Haft im Mai 1562 aufs neue seine Vorlesungen. Ganz unerwartet siedelte er jedoch, weil in seiner alten Stellung „fort und fort Ränke gegen ihn geschmiedet wurden", nach Leipzig über, wo seine synergistischen Neigungen einen dankbaren Boden fanden. Gleichwohl stieß er auch hier mit seiner ausgesprochenen Billigung der reformierten Abendmahlslehre auf Widerstand, sodaß ihm bereits im Februar 1567 auf Befehl des Rektors das Auditorium geschlossen wurde. Schließlich führte ihn, nach vorübergehendem Aufenthalt in Amberg, ein ehrenvoller Ruf nach Heidelberg. Seine im heißen Kampfe aufgeriebene Gesundheit war jedoch den Anforderungen eines neuen Amtes nicht mehr gewachsen. Er starb am 26. Juni 1569.

Mit seinem Weggang war in der Jenaischen theologischen Fakultät die Ruhe des Todes eingetreten, die sich nur langsam, vorwiegend unter Nicolaus Selnecker's, des bekannten Kirchenliederdichters, Einfluß wieder zu gedeihlichem Leben entfaltete.

Unter Herzog Johann Wilhelm, der 1567 zur Regierung gelangte, begann abermals eine schärfere Luft zu wehen. Eine streng lutherische Orthodoxie gewann aufs neue die Oberhand. Ihr Hauptvertreter war Thilemann Heßhusius, der am 3. November 1527 zu Wesel geboren, bereits ein vielbewegtes Leben als Magister zu Wittenberg, Superintendent zu Goslar, Professor zu Rostock, Generalsuperintendent zu Heidelberg und Prediger zu Magdeburg und Neuburg hinter sich hatte, ehe er im Jahre 1569 als Professor der Theologie nach Jena berufen wurde. Allenthalben, wo er bisher gewirkt, hatte er wegen seines Eiferns gegen Synergismus und Kryptokalvinismus das Feld räumen müssen. Auch seine neue Amtstätigkeit in Jena eröffnete er mit einer heftigen Polemik gegen Selnecker, in deren Folge der alte Zwiespalt aufs neue entbrannte und sich insonderheit zu einer Fehde der jenaischen

Fakultät gegen den weimarischen Hofprediger Irenaeus, einen fanatischen Parteigänger des Flacius, auswuchs, insofern die neue Jenaische Orthodoxie über die des Letzteren noch hinausging.

Nach der anderen Seite nahm Heßhusius erneut den Kampf gegen die wiederum mächtig gewordene Wittenberger Richtung auf, deren Irrtümern und „Fallstricken", namentlich in Hinsicht ihrer kryptokalvinischen Abendmahlslehre, er in Gemeinschaft mit Kirchner und Wiegand mit solchem Eifer entgegentrat, daß er, aufs neue seines Amtes entsetzt, auch aus Jena weichen mußte.

Noch in demselben Jahre begab er sich als Bischof von Samland nach Königsberg. Auch dieses Amt mußte er infolge eines Streites mit Wiegand, seinem früheren Anhänger, wieder aufgeben. Schließlich starb er im Jahre 1588 als Professor der Theologie in Helmstädt.

Nun endlich kam für die jenaische Fakultät, die nach Heßhusius' Weggang auf ein Semester völlig verwaist war, eine Zeit ruhiger Entwicklung, unter der Vorherrschaft eines strengen Luthertums, das seine wissenschaftliche Aufgabe darin erblickte, die lutherischen Lehrbegriffe systematisch auszugestalten.

In die trübe Zeit des dreißigjährigen Krieges ragt als einer der gewaltigsten Zeugen dieser lutherischen Orthodoxie Johann Gerhardt herein, der von 1616—1637 eine so fruchtbare Tätigkeit entfaltete, „daß die Geschichte der Jenaer theologischen Fakultät seinen Namen als einen der bedeutendsten überhaupt zu verzeichnen hat".

Er war am 17. Oktober 1582 zu Quedlinburg geboren und hatte sich in Wittenberg zunächst der Medizin gewidmet, bevor er im Jahre 1603 zu Jena das Studium der Theologie aufnahm und zugleich als Adjunkt der philosophischen Fakultät theologische Vorlesungen daselbst hielt. Nachdem er hierauf eine Zeitlang das Amt eines Superintendenten zu Helbrungen und Generalsuperintendenten zu Koburg bekleidet hatte, folgte er dem Ruf nach Jena als ordentlicher Professor mit dem Prädikat eines Weimarischen Kirchenrates. Hier entfaltete er, von der akademischen Jugend hochgeschätzt, eine gesegnete Lehrtätigkeit, mit welcher eine eifrige und umfassende schriftstellerische Betätigung Hand in Hand ging. Sein Hauptwerk waren die „Loci communes theologici", in denen er eine ausführliche Darstellung und Entwicklung des orthodoxen Lehrbegriffes gab. Aus ängstlicher Besorgnis für den unverkümmerten Ruf seiner Rechtgläubigkeit schrieb er ferner die „Meditationes sacrae" und die etwas pedantische „Schola pietatis". Auch seine exegetischen Leistungen, in denen er patristische Gelehrsamkeit und dogmatische Akribie mit einem gesunden exegetischen Takte zu verbinden wußte, sind von hoher Bedeutung, während sein „Methodus studii theologici" als Einführung in das theologische Studium auf lange hinaus einen angesehenen Platz behauptete.

In seinen menschlichen Eigenschaften tritt uns Gehrhard entgegen als das Bild eines Mannes, „von einfacher, rührender Demut, vieler Liebe und unerschütterlichem Gottvertrauen auch in den schwersten Prüfungen, aber auch eines fast zu bedachtsamen und friedliebenden Charakters, welcher in einigen Fällen den Frieden auf Rechnung der unumwundenen Wahrheit zu erkaufen sich verleiten ließ und Eiterbeulen der Kirche, welche der Sonde bedurft hätten, eher mit einem weichen Pflaster zu bedecken versuchte.“ —

Mit der durch Calixt und Helmstädt inaugurierten freieren — synkretistischen — Gestaltung der Theologie brach auch für die Entwicklung der jenaischen Fakultät eine neue Periode an. Den entscheidenden Wendepunkt bezeichnete eine Verteidigungsschrift der Jenaischen Theologen gegenüber einem leidenschaftlichen Angriff von seiten Reinhardts, eines Anhängers Calovs, der auf Grund einer Vorlesung des Jenensers Musaeus über den Synkretismus der dortigen Fakultät nicht weniger denn 93 Irrtümer vorrückte.

Der erste Führer auf der neuen Bahn war Johann Franz Buddeus, der als Sohn eines pommerschen Predigers zu Anklam geboren, im Jahre 1705 sein theologisches Lehramt in Jena antrat. Als einer der Universellsten unter den damaligen evangelischen Theologen war er zuvor Lehrer der lateinischen und griechischen Sprache am Gymnasium zu Koburg und Professor der philosophischen Moral in Halle a. S. gewesen. Er war es, der bei der eklektischen und vermittelnden Stellung, die er innerhalb der einzelnen theologischen Richtungen einnahm, eine innige Verbindung des Dogmatismus mit dem praktischen Leben im Sinne des Pietismus herzustellen versuchte, zu welch letzterem er in höherem Maße hinneigte, als er sich und anderen gestehen mochte. Bei aller Weitherzigkeit und Milde hielt er jedoch in allen Hauptsachen immer noch am kirchlichen System fest, dem er durch seine enorme Gelehrsamkeit und klare Auffassungsgabe nicht minder, als durch seine gewandte, fließende Dialektik eine reiche wissenschaftliche Förderung zuteil werden ließ. Seine Schriften gehen in die hunderte. Unter ihnen sind vornehmlich die „Institutiones theologiae moralis und dogmaticae“, und seine „Isagoge historica ad theologiam universam“ von bleibendem Werte. Auch übernahm er die Leitung des Leipziger allgemeinen historischen Lexikons.

Buddeus soll übrigens der erste gewesen sein, der in Jena Vorlesungen in deutscher Sprache hielt.

Als Mensch und Christ gleich achtungswert, blieb er trotz mehrfacher lockender Anträge seiner Stellung treu und starb am 17. November 1729 auf einer Reise nach Gotha, nachdem ihm in seiner aufsehenerregenden Polemik wider den infolge der pietistischen Bewegung aus Halle vertriebenen Philosophen Wolf die Genugtuung geworden war, daß die theologische und philosphische Fakultät sich entschieden auf seine Seite stellte.

Der gleiche Kampf gegen die Wolffsche Philosophie und deren Herabsetzung aller übrigen gangbaren Beweise für das Dasein Gottes zu Gunsten des Arguments von der Contigenz, „von welchem man unmittelbar und demonstrativ auf ein ens necessarium schließen kann“, wurde auch von Buddeus' Schwiegersohn, dem Kirchenhistoriker Johann Georg Walch (geb. 1693 zu Meiningen) aufgenommen und weitergeführt.

Obwohl Walch, seit 1718 der Fakultät angehörig, in seiner Hinneigung zur „natürlichen“ im Gegensatz zur „geoffenbarten“ Theologie die alte theoretische Grundlage der Orthodoxie bereits verlassen hatte, so suchte er doch, in engem Anschluß an Buddeus, die alte Kirchenlehre noch insoweit aufrecht zu erhalten, als sie dem Pietismus nicht geradezu feindlich gegenüberstand. Für seine Vorlesungen verfaßte er eine Anzahl von Kompendien, in denen er, ohne eine eigentliche encyklopädische Organisation anzustreben, nacheinander fast sämtliche theologische Disziplinen, mit Ausnahme der Exegetik, behandelte.

Seine eigentlich befruchtende Tätigkeit, die ihn noch heute, nach Nippold, zu einem „Lehrer jedes werdenden Kirchenhistorikers“ macht, liegt auf dem Gebiet der Kirchengeschichte. Hatte er schon, als Vermächtnis seines Schwiegervaters Buddeus, dessen „historische und theologische Einleitung in die Religionsstreitigkeiten, welche sonderlich außer der evangelisch-lutherischen Kirche entstanden“ übernommen und zu Ende geführt, so ließ er dieser als selbständiges Werk die „historisch-theologische Einleitung in die Religionsstreitigkeiten der evangelisch-lutherischen Kirche“ folgen.

Bis zu seinem im Jahre 1775 erfolgten Tode hat Walch eine selten vielseitige und ersprießliche wissenschaftliche Tätigkeit entfaltet, sodaß ihm zu seinem fünfzigjährigen Lehrjubiläum das ehrenvolle Zeugnis ausgestellt werden konnte: „Schon längst haben Religion, ausgebreiteter Ruhm und Patriotismus den Namen unseres vortrefflichen Walchs sich so eigen gemacht, daß er in dem Heiligtum Gottes, im Reiche der Wissenschaften und in den Herzen der Redlichen auf ewig glänzen wird.“

Der Ruhm des grundgelehrten Vaters wurde von dem des Sohnes, Christian Franz Walch noch überboten, der jedoch nur kurze Zeit der Jenaer Fakultät angehörte, um seine ganze fernere Tätigkeit der Georgia Augusta zu Göttingen zu widmen. Auch er zeigte sich in seinen historischen Arbeiten tief durchdrungen von der Pflicht der gewissenhaften, alle Zeugenaussagen unermüdlich uud methodisch abwägenden Erforschung des wirklich Geschehenen, so daß man, nach Schröckh, die Genauigkeit in der Anführung der Quellen- und Erläuterungsschriften und die Erörterung der kleinsten Umstände nicht höher treiben kann, als er es getan.

Die Aera einer neuen „freien“ Theologie, die als „Jenenser Schule“ mit Ort und Stelle seither traditionell verwachsen blieb, wurde durch

Johann Jacob Griesbach eingeleitet. Sein Name ist mit der neutestamentlichen kritischen Bibelforschung so fest verwachsen, daß mit ihm auf diesem Gebiete eine neue Periode beginnt.

Er war am 4. Januar 1745 als Pfarrerssohn in dem hessischen Städtchen Butzbach geboren, hatte namentlich in Halle unter Semlers Führung seine Studien betrieben und sich gelegentlich einer größeren Studienreise in dem britischen Museum zu London, der Bibliothek zu Oxford und den französischen Büchersammlungen zu St. Germain, St. Victor und Sainte Genieve mit Vergleichung von Bibelhandschriften zum Zwecke einer Ausgabe des Neuen Testaments beschäftigt. Nach seiner Rückkehr habilitierte er sich in Halle, wurde daselbst 1773 zum Professor befördert, aber bereits zwei Jahre später nach Jena berufen, wo er nach langjähriger, überaus fruchtbringender Wirksamkeit durch Ernennung zum Geh. Kirchenrat, Prälaten und Deputierten der Jenaischen Landschaft ausgezeichnet, am 24. März 1812 verstarb.

Sein Hauptbestreben war in erster Linie auf eine gründliche Textrevision des Neuen Testaments durch Sammlung und Sichtung von Varianten, namentlich mit Bezugnahme auf die Zitate griechischer Kirchenväter und die bis dahin wenig beachtete philoxenianische, armenische und gothische Bibelübersetzung gerichtet. Im Anschluß hieran schrieb er als unerläßliche Vorbedingung jeder Kritik des Neuen Testamentes eine Geschichte desselben in alter Zeit, um hierauf eine eigene Theorie der Kritik zu gründen, die im wesentlichen auf einer Verbindung historischer Tatsachen und logischer Grundsätze beruhte. Hiernach wagte er zum ersten mal einen von dem bisher in lutherischen Kreisen als unantastbar geltenden textus receptus der Elzevier'schen Bibelausgabe abweichenden revidierten Text des Neuen Testaments herauszugeben, der ihm von Seiten der Orthodoxie mehrfache Anfeindung eintrug.

Auch eine „Anleitung zum Studium der populären Dogmatik" ließ er erscheinen, in der er unter deutlich bemerkbarem Einfluß des Kantischen Kritizismus sich in maßvoller Weise von dem starren Zwang des Dogmatismus abwandte.

Auf gleichem Gebiete und in ähnlichem Geiste war der von einer Rektorstelle in Ohrdruf nach Jena berufene Johann Gottfried Eichhorn tätig, der nebst dem bereits genannten Johann Gehrhardt und Johann Döderlein der sobenannten „Johanneischen Trias" der Jenenser Theologenfakultät angehörte. Während seiner Studienzeit in Göttingen hatte er sich vorzugsweise mit den älteren Sprachen beschäftigt und auch seine nachmalige Lehrtätigkeit zu Jena in erster Linie auf die morgenländischen Sprachen und die Exegese des Alten und Neuen Testaments gerichtet. Auch auf welt- und literaturgeschichtlichem Gebiet wußte er sich erfolgreich zu betätigen. Nachdem er bereits das „Repertorium für biblische und morgenländische Literatur", sowie eine „Allgemeine Bibliothek der biblischen Literatur" herausgegeben, bot er in seinem Hauptwerk, der

fünfbändigen „Historisch-kritischen Einleitung in das Alte und Neue Testament" das erste Beispiel einer rein literarisch-historischen, auf Kenntnis des Altertums und Morgenlandes gegründeten Behandlung der biblischen Urkunden im Zusammenhang. Hiermit war er zum eigentlichen Begründer der biblischen Isagogik geworden. Auch die Aufstellung der Urevangeliumshypothese ist sein Verdienst. Wenngleich diese Leistungen auf dem Gebiet der biblischen Wissenschaften, zumal deren kritische Behandlung als „ungeschichtlich und voraussetzungsvoll" vielfach angefochten wurden, so tritt in seinen Schriften doch sehr deutlich das apologetische Interesse zu Tage, die Bibel aus der Anschauungs- und Denkart der alten Welt heraus zu erklären, um sie hierdurch gegen den Spott der Bibelfeinde zu verteidigen.

Eichhorn hat, nach Bertheau, „eine bestimmte Aufgabe seiner Zeit klarer als die meisten seiner Zeitgenossen erkannt, er hat mit unermüdlichem Fleiße das ganze Gebiet der biblischen Literatur bearbeitet, mit sebstständiger Kraft schwierigen Forschungen erst Bahn gebrochen, viele Untersuchungen mit gutem Glück unternommen und nicht wenige bis zu sichern Ergebnissen hindurchgeführt."

Infolge des unerquicklichen Verhältnisses zwischen ihm und dem selbstbewußten Döderlein fühlte er sich veranlaßt, seine Stellung in Jena aufzugeben (1788) und einem Ruf nach Göttingen zu folgen, wo er nach langjähriger, an Anerkennung und Erfolgen reicher Tätigkeit am 27. Juni 1827 gestorben ist.

Der eigentliche „vulgäre Rationalismus", der mittlerweile im wissenschaftlichen und kirchlichen Leben des deutschen Protestantismus seine Einkehr gehalten hatte, fand einen seiner hervorragendsten wissenschaftlichen Vertreter in **Heinrich Eberhard Gottlob Paulus** (geb. 1. Sept. 1761 zu Leonberg bei Stuttgart). In keinem andern Theologen hat das Aufklärungszeitalter eine so charaktervolle Ausprägung gefunden.

Im theologischen Stift zu Tübingen, sowie in Göttingen hatte Paulus vorzugsweise das Studium der orientalischen Sprachen betrieben, das er in London und Paris fortsetzte, um hierauf (1789) einen Ruf als Professor der orientalischen Sprachen nach Jena anzunehmen. Hier wurde er nach Döderleins Tode Professor der Theologie (1793), ging zehn Jahre später in gleicher Eigenschaft nach Würzburg, von hier als Landesdirektionsrat in Kirchen- und Schulsachen nach Bamberg, Nürnberg und Ansbach, bis er schließlich (1811) in Heidelberg wieder zum akademischen Beruf zurückkehrte und daselbst am 10. August 1851 starb.

Ihm war der Glaube lediglich Ueberzeugungstreue, die Religion ein bloßer Wissensakt und deshalb ausschließlich auf das Begreifliche, juristisch-mathematisch Erweisbare gerichtet. Die größte Bewegung riefen die von ihm in seinem Kommentar zu den Evangelien zur Durchführung gebrachten Grundsätze, in erster Linie seine natürliche Wundererklärung,

hervor, welche in philosophischer Auslegung die Tatsachen lediglich nach den Begriffen der Möglichkeit beurteilt wissen wollte.

Daß solche exegetischen und dogmatischen Grundsätze eine heftige Reaktion hervorriefen, war nur allzu erklärlich. An deren Spitze stand der Eisenacher Generalsuperintendent Schneider. Auf seine Veranlassung ging u. a. der Weimarischen Regierung eine Denunziation zu, in welcher der durch Paulus vertretenen Richtung der Vorwurf gemacht wurde, daß man „von dieser Seite aus den Grund der christlichen Religion zu untergraben, die Geschichte Jesu und seiner Jünger lächerlich zu machen, die höchst unsichern Grundsätze der Kantschen Philosophie in sinnverwirrender und irreführender Weise auf die Bibel zu pfropfen, mit einem Worte die die christliche Religion abzuschaffen und statt dessen die Träumereien einer Religion der Vernunft einzuführen suche." Der Anklageschrift wurde jedoch, einem Gutachten des unter Herders Leitung stehenden Oberkonsistoriums entsprechend, eine Folge nicht gegeben.

Eine sonderbare Fügung hat Schelling, den Vertreter des occultistisch-spekulativen, und Paulus, den Vertreter des diskursiv-aufklärerischen Denkens, welche beide in demselben Hause zu Leonberg geboren waren, mehrfach mit einander in Berührung gebracht. Beide waren zu gleicher Zeit in Jena und Würzburg tätig und kamen später in Zusammenstoß. „Der alte Aufklärer wollte den Schleier zerreißen, welcher Schellings Offenbarungstheorie bedeckte. Nichts war dem alternden Philosophen schrecklicher, als Ideenraub."

Als bedeutendste Schrift des Paulus aus der Heidelberger Zeit ist sein „Leben Jesu als Grundlage einer reinen Geschichte des Urchristentums" samt dem „Exegetischen Handbuch über die drei ersten Evangelien" anzusehen.

Er blieb bis zuletzt der Vertreter des Denkglaubens. „Ein Mann, der zu denken glaubt und zu glauben denkt", ohne jedoch im Denken und im Glauben auf rechter philosophischer und religiöser Höhe zu stehen. —

Sein Nachfolger in Jena war Johann Philipp Gabler, der am 4. Januar 1753 in Frankfurt a. M. geboren, bereits zu Jena in engem Anschluß an den fast gleichaltrigen Eichhorn studiert und als Repetent in Göttingen, Gymnasialprofessor in Dortmund und Professor der Theologie in Altdorf tätig gewesen war, ehe er noch zu Griesbachs Zeiten nach Jena berufen wurde und nach dessen Tode in die theologische Professur einrückte.

Auch er wandelte, bei aller soliden Gelehrsamkeit und Belesenheit, in den Bahnen der natürlichen Wundererklärung. „Dieser Rationalismus aber verband sich bei ihm mit einer tiefempfundenen Anerkennung und Bewunderung der religiösen und sittlichen Hoheit und Würde, und wenn nicht der Gottheit, so doch der Göttlichkeit Christi." Nur die bindende Verpflichtung auf kirchliche Bekenntnisschriften verwarf er auf das entschiedenste als neues Papsttum. Seine unermüdliche Pflichttreue,

verbunden mit tiefem sittlichem Ernste und einem kindlich-frommen Fühlen und Empfinden gewann ihm im höchsten Maße die Liebe uud Dankbarkeit seiner Schüler, denen er namentlich in seiner Stellung als erster Direktor des 1817 gegründeten theologischen Seminars ein wahrhaft väterlicher Freund und Berater war. Noch als Siebziger in kraftvoller Rüstigkeit stehend, ward er nur in den Ferien krank. Von einer seltsamen Todesahnung hat er aus seiner letzten Lebenszeit folgendes erzählt: Es sind mir zwei Engel erschienen von großer, hehrer Gestalt. Sie sagten zu mir: „Wir sind gekommen, Dir anzukündigen, daß Du bald sterben mußt". Darauf antwortete ich: „Aber doch nicht so bald, damit ich meine Dogmatik noch hinauslesen kann und meine Zuhörer nicht zu kurz kommen?" Die Engel sagten: „Das wissen wir nicht", und verschwanden. Schließlich fand ihn der Tod mitten bei der Arbeit. Aus der Vorlesung nach Hause zurückgekehrt, Buch und Heft noch in der Hand, brach er an seinem Schreibtisch zusammen. Es war am 17. Februar 1826.

Zu seiner glänzendsten Höhe und gediegensten Ausgestaltung aber wurde der alte Rationalismus durch Ludwig Friedrich Otto Baumgarten-Crusius geführt, der länger als dreißig Jahre (1812—1843) eine Zierde der Hochschule war. Er las mit Ausnahme der Kirchengeschichte über alle Zweige der wissenschaftlichen Theologie, vorzugsweise über neutestamentliche Exegese, biblische Theologie, Dogmatik, Ethik und Dogmengeschichte. Seinen feinen, in die Tiefe dringenden Sinn und seine immer freier sich gestaltende Richtung brachte er sowohl in seiner Schrift „Ueber Gewissensfreiheit, Lehrfreiheit und den Rationalismus" als Antwort auf eine gegen ihn gerichtete Denunziation, als auch in dem „Grundriß der evangelischen kirchlichen Dogmatik" zum Ausdruck, während sein „Lehrbuch der Dogmengeschichte" und dessen spätere Ausgestaltung zu dem mit höchster Präzision und Schärfe geschriebenen „Compendium der Dogmengeschichte" — durch Hase später vollendet — die Urbildung und Entwicklung der religiösen Anschauungen und Kodifikationen in seltenem Umfang und gleich seltener Feinheit zur Darstellung brachte. Auch als Exeget, zumal der Synoptiker, der johanneischen und paulinischen Schriften hat er, mit tiefem Wissen ausgerüstet, den Sinn der Schrift in unvergleichlicher Unbefangenheit und Schärfe erforscht, auch als Systematiker „nicht sowohl in durchgreifender Organisation der von ihm vertretenen Disziplinen, namentlich der Dogmatik, als vielmehr durch tiefes Eindringen in ihr zartes Gewebe Ausgezeichnetes geleistet und stets an dem Grunde und Wesen des Evangeliums festgehalten, welches ihm Sache und Kraft Gottes zur Seligkeit, und so, aber auch nur so, stark genug war, die Welt zu überwinden."

Zu Baumgartens und Gablers Zeitgenossen gehörte Johann Traugott Leberecht Danz, der, ein gebürtiger Weimaraner, von 1798 bis 1837 gleich diesen Beiden im Sinne der biblisch-rationellen

Theologie in Jena wirkte, ohne daß jedoch bei ihm, dem Nichtdogmatiker, diese Richtung besonders scharf hervorgetreten wäre. Rationalisten und Supranaturalisten standen ihm nicht als Christen oder Mitglieder der Kirche, sondern lediglich als „denkende" und „gedachte" Theologen gegenüber. So lange „die Rationalisten nicht unvernünftigerweise die Supranaturalisten für unvernünftig erklären und die Supranaturalisten nicht unchristlicherweise die Rationalisten als Unchristen behandeln", hatte der Streit für ihn weder eine religiöse, noch kirchliche oder politische Bedeutung. Als Theologe war er in erster Linie Kirchenhistoriker, der in seinem „Lehrbuch der christlichen Kirchengeschichte" hauptsächlich die Förderung des kirchengeschichtlichen Quellenstudiums sich angelegen sein ließ. Er war ein fleißiger, kenntnisreicher Mann, der bei der Universalität seiner gelehrten Bildung und enormen Literaturkenntnis, die ihn auf den heterogensten Gebieten sich schriftstellerisch versuchen ließ, namentlich von Herder hochgeschätzt wurde.

Auch Johann Lobegott Lange, der sich 1824 als Privatdozent in Jena habilitierte und daselbst bis 1852 über Isagogik, Religionsphilosophie, Hermeneutik, Apologetik, später über Kirchengeschichte und Dogmatik las, war dem biblischen Rationalismus zugetan, „welcher Bibel und Vernunft mit einander in ein inniges Einvernehmen gesetzt wissen will und von solchem Standpunkt aus, der auch so manchen vom Vulgärrationalismus verworfenen Glaubenssatz zuläßt, die christliche Dogmatik auf einer unbefangenen und exegetisch korrekt erklärten Schriftlehre erbaut sehen möchte."

Mit diesem letztgenannten Namen trat die Jenaische Theologie in die neueste Phase ihrer Entwicklung ein, welcher namentlich durch Baumgarten-Crusius der Stempel strengster Wissenschaftlichkeit aufgedrückt war. Bezeichnend hierfür ist die veränderte Gestalt des theologischen Doktoreides, wie sie zu Baumgartens Zeit festgestellt wurde. In ihr wird allem anderen voran die libertas vera academica zur Grundlage des theologischen Studiums auf der Alma mater Jenensis erhoben, welche, nach Baumgartens Worten, „wiewohl ursprünglich unter der Herrschaft des Buchstabens und für dieselbe gestiftet, sich dann allmählich immer mehr zum freien Leben der Wissenschaft erhoben hat und begünstigt von erleuchteten Fürsten, von langen Zeiten her selbst eine gefeierte Stätte und Zuversicht für dasselbe und für jede würdige Entwicklung von ihm geblieben ist."

Zu den glänzendsten Vertretern dieser neueren Jenenser Theologie gehörte Leopold Immanuel Rückert, der 1797 zu Großhennersdorf in der Ober-Lausitz geboren, seine erste Bildung auf dem Herrenhutischen Pädagogium zu Niesky empfangen hatte und die Spuren dieses Geistes, ein tiefes Sündhaftigkeitsgefühl, einen heiligen Missionseifer, die Bezeichnung der idealen Kirche als „Gemeinde", zeitlebens an sich trug. Später besuchte er das Gymnasium zu Zittau, um hierauf

in Leipzig Philologie zu studieren, die er jedoch bald mit der seiner Geistesrichtung entsprechenden Theologie vertauschte. Hierauf trat er nach bestandenem Kandidatenexamen die pfarramtliche Tätigkeit als Diakonus in seinem Geburtsorte an, die er jedoch aus Liebe zu wissenschaftlicher Betätigung nach sechs Jahren wieder aufgab. Die akademische Lehrtätigkeit blieb ihm zunächst noch verschlossen, sodaß er sich inzwischen mit der Stellung eines Subrektors, später Konrektors am Zittauer Gymnasium begnügen mußte, jedoch bereits während dieser Zeit auf Grund seiner schriftstellerischen Leistungen — u. a. seiner „Christlichen Philosophie“ und seiner exegetischen Arbeiten über die Briefe des Paulus, von dem er sich seinem ganzen Wesen nach am meisten angezogen fühlte — von der theologischen Fakultät in Kopenhagen zum Ehrendoktor promoviert wurde. Aber immer noch schien seinem Wunsche, das akademische Katheder zu betreten, die Erfüllung versagt zu bleiben. Zweimal bereits war seine Berufung in ein Lehramt (zu Erlangen und Greifswald) behördlicherseits nicht bestätigt worden, sodaß er jede Hoffnung aufgebend, der Theologie den Rücken zu wenden entschlossen war, als die Universität Jena nach Baumgartens Tode ihre Pforten ihm öffnete. Mit einer Rede „de officio interpretis librorum Novi Foederis“ trat er (1844) seine Lehrtätigkeit an, die er mit kraftvoller Entschiedenheit und unermüdlichem Fleiß bis zu seinem Ende am 9. April 1871 betrieben hat.

Rückert war trotz der originellen Rauheit seiner Umgangsformen einer jener berufensten Jugendlehrer, die nicht bloß in Vorlesungen, sondern auch im Privatumgang den nachhaltigsten Einfluß auszuüben verstanden. Auch als Universitätsprediger hat er, namentlich in seinen erschütternden Bußtagspredigten, gewaltig gewirkt.

Seine wissenschaftliche Bedeutung liegt zunächst auf dem Gebiete der Exegese, als deren obersten hermeneutischen Grundsatz er die Unbefangenheit, und als deren weitere Forderungen er Sprachkunde, Geschichte, Logik und Phantasie hinstellt. Seine durch wohltuende Wahrheitsliebe ausgezeichnete Interpretationskunst hat er nach wie vor in erster Linie in den Dienst des Paulus gestellt.

Seine „Religionsphilosophie“ erkennt als einziges Objekt den Menschen an und erklärt eine Erkenntnis dessen, was zu den sittlichen Ideen in keiner notwendigen Beziehung steht, für unmöglich. Die erste unabänderlich gewisse Bedingung ist für den sittlich vollendeten Menschen die Existenz Gottes, als der Idee des Guten und einer sittlichen Weltordnung. Wenn eine solche ist, so muß auch eine Welt als Objekt für die Idee des Guten und Abbild des göttlichen Gedankens vorhanden und dem Prinzip der sittlichen Ordnung schlechterdings unterworfen sein. Es muß der Sittlichkeit fähige Geister geben, zu denen der Mensch gehört, der allerdings als Meisterwerk und Bild des Ewigen diesem seinem Urbilde nicht entspricht, weil er in einem präexistenten Dasein bereits

durch eigne Schuld, durch falschen Gebrauch seiner Freiheit, verdorben ist. Somit bedarf es einer Restitution der ursprünglichen Gestalt des Menschen, die ihm sichtbar vor Augen gestellt die Möglichkeit bietet, sie zu der seinigen zu machen, so daß das Erdenleben nunmehr nicht sowohl als Strafe für die ursprüngliche Verfehlung, denn vielmehr als Erziehungsanstalt Gottes für die Wiederherstellung des Menschen in seiner früheren Herrlichkeit zu gelten hat. Erst im Judentum ist die Menschheit einer solchen Erlösung näher gekommen, bis sie schließlich in Christo, dem in die Wirklichkeit eingetretenen Menschheitsideal, und namentlich in dem gekreuzigten Christus, der für diese Idee sein Leben hingegeben, zur Tatsache wurde.

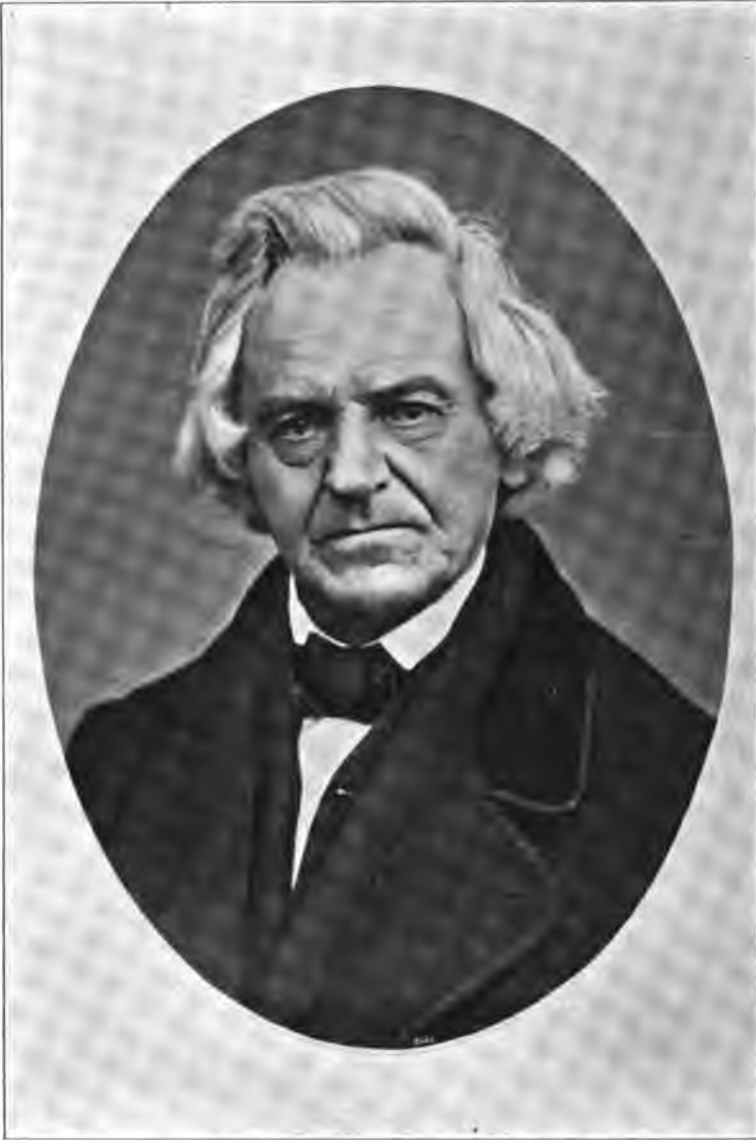
Eine vertiefte Umarbeitung und Ergänzung seiner „christlichen Philosophie" hat Rückert in seinem zweiten systematischen Hauptwerke, der „Theologie", gegeben, deren Summa er selbst in den folgenden zehn Artikeln seines Glaubens zusammenfaßt:

„Wir glauben an eine heilige Weltordnung und an Gott. Wir glauben an die ewige heilige Bestimmung unserer geistigen Natur. Wir erkennen die Sünde als wahre Sünde und als die Ursache unseres Unheils an. Wir glauben an den ewigen Gnadenwillen Gottes, alle Menschen von der Sünde zu erlösen. Wir glauben an eine fortgehende Offenbarung Gottes, deren höchste Spitze Christus, der Mensch gottgleichen Wollens, ist. Wir erkennen in Christi Tode die vollgenügende Unterstützung der göttlichen Gnade an den Sündern zur Aufhebung der Sünde in ihnen selbst und wahren Aussöhnung mit Gott. Im Glauben an Christum erkennen wir den wahren Weg der Aussöhnung mit Gott und die Herstellung zum idealen Leben. Wir glauben an die heiligende Wirksamkeit des Geistes Gottes, die innere und die äußere. Wir glauben an die seelenvereinende Kraft des Geistes Gottes, an die lebendige Gemeinde der Gläubigen und an die Kraft des Wortes Gottes in derselben. Wir hoffen von der Gnade Gottes ein ewiges Leben für unsern Geist."

Ueber Jenas neuzeitliche Theologie äußert sich Rückert mit Hinblick auf den inzwischen eingetretenen reaktionären Umschwung mit folgenden Worten:

„Jenas Theologen können, besser gesagt, sie wollen sich nicht verbergen, daß nicht allein in Deutschland, daß soweit es eine evangelische Kirche gibt, in der alten oder in der neuen Welt, sie die einzige Fakultät sind, welche sich noch in der gleichen wesentlichen Stellung findet, in der sie nun fast ein Jahrhundert lang gestanden hat und welche vor nicht allzulanger Zeit die allgemeine Stellung aller war; daß sie nur wenig Freunde haben, und die wenigsten unter denen, die die Macht in Händen haben; daß sie die Zielscheibe des Angriffs derer sind, welche die Kirche selbst oder die doch allein Berechtigten in ihr zu sein vermeinen; daß sie also die Wahl haben, entweder von ihrem Wege umzukehren auf die breite Bahn der Andern, oder sich ihre Aufgabe für sich zu stellen und

ihren Weg allein zu gehen. Die Aufgabe unserer Theologie kann für die Folgezeit nur die sein, die sie bisher gewesen, die eine, die sich alle Theologie zu setzen hat, aber die heutige vielfach zu vergessen und zu



Karl von Hase.

verleugnen scheint: Wissenschaft zu sein, und evangelische Wissenschaft."

Dieser Aufgabe ist die Jenaische Fakultät treu geblieben. Ihre ureigenste Seele war für die Folgezeit der edle Carl von Hase, der „Goethe der deutschen Theologie".

Er war so alt, wie das Jahrhundert, dessen Zierde er ward. Zu

Steinberg in Sachsen geboren, auf dem Altenburger Gymnasium und den Universitäten Leipzig, Erlangen, Tübingen vorgebildet, hatte er nur kurze Zeit zu Tübingen und später, nach einigen Jahren gelehrter Muße, in Leipzig theologische Vorlesungen gehalten, als er im Jahre 1829 nach Jena berufen wurde und von der Zeit ab bis zum Herbst 1883 seine ganze, bis ins hohe Alter ungebrochene Kraft in den Dienst der jenaischen Theologie stellte.

Es ist nicht leicht, die theologische Bedeutung eines Hase mit kurzen Worten zu erschöpfen.

„In ihm", so beginnt ein im Jahre 1867 entworfenes Charakterbild, „hat die Theologie einen der reichsten und vielseitigsten Geister unserer ganzen Literatur als den Ihrigen begrüßen dürfen. Von einer seltenen historischen und ästhetisch-künstlerischen Durchbildung, und berührt von allem Großen, was durch die Zeit geht, wußte er in seinen kirchengeschichtlichen Arbeiten sich in die verschiedensten Sphären mit derselben großartigen Unbefangenheit hineinzuversetzen und gleichzeitig durch seinen markigen, berühmten Stil Meisterwerke historischer Charakteristik zu schaffen. — Sein dogmatischer Standpunkt hat in origineller Form doch wieder viel mit Schleiermacher und de Wette Verwandtes. Christus ist ihm der ideale sündlose Mensch, ausgerüstet mit der Fülle aller Liebe und der Macht der reinen Menschheit, wahrhaftig auferstanden und Anfänger des neuen Lebens im Reiche Gottes. Sein ganzes Wesen ist ihm am tiefsten erfaßt von Johannes. — Von Natur vorzüglich dazu geeignet, jedem fremden Standpunkt volle Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, hat Hase doch auch den eigenen immer wacker gewahrt, wie in der Jugend durch den Anschluß an die burschenschaftliche Bewegung, für die er ähnlich wie de Wette (durch fünfmonatliche Haft auf dem Hohenasperg) zu leiden hatte, so durch die gediegene Polemik mit dem alten Rationalismus Röhrs, mit der Tübinger Kritik Baurs und schließlich durch sein glänzendes Handbuch der protestantischen Polemik; auch ist seine religiöse Anschauung in seiner „Gnosis" und „Des alten Pfarrers Testament" in schöner Form niedergelegt. Den an der Geschichte gebildeten, gleichzeitig unbefangenen und überzeugungstreuen Standpunkt bezeugen nicht minder seine Schriften, durch die er sich an der Erörterung wichtiger Zeitfragen beteiligte."

Sonach gruppiert sich die wissenschaftliche Bedeutung Hases um seine vier, den verschiedenen theologischen Hauptdisziplinen gewidmeten Werke: „Polemik", „Leben Jesu", „Kirchengeschichte" und „Gnosis."

In dem erstgenannten Werke kommt neben aller Anerkennung, die Hase zumal als Aesthetiker dem katholischen Kultus entgegenbringt, und aller Offenheit über die Schwächen der eigenen Kirche das ruhige Gottvertrauen der letzteren im Kampfe mit den rückläufigen Mächten des Papismus zu systematischem Ausdruck. Seine Polemik ist mehr als eine Gegenüberstellung der einzelnen dogmatischen Streitpunkte, sondern viel-

mehr eine Einführung in den inneren Entwicklungsgang der beiden Konfessionen, sodaß hinter den dogmatischen Formulierungen der ethische Gegensatz erkennbar wird und namentlich diese „Zurückführung aller Einzelkämpfe auf den Protest des religiös-sittlichen Gewissens" dazu beigetragen hat, daß der große Geisteskampf der Kirchen wieder einmal zugunsten des Protestantismus sich entschied.



Hase Denkmal.

Sein „Leben Jesu" wollte in Form eines Compendiums eine rein wissenschaftliche und gelehrte Darstellung des Gegenstandes geben und diesem, wie es tatsächlich seitdem geschehen, einen ständigen bedeutsamen Platz im Kreise des akademischen Studiums erobern.

Auch sein „Handbuch der Kirchengeschichte" sollte lediglich als Handbuch für akademische Vorlesungen dienen. Die unvergleichliche Gelehrsamkeit seines Verfassers und dessen gottbegnadete Künstlerschaft hat es jedoch zu einer weit über diesen Zweck hinausgehenden Bedeutung erhoben. Man kann, mit Nippold, wohl behaupten, daß es seither in keiner Kirche und keiner theologischen Schule der Welt eine

irgend in Betracht kommende Behandlung der Kirchengeschichte gibt, in welcher nicht Hasesche Gedanken und Wendungen uns begegnen.

Wie sich Hase als Historiker an kein dogmatisches oder philosophisches Bekenntnis binden ließ, so ist seine „Gnosis“ als protestantisch-evangelische Glaubenslehre für die Gebildeten der Gemeinde gleichfalls nicht als Streitschrift, sondern als Friedenswerk erschienen, das die Gedankenwelt Schleiermachers und Hegels in einer höheren Einheit zu zeigen sich bestrebte.



Prof. Hilgenfeld.

Mit ganz besonderer Meisterschaft hat Hase in seinem ‚Hutterus redivivus‘ verstanden, neben „dem System des neuen Protestantismus zugleich das des alten in der veränderten Zeit zu Worte kommen zu lassen.“ Es dürfte seitdem kaum einen Theologiebeflissenen gegeben, dem dieses einzigartige Werk nicht seine eminent praktischen Dienste leistete. Auch in seinen zahlreichen anderweiten Schriften, als deren Juwel seine „Ideale und Irrtümer“ gelten können, kommt neben aller Gelehrsamkeit und Künstlerschaft der Form seine echte, ungeheuchelte Frömmigkeit, sein schlichtes, von warmer Heilandsliebe durchdrungenes Christengemüt im Verein mit seinem weltoffenen Sinn und der über jeden Buchstabendienst erhabenen edlen Freiheit des Geistes zum leuchtenden Ausdruck. Wer ihm in dem schlichten, in seiner Privatwohnung befindlichen Hörsaal noch zu Füßen gesessen und ihm, dem herrlichen Mann „mit dem milden schönen Charakterkopf, der mächtigen Stirn, dem klaren bis ins höchste Greisenalter hell gebliebenen Auge, den durchgeisteten Zügen seines Antlitzes, dem wallenden weißen Haar“ in weihevoller Andacht und künstlerischem Genusse gelauscht, wird ihn nie vergessen können.



Prof. Nippold.

Mit seinem Tode war der geistesfreien evangelischen Theologie ein Vaterhaus abgebrochen, „in welchem sie beinahe ebenso, wie die eigne Familie des Heimgegangenen einen Mittelpunkt besaß; für alle die in ihrem Vater so hochbeglückten Kinder, die von nah und fern so oft wie immer möglich ihren Patriarchen aufsuchten.“ —

Um Hase, die „altehrwürdige Abrahamsgestalt, in welcher viele

gesegnet wurden", gruppieren sich die leuchtenden Namen der modernen Jenaischen Theologie „wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt".

Da war es Carl Eduard Schwarz, der aus der ländlichen Einsamkeit seines Pfarramtes zu Altenweddingen, wo er sich fortgesetzten Studien zumal der Schleiermacherschen Schriften hingegeben, fast gleichzeitig mit Hase nach Jena berufen wurde und hier, sowohl in seiner Stellung als Superintendent und Stadtprediger, wie auch vornehmlich als kraftvoller Praktiker auf allen Gebieten der Homiletik, Katechetik und christlichen Ethik, und auch als Direktor des homiletischen und katechetischen Seminars vierzig Jahre lang in Frische und unermüdlicher Tatkraft wirkte. Eine Sammlung seiner Predigten und geistlichen Amtsreden ist 1837 erschienen. Auch seine theologische Gelehrsamkeit hat er in einigen kirchengeschichtlichen Arbeiten, sowie einer Reihe von Abhandlungen für die „Studien und Kritiken", die „Jenaische Literaturzeitung" u. s. f. an den Tag gelegt. Er war einer der Gründer der „Protestantischen Kirchenzeitung".



Kerp-Jena phot.

Prof. Weinel.

Ferner, als Vertreter der Theologie bei der Säkularfeier im Jahre 1858 Andreas Gottlieb Hoffmann, der verdienstvolle Orientalist, der, an Wahls und Gesenius' Schule gebildet, sein glänzendes Sprachtalent namentlich mit seinen Vorlesungen über jüdische Altertümer in grundlegender Weise betätigte, und schließlich als ehrwürdiger Senior der theologischen Fakultät im Jahre 1864 gestorben ist.

Die wichtigsten Bewegungen auf dem Gebiet der Bibelkunde sind von Carl Ludwig Willibald Grimm und Adolf Bernhard Christoph Christian Hilgenfeld ausgegangen.

Der erstere ist als geborener Jenenser sowohl während seiner Studienzeit, als auch während seiner langjährigen Lehrtätigkeit der Vaterstadt treu geblieben. Seine Verdienste hat er sich in seiner stillen, anspruchslosen aber rastlos tätigen und tiefreligiösen Eigenart namentlich auf dem Gebiet der neutestamentlichen Exegese im Sinne eines milden, edlen Rationalismus erworben; während Hilgenfeld, zu Salzwedel (1823)

geboren und auf den Universitäten zu Berlin und Halle vorgebildet, in sechzigjähriger Wirksamkeit bis in die neueste Zeit hinein als scharfsinniger Kritiker und gemäßigter Anhänger der Tübinger Schule die alten wissenschaftlichen Traditionen der Jenaischen Theologie bis an sein Ende hochgehalten hat. Auf allen Gebieten der Theologie, insonderheit der alten Kirchengeschichte, hat er sich in Vorlesungen und einer erstaunlich großen Anzahl von gelehrten Abhandlungen betätigt. Seit dem Jahre 1858 hatte er sich in der „Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie" ein eignes Publikationsorgan geschaffen.



Atelier Hamm-Erfurt.
Prof. D. Dr. W. Thümmel.

Als Rückerts Nachfolger wurde im Jahre 1871 der bis dahin in Leipzig, Wien und Kiel akademisch wirksam gewesene Richard Adalbert Lipsius, der aus dem letztgenannten Orte wegen seiner freien „protestantenvereinlichen" Richtung hatte weichen müssen, nach Jena berufen. Er ist nach Hases Tode der allerseits anerkannte Führer der Jenaischen Theologie gewesen, bis ihn im Jahre 1892 ein jäher Tod hinwegraffte.

Mit Recht ist ausgesprochen worden, daß „die Arbeit dieses einzelnen Mannes ein Reihe von Gebieten umspannt hat, von welchen sonst jedes einzelne für sich den ganzen Mann fordert."

Hatte sich Lipsius in den Anfangsjahren seiner akademischen Wirksamkeit vorzugsweise dem Gebiet der ältesten Kirchengeschichte zugewandt, so konzentrierte er später seine ganze gottbegnadete Arbeitskraft auf die Dogmatik. Als reife, köstliche Frucht dieser Arbeit schenkte er der deutschen Theologie sein „Lehrbuch der evangelisch-protestantischen Dogmatik."

„Ein standard work der freien protestantischen Theologie, wird dieses Werk den Geist dieser Theologie immer weitertragen, auch dahin, wo man ihm noch mit Kopfschütteln gegenüberstand, und je unbefangener man sich unter den Einfluß dieses freien protestantischen Geistes stellt, um so deutlicher wird man erkennen, daß mit der in diesem Geiste geübten strengen Kritik ein gesegnetes Auferbauen aufs Engste verbunden ist."

Im Sinne des von ihm mitbegründeten evangelischen Bundes hat Lipsius über „Unsern gemeinsamen Glaubensgrund im Kampfe gegen Rom" geschrieben. Die Früchte seiner tiefen, umfassenden Gelehrsamkeit

sind vorzugsweise in den von ihm redigierten „Jahrbüchern für protestantische Theologie“ und dem „Theologischen Jahresbericht“ niedergelegt.

Ein Ehrenzeugnis seiner evangelischen Wahrheits- und Freiheitsliebe stellt er sich selbst in seiner Vorrede zur Dogmatik aus:

„Meine Arbeit steht nicht im Dienste einer Partei. Höher als alle Kirchenpolitik steht mir der wissenschaftliche Wahrheitssinn, der nicht danach fragt, was die Parteigenossen am liebsten zu hören begehren, sondern sich und Anderen ehrliche Rechenschaft über seinen wirklichen Besitzstand gibt.“ —

Als Hases Nachfolger war seit 1883 der aus Zürich berufene namhafte Kirchenhistoriker und -politiker Friedrich Nippold tätig, an dessen Stelle nunmehr Hans Lietzmann getreten ist, während seit Lipsius Tode das Fach der dogmatischen und neutestamentlichen Wissenschaft durch Hans Hinrich Wendt, den früheren Fakultätsgenossen Albrechts Ritschls, vertreten ist. In Hilgenfelds Lehramt rückte von Bonn her Heinrich Weinel ein, während Wilhelm Thümmel, der ehemalige tapfere Pfarrer zu Remscheid, die Professur für praktische Theologie und Bruno Baentsch das Fach der alttestamentlichen Wissenschaften übernommen hat.

---

## Die juristische Fakultät.

Als erster und einziger Jurist ward im Jahre 1554 Basilius Monner, nach seinem Geburtsort Basilius Vimarensis genannt, an das „akademische Gymnasium“ zu Jena berufen. Ein persönlicher Freund und Anhänger Luthers und Melanchthons, war er bereits für die Sache der Reformation tätig gewesen und im Jahre 1538 mit einigen anderen als Gesandter der Protestanten nach Frankreich gereist, hatte auch wegen seines lutherischen Bekenntnisses, da er dem Augsburger Reichstagsabschied von 1530 seine Anerkennung versagte, mancherlei Anfechtung erfahren. Aus eben diesem Grunde war ihm das Amt eines Beisitzers beim Reichskammergericht verschlossen geblieben, so daß er sich mit der Stellung eines Rektors am Coenobium zu Gotha begnügen mußte, bevor er als sächsischer Rat nach Weimar und bald darauf in das Amt eines Professors der Rechte und Prokanzlers der neugegründeten Hochschule zu Jena berufen wurde. Er las und schrieb vornehmlich über Institutionen und Eherecht, und starb im Jahre 1566.

Zu hoher Blüte gelangte die von Monner inaugurierte juristische Fakultät im siebzehnten Jahrhundert, wo sie eine Reihe bedeutender und tonangebender Rechtslehrer ihr Eigen nannte. Allen andern voran Dominicus von Arum (geboren 1579), einen der Begründer der deutschen Staatsrechtslehre. Er stammte aus altem friesischen Geschlecht und war

in Lobeda und Göschwitz erblich begütert. Seine philosophischen und juristischen Studien hatte er in Oxford und Rostock absolviert, worauf er als Hofmeister eines Sohnes des Bürgermeisters von Stade, Daniel Busmann, nach Jena kam, um sich später daselbst zu habilitieren und die ihm im Jahre 1605 übertragene ordentliche Professur bis zu seinem am 24. Februar 1637 erfolgten Tode innezubehalten. Seinen wissenschaftlichen Ruhm begründete er durch die eingehende und grundlegende Behandlung des damals noch in seinem Anfangsstadium befindlichen öffentlichen Rechtes, als eines selbständigen Gebietes. Hiermit erwarb er sich den Namen eines „Stammvaters der Publizisten" und erhob die jenaische juristische Fakultät zum Sitz und zur Pflanzschule der deutschen Publizistik.

Außer einigen selbständigen Abhandlungen („Tractat. de mora", „Exercitatt. Justin. ad Justitutt." „Decision. et Sententiar. libri II." „Disputatt. ad praecipuas Pandectar. et Cod. leges consuetudines feudales et quatuor Justitutt. libros") gab er in seinen „discursus academici de jure publico" ein umfassendes Sammelwerk eigener und fremder Arbeiten heraus.

Seine stattliche Erscheinung, gepaart mit einem gewandten und repräsentativen Auftreten, ließ ihn auch in diplomatischen Geschäften als Gesandten des Weimarischen Hofes und Beirat in Staatsangelegenheiten vielfach Betätigung finden. Er starb während einer Fakultätssitzung.

In nahezu gleichem Alter stand sein Zeit- und Fakultätsgenosse Peter Theodoricus, der als Predigersohn zu Naumburg geboren, als Professor der Rechte, Assessor des Hofgerichts und Schöppenstuhles neben Arum in Jena wirkte. Trotzdem er schon in jugendlichem Alter starb, hatte er sich doch während seiner kurzen akademischen Wirksamkeit bereits den Ruhm des — außer Carpzov — bedeutendsten zeitgenössischen Kriminalisten erworben.

Ihre glänzendste Vertretung aber fand zu dieser Zeit die gesamte deutsche Rechtswissenschaft in dem Jenaischen Professor, Hofrat und — später -- Regierungspräsidenten Georg Adam Struve, einer „Persönlichkeit, in welcher sich die leitenden Gedanken der Zeit verkörperten."

Struve, geboren am 27. September 1619 zu Magdeburg, hatte bereits in Jena einen Teil seiner Studienzeit verbracht, hierauf in Halle auf kurze Zeit das Amt eines Assessors am Schöppenstuhl bekleidet und in Helmstädt promoviert, als er 1646 an Fiebigs Stelle nach Jena berufen wurde. Nach damaligem Brauch begann er seine Lehrtätigkeit mit Behandlung der Institutionen, um hierauf zu den Pandekten und schließlich zur Disziplin der Novellen und des Lehnrechtes vorzuschreiten. Da er als Erster an Stelle des landläufigen Diktierens den freien Vortrag treten ließ, fand er mit seinen Vorlesungen ebensoviel Beifall bei den Studierenden, als Neid und Eifersucht bei den Kollegen.

Im Jahre 1653 veröffentlichte er sein erstes größeres Werk „Syntagma Juris Feudalis", ein beliebtes Handbuch des Lehnrechts, dem er ein „Syntagma Juris Civilis Universi" folgen ließ. In klarer fließender Diktion gibt dieses Werk, nach einer rechtsphilosophischen Einleitung, zunächst eine Darlegung der historischen Grundlagen des positiven Rechts in Deutschland, und hierauf eine Darstellung des aus dem römischen Privatrecht und den wichtigsten deutschrechtlichen Instituten bestehenden jus civile. Wie hoch dieses Werk von der zeitgenössischen Wissenschaft geschätzt wurde, beweist der Umstand, daß es von den tüchtigsten Gelehrten jener Periode (Philipp und Peter Müller, Weigel, Adrian Beier) mit Annotationen versehen wurde.

Seinen eigen- und einzigartigen Ruf aber begründete Struve mit der „Jurisprudentia Romano-Germanica forensis", die unter dem Namen „der kleine Struv" mehr als ein Jahrhundert lang als das beliebteste Lehrbuch der Institutionen allerwärts im Gebrauch war. In diesem Werk vornehmlich, das den Charakter eines einleitenden Lehrbuchs für das gesamte geltende Recht nach der Institutionenordnung trug und als solches zur Vorbereitung auf das syntagma juris civilis dienen sollte, wurde Struve zum Begründer einer neuen — empirischen — juristischen Lehrmethode.

Seine Schriften sind die ersten theoretischen Werke, in denen unbefangene Erkenntnis und Gestaltung der Wirklichkeit als Ziel der Rechtswissenschaft zur Geltung kommen. „Er hat Klarheit über die Grundlagen des deutschen Rechtszustandes geschaffen und wird hierdurch in der Rechtsgeschichte stets einen hervorragenden Platz behaupten" (Stintzing).

An allerhöchster Anerkennung seiner verdienstvollen Wirksamkeit sollte es ihm nicht mangeln. Im Jahre 1667 wurde er zum Weimarischen Hofrat und Direktor der Kameralangelegenheiten, bald darauf zum Geheimen Rat, sodann nach dem Tode Richters, seines Schwiegervaters, zum Ordinarius des Jenenser Juristenkollegiums, Professor des kanonischen Rechts und Vorsitzenden des Landgerichts ernannt. Hierzu kam im Jahre 1680 seine Berufung als Präsident des Konsistoriums und Direktor des Steuerwesens. Selten hat wohl ein Akademiker eine solche Summe von Aemtern und Würden auf sich vereinigt. Dessenungeachtet empfand Struve es schmerzlich, daß er durch eine derart vielgestaltete Amtstätigkeit seinem Lehramt immer mehr entzogen wurde. Denn „seine Begierde, der studierenden Jugend mit gelehrten Diskursibus und Kollegiis zur Hand zu gehen, war unersättlich."

Er starb am 16. Dezember 1692 früh ein Uhr, nachdem er noch Tags zuvor am Schöppengericht tätig gewesen, mit den Worten: „Ordinarium Jenensium stantem oportet mori". Ein von zeitgenössischer Seite entworfenes Bild seiner eindrucksvollen Persönlichkeit lautet also: „Corpus firmum quadratum, bene dispositum et gerendis negotiis obduratum, frons hilaris atque aperta, oculi vivaces." —

Auch an dem weltgeschichtlichen Ruhmesglanz, der die alma mater Jenensis gegen Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts umgab, hat eine Anzahl hervorragender Juristen vollberechtigten Anteil gehabt.

Hatte schon Johann August von Hellfeld, im Jahre 1717 als Sohn eines Rechtskonsulenten zu Gotha geboren, während seiner 33jährigen Lehrtätigkeit zu Jena (1748—1782) sich den Ruf eines der ersten Rechtsgelehrten Deutschlands erworben und namentlich in seiner „Jurisprudentia forensis secundum ordinem pandectarum", bis zum Auftreten der „historischen Schule", ein beliebtes Lehrbuch geschaffen, das, in einer systematischeren Form von Schmidt herausgegeben, die Grundlage zu Glücks großem Pandektenwerke bildete, so war es namentlich Anton Friedrich Justus Thibaut (geboren am 4. Januar 1772 zu Hameln) der als bedeutendster Zivilist an der Wende des Jahrhunderts stand.

Er entstammte einer zur Zeit der Aufhebung des Edikts von Nantes aus Frankreich ausgewanderten Hugenottenfamilie und wollte zuerst das Forstfach ergreifen, dessen vermeintliche Romantik ihn mächtig anzog. Schließlich besann er sich jedoch eines andern und ging nach Göttingen, um sich rechtswissenschaftlichen und philosophischen Studien zu widmen. In Königsberg hörte er bei Kant, in Kiel bei Niebuhr. An letzterem Orte begann er im Jahre 1796 seine akademische Laufbahn, folgte jedoch nach wenigen Jahren (1802) mit Rücksicht auf die schwankende Gesundheit seiner Gattin, einer Tochter des Kieler Professors Ahlers, dem Ruf nach Jena, wo er bald in enge Beziehungen zu Voß, Knebel, Goethe und Schiller trat. Er bewohnte des letzteren Gartenhaus an der Leutra. So wurde er zum Zeitgenossen der großen klassischen Periode, nach deren Niedergang er, wie so mancher andere der großen führenden Geister, dem kleinen Jena den Rücken wandte und eine Professur in Heidelberg übernahm (1806), in welcher Stellung er als Hofrat, später Geheimer Rat, bis zu seinem Tode (1840) verblieb. Von seinem Schüler, dem nachmaligen Großherzog Leopold, wurde er mit dem Kommandeurkreuz des Zähringer Löwenordens „um den Orden dadurch zu ehren" ausgezeichnet.

Seine erste größere wissenschaftliche Arbeit, die „Juristische Encyklopädie und Methodologie" war noch gänzlich der alten Schule angehörig. Jedoch trat in der darin enthaltenen scharfen Kritik der Justinianischen Kodifikation und ihrer Rezeption in Deutschland, sowie in der Bemerkung, daß unsere Rechtsverfassung ganz zweifellos viel einfacher, konsequenter und angemessener sich gestaltet haben würde, wenn wir uns fähig gezeigt hätten, aus eigner Kraft ein dementsprechendes Werk hervorzubringen, Thibauts Individualität bereits deutlich zu Tage.

Eine neuartige, freiere Auffassung ergab sich aus den „Versuchen über einzelne Teile der Theorie des Rechts", in denen eine ganze Reihe

rechtswissenschaftlicher Fragen und Erscheinungen nicht mit Rücksicht auf die Schulmeinung, sondern auf die juristische Praxis von einheitlichen, nicht bloß philosophisch-naturrechtlichen, sondern auch historischen Gesichtspunkten aus behandelt und verarbeitet war. Auch seine anderweiten Abhandlungen „Ueber dingliches und persönliches Recht" und „Ueber. dominium directum et utile" waren, die eine durch Rückführung des modernisierend-materiellen auf einen römisch-aktionenrechtlichen Gegensatz, die andere durch Berichtigung einer falschen Begriffsbildung, beide aber in gleicher Weise durch den Nachweis tiefgreifender Rechtsfälschungen und -irrtümer infolge der Verwilderung der mittelalterlichen Dogmatik, für die Weiterentwicklung der juristischen Wissenschaft von hoher Bedeutung. Durch seine kurze „Theorie der logischen Auslegung des Römischen Rechtes" geriet Thibaut in eine lebhafte Kontroverse mit Anselm Feuerbach, die er in seinen „Beiträgen zur Kritik der Feuerbachschen Theorie über Grundbegriffe des peinlichen Rechts" weiterführte, um den Nachweis zu versuchen, daß die psychologische Zwangstheorie seines Gegners zu dem Schlusse führe, daß die weltliche Obrigkeit die schrecklichsten Martern ersinnen müsse, um diese zur Strafe eines jeden Verbrechens anzudrohen. Demgegenüber beharrte Thibaut auf dem Standpunkt, daß lediglich der gemeine Begriff über moralische Vergeltung den Maßstab der Strafbarkeit zu liefern habe.

Sein Hauptwerk, das in Schillers Gartenhaus entstandene „System des Pandektenrechts", das die erste neuere, bis in alle Einzelheiten vollendete Darstellung des Pandektenrechts brachte, ist in seiner wissenschaftlichen Akribie, sowie in seiner praktischen Anlage für alle nachfolgenden fachwissenschaftlichen Lehrbücher vorbildlich geworden.

Mit seiner unter dem frischen Eindruck der Freiheitskriege aus patriotischem Drange verfaßten Flugschrift „Ueber Notwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechtes für Deutschland" geriet Thibaut in eine weitere Controverse mit dem Berliner Savigny, der der damaligen Zeit den Beruf und die Fähigkeit zur Kodifikation schlechterdings absprach. Während Thibaut mit Rücksicht auf die Mängel des Römischen Rechts die Aufstellung eines klaren, praktischen deutschen Gesetzbuchs durch Zusammenwirken der namhaftesten Rechtskenner forderte, stand Savigny mit seinen legislatorischen Anforderungen allerdings auf dem Boden einer viel tiefgründigeren, weiterausschauenden, aber deshalb praktisch nicht zu verwirklichenden Auffassung. Die nachmalige Realisierung der Thibautschen Forderung in unserem neuen „Bürgerlichen Gesetzbuch" hat in praxi dem Letzteren Recht gegeben. Aus diesem Zwiespalt mit dem berühmten Berliner Rechtslehrer ergab sich der Gegensatz der historischen (Savignys) und der, allerdings mit Unrecht so benannten, „unhistorischen" (Thibauts) Schule.

Thibauts wissenschaftliche Eigenart wurzelte vornehmlich in seiner genialen systematischen und zivilistischen Begabung. Das System ist

ihm jedoch nicht als solches die Hauptsache, sondern lediglich als klare und bequeme Ausdrucksform des materiellen Inhalts von Werte, und deshalb, diesem jeweiligen praktischen Bedürfnis entsprechend, von Fall zu Fall wechselnd. Von entscheidender großzügigster Bedeutung ist die Stärke seiner zivilistischen Auffassung, die ihn in jedem Falle auf das Wesentliche, praktisch Brauchbare hinführt und ihn das Recht als „eine Summe von Regeln für die möglichst vernünftige, vorteilhafte und angenehme Ausgestaltung menschlicher Verhältnisse“ auffassen läßt.

Der Einfluß Kantischer Philosophie auf seine Jurisprudenz ist unverkennbar. Aus ihr hat er zumal die kritisch besonnene, stets auf der Erfahrung als einzig zuverlässiger Quelle basierende Art des Denkens übernommen. Indem seine Polemik sich ebensosehr gegen die inhaltlos schematische, mathematisch-demonstrative Methode, als gegen die historische Einseitigkeit wendet, hält er an dem guten Rechte der Vernunft zur freien Lösung praktischer Aufgaben entschieden fest.

Der weitaus bedeutendste Vertreter der gesamten zeitgenössischen Jurisprudenz aber war Thibauts Widerpart, Paul Johann Anselm von Feuerbach, der Begründer der neuen deutschen Strafrechtswissenschaft, der von 1799 bis 1802 als Privatdozent und außerordentlicher Professor der Rechte in Jena lebte und wirkte.

Er war in Hainichen, nahe bei Jena, am 14. November 1775 geboren, jedoch in frühester Kindheit bereits mit seinen Eltern nach Frankfurt a. M. übergesiedelt, wo er unter der Zucht eines pedantischen, schrullenhaften Vaters eine freudlose Jugend verlebte und bereits den Grund zu dem unglücklichen, leicht verbitterten, Naturell legte, das ihn störend und hemmend durchs Leben begleiten sollte. In förmlicher Flucht verließ der Sechzehnjährige das Elternhaus und kam abgerissen und verelendet nach Jena, wo er bei mütterlichen Verwandten eine Unterkunft fand, um sich fortan in engem Anschluß an Reinhold dem Studium der Kantischen Philosophie mit eminentem Feuereifer und Wissensdrange hinzugeben. Nach dreijährigem Studium konnte er bereits zum Dr. phil. promoviert werden. Unter schweren inneren Kämpfen und dem harten Druck zwingender Verhältnisse, die ihn behufs Erfüllung eingegangener Verpflichtungen zur Wahl eines Brotstudiums nötigten, sagte er der Philosophie, der seine ganze Neigung gehörte, valet, um sich widerwillig und unlustig der Jurisprudenz zuzuwenden.

Bald jedoch hatte er den goldenen Boden des neuen Berufs gefunden.

Schon seine erste Schrift „Kritik des natürlichen Rechts als Propädeutik zu einer Wissenschaft des natürlichen Rechts“ bezeichnete durch ihre scharfe fundamentale Scheidung zwischen Moral- und Rechtsgebiet einen Wendepunkt der Wissenschaft, worauf der junge Gelehrte nach kurzer Zeit seine epochemachende, einen Umschwung der ganzen deutschen

Jurisprudenz begründende Habilitationsschrift: „Revision der Grundsätze und Grundbegriffe des positiven peinlichen Rechts" erscheinen ließ und in dieser gegen alles Hergebrachte seine scharfgeschliffenen Waffen richtete. Noch in Jena gab er ferner das weltberühmte „Lehrbuch des peinlichen Rechts" heraus, das ein halbes Jahrhundert lang Theorie und Praxis beherrschte.

In diesen Werken liegt sein Ruhm begründet. Als einer der besten Prosaisten seiner Zeit hat er in ihnen der Mit- und Nachwelt „goldene Früchte in silbernen Schalen geboten."

In dem Lehrbuch gab er ein abgeschlossenes System seiner Strafrechtstheorie, als deren größte Errungenschaft die seitdem allseitig anerkannte Forderung erscheint, daß nach dem Grundsatz: „**nullum crimen, nulla poena sine lege**" jedweder Strafanwendung ein maßgebendes Strafgesetz voranzugehen habe, womit der Beruf des Richters von dem des Gesetzgebers ein- für allemal geschieden war.

Nach seiner „Strafandrohungstheorie", in der er die Frage nach Zweck und Grund der Strafe beantwortet, beruht der eigentliche Rechtsgrund aller Strafe in der Drohung des Strafgesetzes mit der Strafe, welche neben dem physischen auch einen psychologischen Zwang ins Werk setzt, ohne den ein friedliches Zusammenleben im Staate nicht gewährleistet werden kann. Dieser Zweck wird durch die Strafandrohung erreicht, an welche sich, um sie wirksam zu machen, die reale Ausführung knüpfen muß. „Gestraft wird, weil gedroht worden, gedroht, damit abgeschreckt werde."

So wenig haltbar diese Theorie auch ist, so hat Feuerbach dennoch durch die Forderung einer bestimmten voraufgegangenen Strafandrohung eine heilsame Reform des deutschen Strafrechts herbeigeführt.

Auf dem Gebiet des Strafprozesses erwies sich Feuerbach als unbefangener Beurteiler der Geschworenengerichte und trat begeistert für die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens ein. Dem gleichen Gebiete angehörig ist auch das Werk, das er selbst am höchsten schätzte und durch welches er am intensivsten auf das Rechtsverständnis der Nation eingewirkt hat; die „Aktenmäßige Darstellung merkwürdiger Verbrechen." Keine Nation hat ein solches Werk aufzuweisen, mit welchem sich Feuerbach durch juristische Schärfe nicht minder als durch meisterhafte Schilderung des Seelenlebens den Namen eines der größten Kriminalpsychologen erworben hat.

Seines Bleibens in Jena war nicht lange, wie er denn allenthalben, wo er künftig lebte und wirkte, jeden sachlichen Widerspruch als persönliche Kränkung empfand und, hierdurch verbittert, die Brücken hinter sich abbrach. Von Jena ging er nach Kiel, von da nach Landshut, wo ihm ein Zerwürfnis mit Gönner zum Anlaß wurde, im Jahre 1805 seiner Lehrtätigkeit gänzlich zu entsagen, um als Geheimer Referendar im Justiz-

departement zu München in die praktische Tätigkeit des Gesetzgebers einzutreten.

In dem von ihm verfaßten, im Jahre 1813 publizierten „Strafgesetzbuch für das Königreich Baiern" war ihm Gelegenheit geboten, seine Strafrechtstheorie in die praktische Rechtspflege einzuführen. Die furchtbare Härte, welche der Androhungstheorie entsprechend in dieser legislatorischen Arbeit, namentlich in den strafgesetzlichen Bestimmungen über Rückfall und Konkurrenz, zum Ausdruck kam, stieß unter dem Richterstand auf hartnäckige Opposition und führte zu mehrfachen Modifikationen, die für den Urheber zu einem neuen Quell arger Verbitterung wurden. Dazu kam, daß seine herrliche, von patriotischem Empfinden nicht minder, als wissenschaftlicher Gedankentiefe erfüllte Flugschrift „Ueber die Unterdrückung und Wiederbefreiung Europas" in dem zu jener Zeit noch an Napoleon gefetteten Bayern sehr übel vermerkt wurde, so daß seine Entfernung aus München bereits beschlossene Sache war, als er jener ersten noch zwei anderweite Flugschriften ähnlichen Inhalts folgen ließ. Seine Versetzung an das Appellationsgericht zu Bamberg empfand er selbst als „glänzende Verbannung". Auch an diesem Platze war seine Stellung infolge unerquicklicher Händel binnen kurzer Zeit unhaltbar geworden, bis er schließlich im Jahre 1816 als Präsident des Appellationsgerichts zu Ansbach noch einen verhältnismäßig friedlichen Hafen seiner Tätigkeit fand, jedoch nicht, ohne auch von hier aus durch sein vielgedeutetes Eintreten für Caspar Hauser, den er als den rechtmäßigen Thronerben Badens erklärte, unliebsames Aufsehen zu erregen.

Schwere körperliche Leiden führten am 29. Mai 1853 zu einem raschen Tode. Da er — bezeichnend genug für seine verbitterte Stimmung — „den Ansbachern das Vergnügen einer Präsidentenleiche nicht gönnen wollte", hat er in Frankfurt a. M., der Heimat seiner Kindheit, die letzte Ruhestätte gefunden. —

Als namhafter Rechtshistoriker verdient August Heinrich Emil Danz (geb. 1806), ein Sohn des bekannten Jenaischen Kirchenhistorikers, mit seinen Schriften „De litis contestatione quae fuit tempore legis actionum", „De externa codicillorum forma commutatio", vor allen Dingen aber mit seinem „Lehrbuch der Geschichte des Römischen Rechts" besondere Erwähnung. Er hatte sich als Schüler Savignys im Jahre 1831 in Jena habilitiert, wo er 1843 zum ordentlichen Professor und Oberappellationsgerichtsrat ernannt wurde und am 17. Mai 1881 gestorben ist.

Mit ihm zugleich bekleidete sein engerer Landsmann Heinrich Luden, gleichfalls in Jena (1810) als Sohn des berühmten Historikers gleichen Namens geboren, das Amt eines Professors des Strafrechts und Oberapellationsgerichtsrates. Seinen Ruf als einer der bedeutendsten Kriminalisten seiner Zeit erwarb er sich mit einer Reihe von Abhandlungen aus dem gemeinen deutschen Strafrecht, in denen er ein gesundes treffen-

des Urteil über Versuch und Tatbestand des Verbrechens mit klarer Diktion und philosophischer Gedankentiefe zu vereinen wußte. Sein „Handbuch des deutschen gemeinen und partikulären Strafrechts", die reifste Frucht seines Schaffens, ist leider unvollendet geblieben.

Die Feinheit und herzgewinnende Freundlichkeit seines Wesens, verbunden mit Ruhe und Würde, ließ ihn in hervorragender Weise geeignet erscheinen, als Prorektor im Jubiläumsjahre 1858 die alma mater Jenensis in glanzvollster Weise zu vertreten. Er starb am 23. Dezember 1880.

Ein anderweiter hervorragender Zeitgenosse der Ebengenannten war Carl Julius Guyet, der im Jahre 1802 als Sohn eines kaiserlich französischen Hauptmanns und Ritters der Ehrenlegion in Homburg v. d. H. geboren, in Heidelberg und Berlin seine Studien vollendet und sich an erstgenanntem Orte mit einem Programm „De publiciana in rem actione" habilitiert hatte. Nachdem er ebendaselbst einen Band „Abhandlungen aus dem Gebiet des Zivilrechts" herausgegeben, folgte er (1836) einem Ruf nach Jena, wo er zum Oberapellationsgerichtsrat und Geheimen Altenburgischen Hofrat, sowie später zum Ordinarius der Juristenfakultät und des Schöppenstuhles ernannt wurde. Auf dem Forst, in der Nähe Jenas, hat man ihm einen Denkstein errichtet.

Auf dem Gebiet der Pandektenwissenschaft war in den Jahren von 1840—1849 Karl Adolf Schmidt, geboren 1816 zu Allstädt, mit großem Erfolg tätig. In seiner tiefgründiger Weise behandelte er „Das Interdiktverfahren der Römer", „Das formelle Recht der Noterben", „Das Pflichtteilsrecht des Patronus und des Parens Manumissor", „Das Hauskind in mancipio". Die weiteren Stätten seiner zivilistischen Wirksamkeit waren Greifswald, Freiburg (wo er von 1858—1866 der badischen Ersten Kammer angehörte), Bonn und Leipzig. Er starb am 24. Oktober 1903 in Baden-Baden.

Einen hervorragenden Vertreter besaß die Germanistik in Carl Friedrich Wilhelm von Gerber (geb. 1823 in Ebeleben).

Seine erste Schulbildung hatte er auf dem unter Leitung seines Vaters stehenden Gymnasium zu Sondershausen erhalten, hierauf in Leipzig unter Hänel, Puchta, Albrecht und in Heidelberg unter Vangerow und Mittermaier seine Studien betrieben und an letzterem Orte die juristische Doktorwürde summa cum laude erlangt. Etwa ein Jahr lang war er hierauf im praktischen Justizdienst seiner engeren Heimat beschäftigt, der ihn jedoch so wenig befriedigte, daß er sich im Herbste 1844 in Jena als Privatdozent niederließ. Daselbst traktierte er deutsches Privat- und Lehnrecht, deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, das Landrecht des Sachsenspiegels und Encyklopädie der Rechtswissenschaft. Eine Vokation nach Königsberg lehnte er ab, um jedoch im folgenden Jahre 1847 einer solchen nach Erlangen zu folgen, wohin er an Laspeyres Stelle berufen wurde. Im Sommer 1851 ging er als Nachfolger

Wächters im Kanzleramte der Universität nach Tübingen, mit welcher Stelle zugleich ein Sitz in der württembergischen Abgeordnetenkammer verbunden war. Nachdem er 1857 den Posten eines stimmführenden Vertreters bei der zum Entwurf eines deutschen Handelsgesetzbuches nach Nürnberg einberufenen Bundeskommission bekleidet hatte, trug ihm der König als Beweis seines Vertrauens das Kultusministerium an, das er jedoch ablehnte. Mit dem persönlichen Adel beliehen, kehrte er als Professor des deutschen Strafrechts und Oberapellationsgerichtsrat noch einmal auf kurze Zeit nach Jena zurück, übernahm jedoch bereits im folgenden Jahr eine Professur in Leipzig. Hier wurde er als Abgeordneter des Leipziger Landkreises in den Norddeutschen Reichstag gewählt, 1871 zum Präsidenten der ersten sächsischen Landessynode und hierauf zum Kultusminister ernannt. Die eminenten Verdienste, die er sich in dieser Stellung namentlich um das sächsische Schul- und Kirchenwesen erworben, gehören der Geschichte an. Er starb hochgeehrt, in den erblichen Adelsstand erhoben, am 23. Dezember 1891.

Die wissenschaftliche Bedeutung Gerbers ruht in seiner verdienstvollen Behandlung des deutschen Privatrechts, für das er, im Gegensatz zu Eichhorn, nicht bloß die geschichtliche Darstellung gelten ließ, sondern ein eignes dogmatisches Prinzip zu finden sich bemühte. Dieses lag für ihn in der juristischen Analyse der dem historischen Stoff innewohnenden Ideen, in ihrer Auffassung als individuelle juristische Größen und ihrer Konstruktion nach derselben Methode, nach welcher das Römische Recht seine Stoffe entwickelt. „So hofft er, das deutsche Recht in formell juristischer Weise dem Römischen Rechte näher zu bringen, ihm neben der abstrakten Macht des letzteren durch Entwicklung seines geistigen Gehalts Geltung zu verschaffen und zur allmählichen Ausgleichung des Gegensatzes zwischen fremdem und einheimischem Recht beizutragen. Trotz aller Liebe zum deutschen Recht verkennt er nicht die kulturhistorische Bedeutung des römischen Rechts für Deutschland. Indem ihm nun das Ziel des Germanisten die Erstrebung einer wissenschaftlichen Ebenbürtigkeit des deutschen Rechtes ist, verwirft er die Richtung derjenigen, welche ohne Eindringen in die innere Aufgabe durch mechanische Abschaffung des fremden Rechts dem einheimischen zu helfen glauben. Diese letztere Richtung hält er für eine anachronistische Wiederholung der im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert berechtigten Opposition gegen das Römische Recht.“ —

Als Erbrechtslehrer hat sich Carl Friedrich Albert Köppen, in Jena von 1853—1857, durch seine Werke „Die Erbschaft“, „System des heutigen Römischen Erbrechts“, „Lehrbuch des heutigen Römischen Erbrechts“ namhafte Verdienste erworben, während das Staatsrecht in Georg Meier (geboren 1841 in Detmold und gestorben 1900 in Heidelberg) einen hervorragenden Vertreter fand. Er schrieb über das „Recht der Expropriation“, „Das Studium des öffentlichen Rechts“, „Die

Staatswissenschaft in Deutschland" und gab, außer zahlreichen politischen und rechtswissenschaftlichen Abhandlungen je ein Lehrbuch des „Deutschen Staatsrechts" und des „Deutschen Verwaltungsrechts" heraus. Von 1881 bis 1890 gehörte er als Parteigänger der nationalliberalen Fraktion dem deutschen Reichstag an.

Von den zur Zeit noch im Amte stehenden ordentlichen Professoren der juristischen Fakultät liest in dem gegenwärtigen Jubelsemester August Thon über Einführung in die Rechtswissenschaft, sowie über System und Geschichte des römischen Privatrechts; Richard Loening über deutsches Strafrecht; Erich Danz über System und Geschichte des römischen Rechts, sowie römischen Zivilprozeß und deutsches bürgerliches Recht; Eduard Rosenthal über deutsches Reichs- und Landesstaatsrecht, sowie Grundzüge des deutschen Privatrechts; Johannes Riedner über allgemeines Staatsrecht, Völkerrecht und kirchenrechtliche Tagesfragen; Hans Fehr über deutsche Rechtsgeschichte, Bürgerliches Recht, Urheberrecht und Erfinderrecht, und Carl Kniep über Erklärung von Pandektenstellen und Zwölftafelrecht. —

---

## Die medizinische Fakultät.

Der Name des ersten Mediziners, Johannes von Schröter, ist mit der Geschichte der Academia Salana aufs engste verknüpft. Er war es, der durch den gewichtigen Einfluß seiner Person nicht minder, als durch seine Geschäftsgewandtheit das uneingeschränkte Kaiserliche Privilegium für die Umwandlung des „akademischen Gymnasiums" in eine Universität auszuwirken verstand und daraufhin mit der Würde des ersten Rektor magnificentissimus bekleidet wurde.

Schröter war der Sohn des derzeitigen Bürgermeisters zu Weimar. Nach eifrigen Schulstudien in seiner Vaterstadt und dem benachbarten Naumburg hatte er zu Wittenberg Philosophie, Philologie nebst Mathematik studiert und nach vierjährigem Aufenthalt daselbst einen großen Teil Deutschlands bereist. Hierbei bot sich ihm Gelegenheit, eine Rektorstelle zu Stams im Inntal anzunehmen, die er jedoch nur kurze Zeit bekleidete, da inzwischen in seinem edlen, von Menschenliebe beseelten Herzen die Neigung für den ärztlichen Beruf erwacht war. So kehrte er nach Wittenberg zurück, um sich nunmehr dem Studium der Medizin zu widmen. Als Schulmann hatte er sich jedoch bereits einen solchen Namen erworben, daß man ihn als Rektor für die Landschule in Wien zu gewinnen suchte, welches Amt er denn auch, mit Vorbehalt des baldigen Wiederaustrittes, auf eine zeitlang übernahm, um hierauf seine medizinischen Studien zu beenden und sich in Wien als Arzt niederzulassen. Infolge seiner wissenschaftlichen und praktischen Tüchtigkeit,

sowie der durch seine Verheiratung mit der Witwe des ehemaligen Vizekanzlers von Petri unter den höchsten Gesellschaftskreisen geknüpften Familienverbindungen sah er sich bald zum Kaiserlichen Leibarzt erhoben. Er erfreute sich der Gunst seines höchsten Herrn in solchem Maße, daß es Johann Friedrich dem Großmütigen, der den berühmten Landsmann um jeden Preis für seine neugegründete Hochschule gewinnen wollte, die größten Schwierigkeiten kostete, dessen Entlassung aus den kaiserlichen Diensten zu erwirken. Leider traf Schröter, als er im Jahre 1554 nach Jena kam, seinen fürstlichen Gönner nicht mehr am Leben.



Johannes von Schröter, Prof. der Medizin.
Der erste Rektor der Universität.

Mit außerordentlichem Geschick und weitschauendem praktischen Blick leitete er seine akademische Tätigkeit ein. Außer seiner mit größtem Beifall und Erfolg gelohnten wissenschaftlichen Wirksamkeit sorgte er namentlich für gute und ausreichende Studentenquartiere, an denen in jener ersten Zeit großer Mangel war, und einen sachgemäßen Ausbau der akademischen Gebäude, so daß er binnen kurzer Zeit an anerkannt führender Stelle im Hochschulleben stand und sich zugleich durch eine vielseitige gemeinnützige Tätigkeit den Namen eines „Vaters der Stadt" erwarb.

Ueber seine Sendung nach Wien und deren glänzenden Erfolg ist bereits an anderer Stelle berichtet worden.

Eine eigenartige Version, welche Nicolai von dieser Reise gibt, möge der Kuriosität halber nicht unerwähnt bleiben.

„Glücklicher Weise war zu Jena ein Professor der Arzneygelehrtheit,

Joh. Schröter, einer der damaligen geschicktesten Aerzte in Deutschland. Kaiser Ferdinand, der gut aß und nicht weniger trank, hatte öftere Indigestionen. Die Wienerischen Aerzte konnten damit nicht fertig werden, und es ward aus Jena der Professor Schröter berufen, der vorher schon in Wien bekannt war, weil er daselbst 1545 bei einer Schule gestanden hatte und nachher daselbst Doktor geworden war. Er brachte des Kaisers Magen in Ordnung und erhielt dafür den Adelstand und für die Universität Jena das Recht, in allen Fakultäten Doktoren zu machen. Die Folgen des Wohllebens großer Herrn sind mehrmals in der Geschichte wichtig geworden. Aus der letzten Indigestion Kaiser Karl VI. entstanden zwei große Kriege, die beinahe ganz Deutschland zerrüttet hätten. Durch die Folgen einer Indigestion Kurfürsts Maximilian Josef von Baiern wäre beinahe ganz Baiern geteilt worden — und durch gleiche Veranlassung erhielt die Universität Jena Doktoren der Theologie."

Schröter starb, hochangesehn bis an sein Ende, am 31. Mai 1593.

Zwei seiner Söhne, Philipp Jakob und Johann Friedrich, welcher letztere als gleichzeitiger Inhaber der juristischen Doktorwürde den Spitznamen „Duppeldoktor" führte, waren gleichfalls als Professoren der Medizin an der Hochschule tätig.

Auch ein Sohn des Reformators, Paul Luther, gehörte auf kurze Zeit der medizinischen Fakultät in Jena an. Da er jedoch infolge seiner Rechtgläubigkeit in die Flacianischen Wirren hineingezogen wurde, gab er den akademischen Beruf auf und trat als Leibarzt in die Dienste der Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen. Man berichtet von ihm, daß er das Magisterium perlarum, Magisterium corallorum, Unguentum ex nitro und Aurum potabile in den sächsischen Apotheken eingeführt habe.

Zu einer eigenartigen Popularität gelangte zu Anfang des 17. Jahrhunderts der Name Werner Rolfinks, des ersten Anatomen. Er hatte, 1599 zu Hamburg geboren, in Wittenberg, Leyden, Oxford, Paris und Padua studiert, an letzterem Orte in Gegenwart des Dogen von Venedig promoviert, die ihm daselbst angebotene Professur jedoch abgelehnt, um zunächst in Wittenberg und hierauf von 1629—1673 in Jena als Anatom, Chirurg, Botaniker und Chemiker eine außerordentlich vielseitige und fruchtbare akademische Tätigkeit zu entwickeln. Er war der Erste, der an letztgenannter Hochschule ein „anatomisches Theater" errichtete und sich hierzu die Leichname der „Missetäter" erbat, wonach man die Tätigkeit der Anatomen allgemein mit dem Ausdruck „Rolfinken" bezeichnete. Gleichzeitig gab er als Direktor des botanischen Gartens diesem eine eine neue zweckmäßige Einrichtung, baute ein eigenes chemisches Laboratorium konstruierte eine Anzahl neuer chirurgischer Instrumente und machte sich auch sonst durch wichtige Entdeckungen auf dem Gebiete der Chemie hochverdient. In besonderer Anerkennung seiner anatomischen Tüchtigkeit wurde er alljährlich einmal nach Weimar berufen, um in Gegenwart des Hofes und zahlreicher geladener Gäste eine Leiche zu sezieren.

Auf gleichem Gebiete erwarb sich gegen Ende des Jahrhunderts Ferdinand Christian von Loder, als Sohn eines Professors und Konsistorialrates in Riga geboren (1753), einen geachteten Namen. In Göttingen, sowie auf seinen ausgedehnten Studienreisen durch Frankreich, Holland und England hatte er sich zu einem der bedeutendsten anatomischen und chirurgischen Praktiker jener Zeit ausgebildet. Sein Hauptverdienst war die Herausgabe der „Anatomischen Tafeln zur Beförderung der Kenntnis des menschlichen Körpers“, zu einer Zeit, wo dergleichen Hilfsmittel für Anschauung und Praktik noch zu den Seltenheiten gehörten. Auch auf dem Gebiet der Chirurgie gebührt ihm das Verdienst, den Alansonschen Lappenschnitt nnd die schnelle Vereinigung der Wundränder in Deutschland eingebürgert zu haben.

Er gründete eine medizinisch-chirurgische Klinik, eine Entbindungs- und Hebeammenunterrichtsanstalt, ein Naturalienkabinett und gab ein vielgelesenes und hochangesehenes „Journal für Chirurgie, Geburtshilfe und gerichtliche Arzneikunde“ heraus.

Den lichtvollen Vorträgen Loders über Physiologie, medizinische Anthropologie und Naturgeschichte hat Goethe öfters mit hohem Interesse beigewohnt. Sein glänzendes Haus nahm während Jenas großer klassischer Zeit als Sammelpunkt des geistigen Lebens eine hervorragende Stellung ein.

Im Jahre 1803 folgte er einem Ruf nach Halle. Da diese Stadt jedoch 1806 an das Königreich Westfalen fiel, in dessen Dienste er nicht treten mochte, kehrte Loder nach kurzem Aufenthalt in Königsberg in seine ursprüngliche Heimat zurück, wo er alsbald zum Leibarzt und Staatsrat Kaiser Alexanders ernannt wurde. In dieser Stellung machte er sich namentlich durch die Errichtung von Militärlazareten während des Napoleonischen Feldzuges hochverdient. Auch erbaute er zu Moskau, wo er seinen Wohnsitz genommen, ein prachtvolles, mit Hörsälen versehenes anatomisches Museum, in welchem er unentgeltlich als Ehrenprofessor der Universität vor vielen Zuhörern, Aerzten und Laien, anatomische und physiologische Vorlesungen hielt. Er starb 1832 an Altersschwäche.

Von besonderer Bedeutung für die Jenenser Medizin ist der Name Stark geworden. Nicht weniger als ihrer drei dieses Namens, Angehörige einer und derselben Familie, haben nacheinander in der Fakultät einen Ehrenplatz eingenommen.

Der Erste, Johann Christian Stark I, geboren 1753 zu Oßmannstedt bei Weimar, war von 1779 bis 1811 neben Loder als zweiter Direktor der Entbindungsanstalt und des Hebammeninstituts tätig Seine Berühmtheit verdankte er hauptsächlich einem an einer hochgestellten Dame mit glücklichem Erfolge ausgeführten Kaiserschnitt und der Erfindung bezw. Verbesserung einzelner geburtshilflicher Instrumente (Zange, Beckenmesser, Geburtsstuhl).

Auch sein Name ist mit Jenas klassischer Zeit eng verbunden. Er

war Schillers Leibarzt, dessen Briefwechsel mit dem Dichterfürsten noch erhalten ist.

Sein Neffe **Johann Christian Stark II.**, gleichfalls in Jenas Nähe, zu Kleinkromsdorf, als Bauernsohn geboren, hatte ursprünglich Theologie studiert, aber nach kaum dreijährigem Studium bereits die medizinische Doktorwürde erlangt und nach einer Studienreise durch die wichtigsten Universitätsstädte 1796 eine Stellung als Professor der Medizin in Jena gefunden. Hier war es, wo er nach der verhängnisvollen Schlacht die ungeheure Masse von Verwundeten zu besorgen und



Christ. Wilh. Hufeland.
Nach Original im städt. Museum in Jena.

bei den zahllos vorgenommenen Operationen, über denen ihm tatsächlich die Finger lahm geworden, die beste Gelegenheit gefunden hatte, sich eine ganz besondere chirurgische Fertigkeit zu erwerben. Als dirigierendes Mitglied der obersten Medizinalbehörde, Direktor der Landeskrankenhäuser, der Irrenanstalt, der ambulatorischen Klinik und der Entbindungsanstalt, sowie als Amts- und Stadtphysikus und großherzoglicher Leibarzt entfaltete er bis zu seinem am 24. Dezember 1837 erfolgten Tode eine vielseitige, überaus glückliche akademische und praktische Tätigkeit. Namentlich als Geburtshelfer leistete er treffliches und gab ein vielgebrauchtes und -gerühmtes Hebammenlehrbuch heraus.

Der Sohn des Erstgenannten, **Carl Wilhelm Stark**, vordem Hofmedikus Karl Augusts und dessen Feldarzt im französischen Kriege, machte sich in der Zeit von 1815 bis 1844 durch seine Vorlesungen über Encyklopädie der Medizin, allgemeine Pathologie und Therapie, Augenheilkunde, allgemeine Chirurgie und gerichtliche Medizin um das wissenschaftliche Leben der Universität hochverdient.

Zu den weitaus hervorragendsten Vertreten ihres Faches aber gehörte zu seiner Zeit als einer der berühmtesten und gelehrtesten Aerzte Christoph Wilhelm Hufeland.

Als geborener Thüringer hatte er im Jahre 1762 zu Langensalza das Licht der Welt erblickt und im Jahre 1780 in Jena das Studium der Medizin, vor allem der Anatomie aufgenommen. Aber erst in Göttingen wandte er sich mit rechtem Ernst und Eifer der Wissenschaft zu. Nach vollendetem Studium trat er zunächst zu Weimar in die Praxis seines Vaters ein, die bei ihrer weiten Ausdehnung, bis hinauf an den Harz, die gewaltigsten Anforderungen an seine Kraft stellte, ihm dafür aber auch ein reiches Feld praktischer Erfahrungen bot. Gleichwohl fand er noch Zeit, mit Wieland, Herder, Göthe und Schiller einen lebhaften Verkehr zu unterhalten. Auch gab er noch zu dieser Zeit seinen ersten literarischen Versuch, „Mesmer und der Mesmerismus" heraus, um diese dazumal zur Modesache gewordene wissenschaftliche Extravaganz als solche zu erweisen. Ebenso beschäftigte ihn bereits die Grundidee seiner Makrobiotik und Pathogenie. Als er (1792) über diesen Gegenstand in Goethes Haus einen Vortrag hielt, welchem auch Karl August beiwohnte, äußerte dieser höchlichst befriedigt: „Der Hufeland paßt zu einem Professor, ich will ihn nach Jena versetzen."

So kam es, daß Hufeland die liebgewordene Praxis aufgab und statt dessen in die akademische Karriere eintrat. In Jena erschien seine „Makrobiotik", die mit einem Schlag den wissenschaftlichen Ruhm ihres Urhebers begründete. Auch journalistisch betätigte sich Hufeland, namentlich durch Herausgabe des „Journals der praktischen Arzneikunde und Wundarzneikunst", einer der angesehensten, lehrreichsten medizinischen Zeitschriften, und erwarb sich gleich große Verdienste durch seine literarische Fehde gegen das aller Erfahrung widersprechende „Brownsche System", als auch durch sein entschiedenes Eintreten für die 1796 von Jenner entdeckte Kuhpockenimpfung.

Im Jahre 1801 wurde er als königl. Preußischer Geheimer Rat und Wirklicher Leibarzt, auch Arzt und Oberaufseher der Charité nach Berlin berufen, wo er zugleich als Staatsrat und Mitglied der neuerrichteten Medizinalsektion im Ministerium, sowie als einer der ersten Professoren an der im Jahre 1809 gegründeten Universität und Direktor der medizinisch-chirurgischen Militärakademie noch 35 Jahre in höchstem Ruhm und Segen wirkte. Auch seine literarische Tätigkeit war eine äußerst umfassende. Als größte Werke sind sein „System der praktischen Heilkunde" und vor allen Dingen sein aus fünfzigjähriger Erfahrung heraus geschriebenes; „Encheiridion medicum oder Anleitung zur medizinischen Praxis" von hohem, bleibendem Werte.

Der edlen Königin Luise stand Hufeland ganz besonders nahe. Ihr früher Tod war für ihn der schmerzlichste Schlag seines Lebens. Er war ein Mensch, dessen charaktervolle Wahrheitsliebe unbestechlich

war, der als Dozent und Publizist strengste Wissenschaftlichkeit mit größtmöglicher Verständlichkeit der Vorstellung zu verbinden wußte, und als Arzt in seiner hochwissenschaftlichen Tüchtigkeit, sowie in seiner menschlichen Teilnahme und Sorgfalt für den ganzen Stand vorbildlich geworden ist.

Nach ihm war auch sein jüngerer Bruder Friedrich Gottlob Hufeland auf kurze Zeit (1811—1812) als Professor der Medizin in Jena tätig, um jedoch als Opfer des von dem älteren Hufeland so entschieden bekämpften Mesmerismus immer mehr auf die Bahnen naturphilosophischer Träumerei zu geraten. Auch er wurde von Jena nach Berlin berufen, wo er zugleich mit jenem als Professor der Pathologie und Semiotik an der medizinisch-chirurgischen Militärakademie und später als ordentlicher Professor an der Universität bis 1839 lebte und wirkte.



Lorenz Oken.
Nach Original im städt. Museum in Jena.

Nächst Hufeland war Lorenz Oken als namhafter Vertreter der naturwissenschaftlichen Medizin zu Anfang des vorigen Jahrhunderts eine Zierde der Hochschule.

Er war als Sohn eines Bauern, Johann Adam Okenfuß zu Bohlsbach in Baden geboren (1779). Sein frühverstorbener Vater soll ein Mann von „nicht gewöhnlicher Einsicht" gewesen sein, der vermittelst der Gabe des zweiten Gesichtes über den Ausgang des Franzosenkrieges und die ferneren Schicksale Deutschlands vieles vorausgesehen und gesagt habe, so daß man in jener Gegend beim Eintritt großer Ereignisse zu äußern pflegte: „das hat schon Hans Adam gesagt," oder in umgekehrtem Sinne: „davon hat Hans Adam nichts gewußt".

Der früh verwaiste Knabe wurde von dem gelehrten Rektor Meyer in Baden sorgfältig erzogen und zeigte schon früh überraschende geistige Fähigkeiten. Als Privatdozent in Göttingen hatte er sich bereits durch verschiedene naturphilosophische Publikationen einen Namen errungen, sodaß man in Jena in ihm einen Ersatz für den Verlust Schellings und Hegels zu finden hoffte.

Die Programmschrift, mit welcher er seine Professur in Jena antrat, enthielt bereits die bekannte Okensche Wirbeltheorie des Schädels.

„Er war ein glänzender und ungemein geistig anregender Dozent. Er erregte in Jena für Naturgeschichte einen solchen Eifer, daß seine Vorlesungen bald die besuchtesten der Universität wurden." — Auch für die große Politik der Zeit bewies er ein feuriges Interesse. Mit den besten seines Volkes träumte er von Deutschlands Größe und Einigkeit.

Von ausschlaggebendem Einfluß auf das zeitgenössische wissenschaftliche Leben, sowie auf seinen eigenen Lebensgang war die von ihm herausgegebene „Isis", eine große enzyklopädistische Zeitschrift, die sich bald die Stellung eines Zentralorgans für alle Zweige der Naturwissenschaft eroberte. Die Freimütigkeit, mit welcher Oken darin gegen allen hergebrachten Autoritätsglauben auftrat, erregte unliebsames Aufsehen und mehrfaches Aergernis. Auch Goethe stand dem selbstherrlich-rücksichtslosen Gelehrten mißtrauisch und übelwollend gegenüber, zumal er selbst bei seinen naturwissenschaftlichen Studien zu einer ähnlichen Wirbeltheorie des Schädels gelangt war und deren Priorität eifersüchtig behauptete. Hierzu kam Okens Teilnahme an dem vielverschrieenen Wartburgfest und dessen Verherrlichung in der „Isis". Genug, um behördlicherseits an Oken die Alternative zu stellen, entweder seine Professur, oder die „Isis" aufzugeben. Er entschloß sich zu ersterem und lebte, einzig mit Herausgabe seiner Zeitung beschäftigt, noch einige Jahre in Jena, bis 1828 ein Ruf nach München an ihn erging. Auch hier erregte der kleine, hagere, heißblütige Gelehrte, der mit seinem dunklen Teint, dem kohlschwarzen lockigen Haar und blitzenden Augen wie ein Südländer aussah, durch die bis zur Derbheit sich steigernde, gegen jede Willkür sich aufbäumende Offenheit seines Wesens den heftigsten Anstoß, sodaß er wiederum seine Entlassung nahm und einem Ruf nach Zürich folgte, wo er als Rektor an der neuerrichteten Universität im Jahre 1851 sein Leben beschloß.

Hier schrieb er seine große 17bändige Naturgeschichte, in der die Summe seiner wissenschaftlichen Leistungen niedergelegt ist.

Oken war, obwohl er der medizinischen Fakultät angehörte, in erster Linie Philosoph, ein deduktiver, und zwar unlogischer Naturphilosoph in weit höherem Maße, als Naturforscher.

Seiner Philosophie zufolge ist die Mannigfaltigkeit der Dinge aus der Verbindung von Wasser, Luft und Feuer (Aether) mit dem Erdelement entstanden. Dementsprechend gibt es als verschiedene Entwicklungsstufen drei Naturreiche: Erde und Wasser = Mineralreich; Erde, Wasser und Luft = Pflanzenreich; Erde, Wasser, Luft und Feuer = Tierreich. Diese drei Naturreiche hat Oken bearbeitet.

Seine Ansichten über die Zusammensetzung der vegetabilischen oder animalischen Körper können als erste Anfänge einer Zellentheorie gelten. Jeder organische Teil besteht dem Augenschein zufolge aus unendlich

kleinen Bläschen und Kügelchen und zerfällt beim Eintritt der Verwesung wieder in diese seine ursprünglichen Formelemente (Infusorien). Die einzelnen Tiere oder Pflanzen sind nichts anderes als Aggregate, Kolonien solcher Einzelzellen.

Die Zeugung behandelt Oken nach Maßgabe der sog. Nachbildungstheorie. Das Nervensystem entwickelt sich aus der Samenflüssigkeit, dem „Milch", und das fruchtbare Ei ist eine Vereinigung von Ei und Milch, welch ersteres die Grundlage des vegetativen, das letztere die Grund-



Das Oken Denkmal.

lage des animalen Lebens bildet. Zugleich ist er Anhänger der Urzeugung. Ursprünglich muß die tierische Masse ohne Eier aus unorganischen Substanzen entstanden sein, wie es womöglich heute noch geschieht.

So nahe Okens Naturerkenntnis schon der Idee der Entwicklungslehre steht, so hält er dennoch an der Konstanz der Art fest. Was sich einmal zu einem vegetabilen oder animalischen Organismus verbunden hat, ändert sich — vor der Auflösung — nicht mehr in ein Anderes um. Wohl aber durchläuft, wie es der Grundgedanke des nachmals von

Haeckel aufgestellten biogenetischen Gesetzes ist, jeder Organismus in seiner Entwicklung stufenweise die tieferen Klassen, in diesem Sinne, daß das gesamte Tierreich einen einzigen auseinandergelegten tierischen Leib darstellt, dessen einzelne Organe als Einzelarten ein Eigenleben führen. Auf höchster Stufe steht der Mensch, der alle Einzelorgane in sich vereinigt. „Die Bildung eines jeglichen Organismus ist deshalb die beginnende Bildung eines Menschen", die eben je nach den Verhältnissen auf einer höheren oder tieferen Stufe stehen bleibt. Solcher Stufen gibt es fünf: 1. Gefühlstiere (niedere Tiere); 2. Zungentiere (Fische); 3. Nasentiere (Amphibien); 4. Ohrentiere (Vögel); 5. Augentiere (Säuge- oder Haartiere). Auch die Einzelstufen des Pflanzenreichs laufen hiermit parallel. Bis in die kleinsten Kategorien hinein stellt Oken die ganze Naturwelt unter eine plan- und zahlenmäßige Gesetzlichkeit, wonach er auch die Zahlen sämtlicher Tier- und Pflanzengattungen a priori zu bestimmen weiß. Hiermit begibt er sich auf das Gebiet der philosophischen Spielerei, die ihn gleichwohl — wahrscheinlicherweise — seine berühmte Wirbeltheorie des Schädels finden ließ. Danach besteht die Wirbelsäule aus 7 Sätzen zu je 5 Wirbeln, welche Gesetzmäßigkeit das menschliche Skelett „zum schönsten Gebäude der Natur" macht. Auch der Schädel ist nichts anderes, als eine Wirbelsäule, die aus 4 Wirbeln, Nasen-, Augen-, Zungen- und Ohrwirbel, besteht, an welche sich als fünfter der Hautwirbel und hierauf je 5 Kiemen-, Arm-, Lungen-, Darm-, Fuß-, Geschlechts- und Afterwirbel anschließen.



Gegenbaur.

Ein Verdienst dieser zügel- und kritiklosen Phantasie ist es zweifellos gewesen, daß sich die Naturwissenschaft fortan desto intensiver der von Oken arg vernachlässigten exakten Forschung zugewandt hat.

Ein Institut von bleibender und eminent praktischer Bedeutung aber hat der seinerzeit so berühmte Naturphilosoph durch die Begründung der Jahresversammlungen deutscher Naturforscher und Aerzte geschaffen. Bei Gelegenheit eines solchen Kongresses, und zwar bei dessen 35jähriger

Wiederkehr, wurde am 18. September 1857 das von Drake modellierte Okendenkmal am Fürstengraben zu Jena enthüllt, zu welchem „Osten, Westen, Norden und Süden Europas ihren Huldigungstribut gezollt haben". —

Eine Tierarzneischule wurde im Jahre 1816 von Theobald Renner errichtet, der zu Moskau bereits eine Professur für Veterinärkunde innegehabt und als Feldarzt einer Abteilung ukrainischer Kosaken die russische Armee durch Polen, Deutschland und Frankreich begleitet hatte, ehe er zum Professor der vergleichenden Anatomie und Tierarzneikunde in Jena ernannt wurde. († 1850.)


Prof. Schulze.

Namhafte Verdienste auf dem Gebiete der Arzneimittellehre und Rezeptierkunst erwarb sich Ignaz Franz Xaver Schömann, dem bereits nach Beendigung seines Studiums bei der medizinischen Fakultät zu Jena von dieser der erste Preis für die Bearbeitung der Preisfrage: „Ueber die Natur des Mark- und Blutschwammes" zuerkannt worden war. Längere Zeit hatte er hierauf unter Starcks Leitung in Chirurgie, Augenheilkunde und Geburtshilfe praktiziert, bis er sich im Herbst 1835 habilitierte und vornehmlich über Arzneiwissenschaft, später auch über Chirurgie und Augenheilkunde las. Von ihm wurden in Jena zuerst die subkutanen Sehnen- und Muskelschnitte unter günstigen orthopädischen Resultaten ausgeführt. Auch die Resektion des Oberkiefers hat er zuerst unternommen.


Prof. Riedel.

Ein überzeugter und tatkräftiger Anhänger der Wasserheilkunde war Johann Heinrich Wilhelm Grabau, der vordem praktischer Arzt in Itzehoe und Privatdozent in Kiel gewesen war, ehe er im Jahre 1842 die akademische Karriere in Jena aufnahm. Aus Gesundheitsrücksichten besuchte er 1846 die Wasserheilanstalt Gräfenberg, wo er sich von der therapeutischen Kraft des Wassers dergestalt überzeugen ließ, daß er fortan einer der eifrigsten Förderer dieser Heilmethode wurde.

„Er hatte die zur Zeit bestehende Therapie schon längere Zeit höchst unvollkommen und wenig zweckmäßig gefunden. Auf der andern Seite aber war es ihm ebenso zuwider, bei der Negation und Skepsis stehen zu bleiben. Es war ihm lebendig im Bewußtsein, daß die hauptsächlichste und eigentliche Aufgabe des Arztes sei, zu heilen, dies Ziel verfolgte er mit allen Kräften. In der Wasserkur schien ihm eine große Wahrheit, wenn auch nicht die ganze, zu liegen. Da er 1847 Jena verließ und als Arzt in der Wasserheilanstalt in Berlin selbständig Erfahrungen in diesem Zweige der Therapie machte, sah er nun wohl, daß Theorie und Praxis der Wasserkur noch ziemlich roh, handwerksmäßig und ausschweifend waren, und daß eine gute Sache durch Fanatismus und Beschränktheit von Freunden und Feinden derselben entstellt würde. 1852 gründete er die Wasserheilanstalt Solabona bei Hamburg. Hier bildete sich seine Kurmethode immer mehr aus, die er als die „diätetische“ im Sinne der Alten bezeichnet, und bei der die Heilkraft der Natur ihm Ausgangspunkt und Leitstern ist.“ Neben Franz Rieb, dem „alten Rieb“, einem der erfolgreichsten Operateure und langjährigem Direktor der chirurgischen Klinik, dem ganze Generationen von Aerzten ihre chirurgischen Kenntnisse verdanken, war Carl Gegenbaur, vordem Assistent am Juliushospital in Würzburg, von 1855 ab bis zu seinem Weggang nach Heidelberg (1875) tätig. Nächst Cuvier und Johannes Müller war er der bedeutendste vergleichende Anatom, der sich ebensosehr durch den enormen Reichtum seiner empirischen Kenntnisse, als durch die unübertreffliche Klarheit des kausalen Erkennens auszeichnete. Am bekanntesten und wichtigsten sind seine Arbeiten über die vergleichende Anatomie der Wirbeltiere, in denen eine neue geistreiche Schädel- und Gliedmaßentheorie zur Geltung kommt. In seinen „Grundzügen der vergleichenden Anatomie“ hat Gegenbaur zum ersten Mal die Deszendenztheorie einheitlich auf das ganze Gebiet angewandt. Auch dem von ihm herausgegebenen „Morphologischen Jahrbuch“ hat



Prof. Gärtner.

die Wissenschaft zahlreiche und bedeutsame Förderungen zu danken. Er starb 1903 in Heidelberg.

Als sein Nachfolger wurde im Jahre 1874 Carl von Bardeleben, der Sohn des berühmten Berliner Chirurgen, nach Jena berufen, der sich sowohl als Mitbegründer der anatomischen Gesellschaft und Herausgeber des „Anatomischen Anzeigers", als auch durch seine bahnbrechenden Arbeiten über Anatomie der Wirbelsäule und des Nervensystems, besonders aber durch seinen „Atlas der topographischen Anatomie des Menschen" einen geachteten Namen erwarb.



Prof. Binswanger.

Das Fach der Gynäkologie fand in Bernhard Sigismund Schulz von 1858 bis 1903 eine langjährige glänzende Vertretung. An seiner Stelle steht zur Zeit Carl Franz, der Erbauer der imposanten, an die Landesheilanstalten angeschlossenen Frauenklinik. Die Anatomie ist durch Friedrich Maurer, die Chirurgie durch Bernhard Riedel vertreten, während Wilhelm Müller heute noch in alter Geistesschärfe und -frische auf seinem Posten als Pathologe steht. Das Fach der Psychiatrie liegt in den Händen Otto Binswangers, des Direktors der Landesirrenheilanstalt, das der Physiologie in den Händen Wilhelm Biedermanns. Die ordentliche Professur für Gesundheitslehre hat August Gärtner, für Augenheilkunde August Wagenmann, für innere Medizin Roderich Stintzing inne, während auf demselben Gebiete Moritz Seidel, zugleich als hervorragender Pharmakologe und Praktiker tätig ist.

Nicht unerwähnt bleibe, daß auch der weltberühmte Wiener Kliniker Hermann Notnagel von 1874 bis 1882 der Jenenser Fakultät angehört hat. In Jena entstand u. a. seine „Logische Diagnostik der Gehirnkrankheiten".

## Die philosophische Fakultät.

Es entspricht dem Studienleben der damaligen Zeit, daß sich zunächst die Grenzen zwischen der philosopischen und den drei übrigen Fakultäten nicht scharf gezogen zeigen. Wie jedweder Studierende vorerst bestimmte philosophische Kurse absolvieren mußte, ehe er sich seinem Spezialstudium widmete, hatten auch die Vertreter der einzelnen philosophischen Disziplinen, zu denen in jener Zeit das Studium der lateinischen, griechischen und morgenländischen Sprachen, Beredsamkeit und Dichtkunst, Geschichte, Mathemathik, Physik, Logik, Ethik und Metaphysik gehörte, in der Regel noch einen anderweiten Lehrstuhl der Theologie, Medizin oder Jurisprudenz inne.

Mit Johannes Stigelius hielten die schönen Künste der Beredsamkeit und Poetik in Alt-Jena ihren Einzug. Auch er war, wie sein derzeitiger Amtsgenosse, der Theologe Striegel, ein Zögling der Uuiversität Wittenberg. Daselbst hatte er nach vollendetem Studium im Jahre 1542 die Würde eines Magisters der Philosophie errungen und bald darauf zu Regensburg aus den Händen Karls V. die Dichterkrone empfangen. Durch Vermittlung des Weimarischen Kanzlers Franz Burkart wurde er im Jahre 1548 an das neugegründete akademische Gymnasium zu Jena berufen. Nicht bloß in seiner Eigenschaft als begeisterter und begeisternder Lehrer, sondern auch als lauterer zuverlässiger Charakter wird er als einer der Besten seiner Zeit geschildert. Er war ein treuer Freund Melanchthons, für den er unter den Wirren der synergistischen Streitigkeiten mit der ganzen Kraft seines feurigen, unter Umständen heftig aufbrausenden Temperaments eintrat. Zugleich galt er als einer der gewandtesten Poeten seiner Zeit, von dessen dichterischer Begabung neun Bände formvollendeter lateinischer Gedichte (zumeist Distichen) teils geistlichen, teils weltlichen Inhalts Zeugnis ablegen. Sein steter Wunsch um einen raschen „reiterischen“ Tod wurde ihm erfüllt. Am 11. Februar 1562 wurde er, im Begriff sich die Hände zu waschen, von einem tödlichen Schlagfluß betroffen.

Stigels erster Fakultätsgenosse Johann Rosa, der seit 1554 als Professor der Ethik, Logik und Geschichte, späterhin auch als außerordentlicher Professor der Theologie in Jena wirkte, überlebte ihn um zehn Jahre.

Daß es übrigens schon in jenen ältesten Zeiten nicht an den sprichwörtlich bekannten Originalen der Professorenwelt mangelte, beweist die wunderliche Figur eines Justus Ludwig Brysomann, der von 1582 — 1585 eine Professur für griechische Literatur innehatte. Als einer der eingefleischtesten Pedanten pflegte er Sommers und Winters ein und denselben mit Fuchsfell gefütterten Rock zu tragen. Seine Zöglinge legten ihm daher den Namen „Schulfuchs“ bei, der sich, wenn auch in anderem Sinne, bis heutigen Tages erhalten hat. —

Eine der markantesten Persönlichkeiten im wissenschaftlichen Leben des 17. Jahrhunderts war der Mathematiker Erhard Weigel. In Weida an der Nahe am 16. Dezember 1625 geboren, hatte er schon in frühester Jugend mit seinen Eltern „um der Religion willen" die Heimat verlassen müssen und zunächst die Schule in Wunsiedel, hierauf von 1644 das Gymnasium in Halle a. S. besucht. Hier ward ihm das Glück zuteil, in dem berühmten Astronomen Bartholomäus Schimpfer einen väterlichen Freund und Berater zu finden, der ihn in trefflichster Weise für das Studium der Mathematik zu begeistern und auszurichten wußte. An diesen schloß er sich als wissenschaftlicher Ammanuensis und Mitarbeiter bei einer Reihe mathematischer Werke aufs innigste an, sodaß er schon während seiner Studienzeit einen solchen Ruf genoß, daß selbst von der Nachbaruniversität Leipzig eine große Anzahl von Studenten zu ihm herüberkam, um sich von ihm in Mathematik unterweisen zu lassen. Auch der Kommandant der Pleißenburg, Obrist Titel, wandte dem jungen Gelehrten sein wärmstes Interesse zu und gestattete ihm den freien Gebrauch seiner wertvollen Instrumenten- und Büchersammlung.

Im Jahre 1653 wurde Weigel als Professor der Mathematik nach Jena berufen. Seine Vorlesungen fanden alsbald gewaltigen Zulauf. Selbst Herzog Wilhelm ließ sich von ihm in das Studium der Himmelskunde einführen und bezeugte ihm jederzeit seine höchste Gunst.

Sein Name lebte bis in unsere Zeit in dem „Weigelschen Hause", ehedem in der Johannisgasse, fort. Dieses war, nach Adrian Beier, „auf eine sonderliche Art auf- und ausgebaut, und damit die Stadt Jena gezieret und andere zur Nachfolge angereizt." Als Weigeliana domus hat es einen Platz unter den „sieben Wundern" Jenas gefunden.

Seine innere Einrichtung, die ein interessantes Zeugnis für den derzeitigen Stand der angewandten Physik ablegt, wird uns von dem Mathematiker Wiedeburg folgendermaßen beschrieben:

„a) Auf das vor sich schon vier Geschoß hohe Haus hat er noch drei Dachgeschoß angelegt, und darauf noch eine Art von Türmchen, dessen Dach aufgeschlagen werden kann. b) Die über einen Keller angelegte Treppe läuft um eine offene viereckige Spindel durch alle Geschösse, auch durchs Dach. c) Wird das Dach des Türmchens zurückgeschlagen, die hohle Spindel aber zur Vermeidung des falschen Lichtes mit dunklen Tüchern behangen, so bewirkt diese durch sieben Geschosse reichende Höhlung eine Röhre, durch welche man aus dem Keller den darüber liegenden Himmel, und weil in diese Tiefe kein Tageslicht fallen kann, bei Tage die Sterne wenigstens 2. und 3. Größe am Himmel sehen kann. d) In eben dieser hohlen Treppenspindel hatte er die Veranstaltung getroffen, daß man mittelst eines angebrachten Flaschenzuges

aus einem Stockwerk ins andere gehoben oder gelassen werden konnte, ohne eine Treppe zu steigen. e) Obgleich in diesem großen Gebäude sehr viele Miet-Zimmer waren, so hatte er eine besondere hydraulische Maschine angegeben, vermittelst welcher des Morgens in ein jedes der-



Das Weigelsche Haus.

selben, sobald ein Hahn in der Wand des Zimmers geöffnet wurde, das Waschwasser entgegenlief. f) Noch künstlicher war die berüchtigte hydraulische Maschine, die man noch heutzutage die „Weigelsche Kellermagd“ nennet. Da er nur in ein trichterförmiges Gefäß in einer Wand seines Wohnzimmers ein Maß Wasser gießen durfte, so kam statt dessen aus

einem andern mit einem Hahn versehenen Lauf-Röhrchen soviel Wein aus seinem Weinfaß im Keller (vermittelst eines Herons-Brunnens, dessen Springgefäß das Weinfaß, das sogenannte, sonst oben liegende Luftgefäß aber daneben lag)."

Das interessante Gebäude, das außerdem noch eine Anzahl biblischer Inschriften (u. a. „Gloria in excelsis Deo, et in Terra Pax, Hominibus bona Voluntas" — „Oculos homini concessit ut coelum intueatur et moneta mundi numeret" — „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Veste verkündet seiner Hände Werk") trug, hat bereits seit mehreren Jahren der an seiner Stelle neuerstandenen „Weigelstraße" weichen müssen.

Weigel selbst starb als Hofmathematikus, Oberbaudirektor, kaiserlicher und pfalzsulzbachischer Rat am 21. März 1699 nach 46jähriger erfolgreichster Wirksamkeit.

Zu gleicher Zeit hatte auch das Fach der Geschichte in dem Polihistor Burckhardt Gotthelf Struve einen Vertreter von hoher wissenschaftlicher Bedeutung gefunden. Er war als Sohn des berühmten Rechtslehrers G. A. Struve am 26. Mai 1671 in Weimar geboren, hatte das Gymnasium zu Zeitz und hierauf seit 1687 die Universitäten Jena, Helmstädt, Frankfurt a. O. und Halle besucht. Eine vielbewegte Lehr- und Wanderzeit lag hinter ihm, ehe er in den Hafen einer geregelten wissenschaftlichen Tätigkeit einlief. Von seinem Bruder, einem damals vielgenannten Alchymisten, hatte er sich in dessen unstetes Leben verwickeln lassen. Ihm war er auf seinen abenteuerlichen Irrfahrten nach den Höfen von Holland, Meiningen, Kassel und Arnstadt gefolgt und schließlich, da jener als Betrüger entlarvt und schimpflich angeklagt wurde, in seinen Sturz mit hineingezogen worden. Eine zeitlang verfiel er der Melancholie und Weltentsagung, bis sich ihm schließlich eine Bibliothekarstelle an der Universitätsbücherei zu Jena und damit die Gelegenheit zu einem zielbewußten Wirken bot. In kurzer Zeit und bei rastlosem Fleiße gelang es ihm, die in heilloser Verwirrung befindliche Bibliothek, die er selbst als ein Augiae stabulum bezeichnete, neu zu ordnen und übersichtlich zu katalogisieren. Nicht ohne hartnäckigen Widerstand von seiten der Professoren, die den alten Schlendrian nicht aufgeben und sich an keine straffere Zucht gewöhnen mochten. Auch mit seinen Privatvorlesungen, die er nebenbei, und zwar unter großem Zulauf von seiten der akademischen Jugend hielt, erregte er die kollegiale Eifersucht. Schließlich (1704) wurde ihm nach schweren Anfechtungen die Professur für Geschichte als Nachfolger Schuberts und später auch ein Ordinariat der juristischen Fakultät übertragen. Seine gefällige Lehrweise, die durch ein eminentes Vortragstalent wirksam unterstützt wurde, machte ihn zu einem der beliebtesten Lehrer. Auch der Herzog ehrte ihn durch Verleihung des Titels eines „Rates und Historiographen des Ernestinischen Hauses."

Neben seinem Lehramt entfaltete Struve eine fruchtbare literarische

Tätigkeit. Er verfaßte gegen hundert selbständige Schriften literarischen, philosophischen und juristischen Inhalts in deutscher, lateinischer und französischer Sprache. Sein Hauptverdienst liegt jedoch in seinen historischen Arbeiten, die ihn zu einem der namhaftesten Förderer der deutschen Geschichtskunde machen. Er war es vor allem, der teils durch Neuherausgabe früherer Sammelwerke, teils durch die Begründung einer eigenen Sammlung, die Geschichtsforschung in nachdrücklichster und fruchtbarster Weise auf das Quellenstudium verwies. Sein Hauptwerk war die Bibliotheka historica, in welcher er zum erstenmal das gewaltige historische Quellenmaterial, das sich in fast drei Jahrhunderten seit Erfindung der Buchdruckerkunst aufgehäuft hatte, zu einer wohlgeordneten belehrenden und kritischen Uebersicht vereinte. Auch durch sein zweibändiges Lehrbuch Corpus historiae Germaniae (in deutscher Bearbeitung als „Vollständige teutsche Reichshistorie") hat er den Sinn für vaterländische Geschichte wesentlich zu heben und zu beleben verstanden. Er starb am 28. Mai 1738. —

Zu einer Glanz- und Blüteperiode von weltumfassender Bedeutung erhob sich die Jenaer Philosophie um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts.

Es war die Zeit als der große Philosoph von Königsberg eine neue Epoche in der Geschichte des menschlichen Denkens eröffnete, indem er begreifen lehrte, daß alle wissenschaftliche Forschung einer haltbaren Grundlage entbehre, so lange nicht die entscheidenden Fragen nach dem Ursprung unserer Vorstellungen gründlicher als bisher untersucht waren, und hierbei feststellte, welchen Beitrag einerseits die Eindrücke der Sinnenwelt, anderseits die Selbsttätigkeit des vorstellenden Subjekts für die Bildung der Vorstellungen und Begriffe leisteten. Mit seinem neuen schöpferischen Prinzip der „kritischen" Philosophie, welche sich bewußt ist, die Dinge nicht „an sich", sondern lediglich unter menschlichen Anschauungs- und Denkformen zu erkennen, war der Schwerpunkt der Philosophie in die Frage nach der Beschaffenheit des vorstellenden Subjekts verlegt.

Der philosophischen Fakultät zu Jena gebührt der unvergleichliche Ruhm, das Evangelium Immanuel Kants als erste aufgenommen und ihm in selbsttätiger Weiterbildung die unbestrittene Vorherrschaft im deutschen Geistesleben erobert zu haben.

Von Kant zweigten zwei Linien ab, deren eine in Jacob Friedrich Fries das kritische Prinzip weiter verfolgte.

Am 23. August 1773 zu Barby als Sohn des derzeitigen Direktors der dortigen Brüdergemeinde geboren, hatte Fries unter dem Einfluß herrenhutischen Geistes seine erste wissenschaftliche Ausbildung empfangen. Im Jahre 1795 bezog er die Universität Leipzig und ging von da im folgenden Jahre nach Jena, wo er das Studium der Philosophie mit dem der Mathematik und Naturwissenschaft verband. Hier habilitierte er sich im Herbst 1801 als Privatdozent und erhielt ebendaselbst, nach

längeren Reisen durch die Schweiz, Frankreich und Oberitalien, im März 1805 zugleich mit Hegel eine außerordentliche Professur. Da ihm jedoch gleichzeitig ein Ordinariat der Philosophie und Mathematik in Heidelberg angeboten wurde, so folgte er zunächst diesem Ruf und kehrte erst im Jahre 1816 als Professor der theoretischen Philosophie nach Jena zurück. Nachdem er wegen seiner Teilnahme am Wartburgfeste zeitweilig vom



Jakob Friedrich Fries Denkmal.

Lehramt suspendiert worden war, wurde er 1824 zum Ordinarius der Mathematik und Physik ernannt. Er starb als Geheimer Hofrat am 10. August 1843.

Fries war einer jener Philosophen, welche es wie Friedrich Heinrich Jacobi entschieden ablehnten, den Riesenschritt der sogenannten Identitätsphilosophie zum „objektiven Idealismus“ mitzumachen und rein aus Mitteln der Spekulation zu leben. In seiner „Neuen oder anthropologischen Kritik der Vernunft“ übertrug er die Vernunftkritik des Königsberger Philosophen in die Sprache der erfahrungsgemäß zu Werke gehenden Psychologie. Trotz aller auf der Vernunft und den

allgemeinen Denkgesetzen ruhenden relativen Gewißheit des menschlichen Wissens wollte er doch die Dinge nur insoweit als erkannt gelten lassen, als sie sich in den Formen des Raumes und der Zeit darstellen. Daneben steht ihm gleichberechtigt der Glaube, der sich über die Schranken der Vernunft sowohl, als über Raum und Zeit erhebt und eine rein ideale Anschauung der Dinge mit sich bringt. Ein Gegenstand dieses Glaubens ist ihm sowohl das wahre Wesen aller Dinge, als auch insonderheit die persönliche Würde des Menschen. Auf dieser Grundlage baute er seine Ethik und zugleich eine umfassende ästhetisch-religiöse Weltansicht auf, in welcher Religion und Kunst kaum noch wesentlich getrennt erscheinen.

In gleichen Spuren wandelte Ernst Friedrich Apelt (geb. 1812) der von 1840 bis 1856 der philosophischen Fakultät angehörte. In seinen Publikationen „Ernst Reinhold und die Kantische Philosophie", dem zweiten Band seiner „Epochen der Geschichte der Menschheit", der Kant und Fries behandelt, in den gemeinsam mit Schleiden und Schlömilch herausgegebenen „Abhandlungen der Friesischen Schule" hat er ein Reproduktion fast aller Grundideen dieser Philosophie geliefert.

Zu größerer Bedeutung gelangte die andere, gleichfalls von Kant abzweigende Linie, durch welche die blendende Aussicht eröffnet wurde, auch Welt und Gott, Verstand und Vernunft, Erscheinung und „Ding an sich", die sich bei Kant noch fremd und spröde gegenüberstanden, in ihrer Einheit und Einerleiheit zu erkennen.

Durch Carl Leonhard Reinhold (geb. 1758) wurde diese Bewegung eröffnet.

Seine Jugend hatte dieser begeisterte Apostel des Königsberger Denkers in dem Jesuitenkollegium seiner Vaterstadt Wien und dem ebendaselbst befindlichen Barnabitenkloster zugebracht. Diesen Fesseln entzog er sich, nach schweren inneren Kämpfen und Wandlungen, durch die Flucht nach Leipzig (1783), wo er das Studium der Philosophie, vornehmlich unter Platners Führung, mit Feuereifer aufnahm. Von hier ging er 1784 nach Weimar und fand daselbst als Mitarbeiter an dem von Wieland herausgegebenen „Deutschen Merkur" in dessen Hause seine zukünftige Gattin, mit der er im folgenden Jahre die Ehe schloß. Von 1787 bis 1794 hatte er ein Ordinariat der philosophischen Fakultät zu Jena inne, das er sodann einem Ruf nach Kiel zuliebe aufgab. Dort starb er 1823 als Königlich dänischer Etatsrat.

Der philosophische Standpunkt Reinholds während seiner Lehrtätigkeit in Jena findet seinen Ausdruck in den daselbst erschienenen Werken: „Versuch einer neuen Theorie des Vorstellungsvermögens", „Beiträge zur Berichtigung bisheriger Mißverständnisse der Philosophie", „Ueber das Fundament des philosophischen Wissens". In diesen zeigt Reinhold sich bemüht, das theoretische Fundament der Erkenntnis, das von Kant für die transcendentalen Bestimmungen der Vernunft-

kritik nur vorausgesetzt, nicht aber ausdrücklich ausgesprochen war, durch eine synthetische Deduktion der Formen und Gesetze der intellektuellen Tätigkeit aus der obersten Tatsache des menschlichen Bewußtseins festzustellen.

Im weiteren Verlauf seiner philosophischen Entwicklung, welche auf die Zeit nach seinem Weggang von Jena entfällt, suchte er in der Abhandlung „über die Paradoxien der neuesten Philosophie“ und den beiden „Sendschreiben an Lavater und Fichte über den Glauben an



Joh. Gottlieb Fichte.
Nach Original im städt. Museum in Jena.

Gott“ die Fichtesche Wissenschaftslehre mit der Jacobischen Glaubenslehre in Einklang zu bringen, um sich weiterhin der Annahme zuzuneigen, daß die wahre Denklehre die Realformen des Grundes und Wesens aller Wirklichkeit zu ihrem Gegenstande haben und mit der echten Ontologie eins sein müsse. In seinen späteren Werken zeigte er sich endlich bemüht, durch Analyse der reinen Vernunftideen die Verhältnisse der realen Möglichkeit und der Wirklichkeit mit apodiktischer Gewißheit zu entwickeln.

Auf der begonnenen Bahn bewegte sich nächstdem Johann Gottlieb Fichte (geb. 17. Mai 1762 zu Rammenau i. d. Oberlausitz) mit kühnem Fluge weiter.

Nachdem Fichte bereits von 1780—1784 der Universität Jena als

Studierender angehört hatte, war er infolge seines „Versuchs einer Kritik aller Offenbarung", der anfänglich allgemein für eine Schrift Kants gehalten wurde, im Jahre 1794 an Reinholds Stelle dorthin berufen worden. Von seiner im Jahre 1799 erfolgten Entlassung, die er sich durch seine trotzige Auflehnung gegen einen ihm erteilten Verweis zugezogen hatte, ist bereits an anderer Stelle berichtet worden. Als eine der überzeugungskräftigsten, charakterfestesten und tapfersten Persönlichkeiten, welche jemals aus dem weltfremden deutschen Gelehrtentum hervorgegangen sind, war Fichte nun einmal ganz der Mann dazu, seine Lehre von dem souveränen „Ich", das der Schöpfer und Gesetzgeber der Welt ist, auch in die Tat umzusetzen.

Mit seiner „Wissenschaftslehre", die er in einer langen Reihe von Schriften darstellte und begründete, tat er den Schritt in das Reich des absoluten Idealismus. Es war ein philosophisches System, in welchem der Subjektivismus Kants bis zu den äußersten Konsequenzen durchgeführt erscheint. Selbst dem Kantischen „Ich" gegenüber, dem festen Punkt, um den die Welt der Objekte sich bewegte und aus dessen Tiefe die Stimme der Pflicht als „kategorischer Imperativ" ertönte, bestand doch immerhin noch eine Außenwelt. Den letzten Schritt — nach Ansicht seiner Gegner einen Schritt ins Bodenlose — tat Fichte, indem er sich gänzlich auf das reine Ich zurückzog und die gesamte Außenwelt, das „Nicht-Ich", lediglich unter dem Gesichtspunkt einer Selbstoffenbarung oder Selbstbegrenzung des Ichs verstand. Indem er solchergestalt allem Jenseits ein Ende bereitete, stellte er den Menschen ganz und gar auf sich allein, sodaß für ihn auch eine Außenwelt nur durch das eigene Ich und für das eigene Ich existiert. Alles andere, was sich nicht aus dem Ich heraus mit innerer Notwendigkeit begreifen läßt, ist überhaupt kein wirkliches, wahrhaftiges Sein, sondern wesenloser Schein. Die ganze gegenständliche Welt ist ihm lediglich ein Erzeugnis des unendlichen „Ich", ein bloßer Widerschein des Bewußtseins.

Erst in die Jahre seiner nachmaligen Lehrtätigkeit an der Berliner Universität fällt jener teilweise Umschwung seiner Philosophie, die zuerst in der „Anweisung zum seligen Leben oder Religionslehre" in Erscheinung trat und das anfänglich souveräne Ich in Gott als dem absoluten Subjekt-Objekt immer mehr aufgehen ließ.

Seinen Ruhm als kühner Vorkämpfer gegen die überlieferte Politik der europäischen Kabinette hatte Fichte bereits im Jahre 1793 durch seine „Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europas" und die „Beiträge zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die französische Revolution" begründet. Die klassischen „Reden an die deutsche Nation", die ihm vor allen anderen politischen Betätigungen eine eminente Popularität sicherten, entfallen dagegen erst auf die Zeit seiner Berliner Wirksamkeit.

Fichtes Nachfolger war Friedrich Wilhelm Josef von Schelling,

der als Sohn eines schwäbische Landpastors am 27. Januar 1775 zu Leonberg geboren, bereits als Tübinger und Leipziger Student seine ersten schriftstellerischen Versuche herausgegeben und im Jahre 1798 sich in Jena habilitiert hatte, woselbst ihm nach Fichtes Weggang eine außerordentliche Professur für Philosophie (bis 1803) übertragen wurde.

Hatte der junge Schelling in seiner in Tübingen herausgegebenen Schrift „Vom Ich als Prinzip der Philosophie" sich noch bemüht ge-



Schelling.
Nach Original im städt. Museum in Jena.

zeigt, den Uebergang von Kant auf Fichte zu ebnen und zu glätten, so machte sich schon bald ein Hinausgehen über Beide bemerkbar. Während Fichte von den beiden Gegensätzen nur das „Ich" bestehen ließ, rückte die Naturphilosophie Schellings den Akzent auf den entgegengesetzten Pol. Gegenüber den großen Entdeckungen auf dem Gebiet der Chemie, Physik, Zoologie und Physiologie galt es für ihn die durch die eigensüchtige Stellung des Ich abgebrochene Beziehung zu der Natur wieder herzustellen. Wenn Schelling auch zunächst in seinen „Ideen zu einer Philosophie der Natur" die letztere noch als ein Produkt des Ich, eine Erscheinung der eignen Intelligenz, gelten ließ, so verweist er doch bereits den Menschen in die Natur, um dort sein eignes Inneres zu

finden und zu verstehen. Auf diesem Wege wandelt sich für ihn Fichtes Lehre vom Ich und Nicht-Ich in eine solche von der Natur und vom Geiste um, sodaß er in der Schrift „von der Weltseele" der Natur bereits ein eignes selbständiges Dasein zuspricht, insofern in ihr die organisch-unorganischen Wesen zu einem Gesamtorganismus verknüpft erscheinen. Hiermit war Schelling zum Begründer der „Naturphilosophie" geworden, deren Losungswort „Identität" die Ueberwindung des überkommenen Dualismus vom Aeußeren und Inneren, Natur und Geist, Objekt und Subjekt in der Alleinheitslehre durchführte. Den Uebergang zu dieser Identitätsphilosophie bezeichnen sein „erster Entwurf eines Systems der Naturphilosophie" und das „System des transzendentalen Idealismus", in denen Natur und Geist lediglich als entgegengesetzte Pole des Einen erscheinen.

So hatte Schelling mit der Transzendentalphilosophie Fichtes gebrochen. Die Selbsterkenntnis ist ihm nicht mehr eine auf das eigene Geistesvermögen, zumal den Prozeß des Denkens, gerichtete mühsame Untersuchung, sondern das intuitive Sichversenken in das All, um in diesem das eigne Bild und das Wesen der gesamten menschlichen Intelligenz zu erkennen. Die Natur ist ihm Geschichte des Geistes, das Ziel seiner Naturphilosophie die „vollkommene Darstellung der Intellektualwelt in den Gesetzen und Formen der erscheinenden Welt und hier wiederum vollkommenes Begreifen dieser Gesetze und Formen aus der Intellektualwelt, also der Darstellung der Identität der Natur mit der Intellektualwelt."

Auf diesen leitenden Gedanken baute Schelling zugleich einen Kultus des Schönen auf, wie er zu jener Zeit in den Kreisen der Gebildeten die Stelle der Religion vertrat, denn die Kunst, „das Allerheiligste, wo in ewiger, ursprünglicher Vereinigung, gleichsam in einer Flamme, brennt, was in Natur und Geschichte gesondert ist und was im Leben und Handeln ebenso wie im Denken sich ewig fliehen muß", ist ihm die bewußte Nachbildung der bewußtlosen Naturidealität, die Schönheit das Unendliche selbst, und das Kunstwerk als „vollkommene Identität der Ideen und Erscheinungen" das höchste Produkt des Geistes, in welchem die Intelligenz zur vollkommenen Selbstanschauung gelangt."

Zu einer Weiterbildung seiner Identitätsphilosophie im Sinne Spinozas, dessen Makrokosmos ein immer größeres Uebergewicht über den mikrokosmischen Idealismus Kants und Fichtes in ihm gewann, leiteten bereits seine Schrift „Bruno oder über das natürliche und göttliche Prinzip der Dinge" und vor allem seine „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums" über, welche eine populäre Darstellung seiner nunmehr abgeschlossenen Identitätsphilosophie und den Versuch einer enzyklopädischen Bearbeitung sämtlicher Fakultätsdisziplinen von diesem Standpunkt aus enthalten.

Eine Darstellung seines weiteren Entwicklungsganges, zumal auf dem Gebiet der Theosophie und Theologie mag an dieser Stelle füglich unterbleiben, da derselbe erst seiner späteren akademischen Wirksamkeit an den Universitäten zu Würzburg, Erlangen, München und Berlin angehört.

Er starb am 20. August 1854 zu Ragaz an Altersschwäche. Auf dem dortigen Friedhof liegt er begraben.

Hatte Schelling zumal mit seiner Aesthetik den romantischen Zeitgeist in seiner mächtigsten Passion erfaßt, so zeigte sich bald, daß er hiermit die Philosophie auf einen gefährlichen Weg geführt und mit Verzicht auf die Gewissenhaftigkeit des alten Kritizismus in einen neuen ästhetisch bedingten Dogmatismus hinübergeleitet hatte, der die zeitgenösische Philosophie in einen nebelhaften Taumel zu verstricken drohte. Es war kein anderer als Georg Friedrich Wilhelm Hegel (geboren am 27. August 1770 in Stuttgart), der sich das Verdienst erwarb, diese drohende Gefahr rechtzeitig bemerkt und die Identitätsphilosophie Schellings ihres abenteuerlichen Beiwerks entkleidet zu haben.

Mit Schelling war er schon während seines fünfjährigen Aufenthalts in dem theologischen Stifte zu Tübingen in enge persönliche Beziehungen getreten und diesem schließlich, nach Verwaltung mehrerer Hauslehrerstellen, nach Jena gefolgt, wo er sich zu Ostern 1801 als Privatdozent der Philosophie habilitierte und 1805 zum außerordentlichen Professor ernannt wurde. Als solcher wirkte er bis 1807.

Durch eine Darstellung der „Differenz des Fichteschen und Schellingschen Systems“ führte er sich in die wissenschaftliche Welt ein. Indem er die Fichteschen Lehre als subjektiven, die Schellingsche als objektiven Idealismus bezeichnete, wies er auf einen Idealismus hin, der über jene beiden Einseitigkeiten hinausgeht. Aber auch seine eigne Differenz mit Schelling kam ihm, als durch dessen Weggang der persönliche Konnex abgebrochen war, je mehr und mehr zum Bewußtsein, wenn es auch immerhin noch einige Jahre währte, bis er in seiner in Jena verfaßten „Phänomenologie des Geistes“, einer Darstellung der Entwicklungsformen des menschlichen Bewußtseins bis zur Höhe des absoluten Denkens, den eigenen zielbewußten Weg der Geistesphilosophie betrat.

Das Absolute ist ihm Geist, das Universum die vom Geist erfüllte Werkstätte und Schöpfung des Geistes. So muß die Natur für den Geist durchsichtig werden können und die Welt mit aller Energie des Denkens allseitig und tief durchdrungen werden. Dem Denken ist die Aufgabe gestellt, überall in der Welt das Zersplitterte, Zufällige der Erscheinungen auf seine Notwendigkeit und Einheit zurückzuführen und in seinem inneren Zusammenhang zu erweisen.

Aus der Schellingschen Identitätsphilosophie hatte Hegel wohl die Voraussetzung einer absoluten Identität zwischen Wissen und Sein, Gedanke und Wirklichkeit beibehalten, ohne jedoch diese Identität durch das Medium einer bloßen intellektuellen Anschauung zu betrachten. Vielmehr

ging er, ähnlich wie Fichte in seiner Wissenschaftslehre. auf die Methode der transzendentalen Logik Kants zurück, wonach die allgemeine Form der Entwicklung unserer Gedanken a priori genau übereinstimmen muß. Die Methode bildete für ihn, der Schelling Methodelosigkeit vorwarf, überhaupt den eigentlichen Stolz seines Systems.. Mit der Methode ist auch sein System erklärt.

Alles Werden erscheint als ein solches, welches zugleich ist und nicht ist, was es ist. Indem es ein anderes wird, negiert es sich, und diese immanente Negation, durch welche es sich dauernd erhält, bildet sein Wesen. Sie ist zugleich Form und Ausdruck des Denkens, dessen Lebensäußerungen mit dem Prozeß des Werdens identisch sind. So ist für Hegel die dialektische Methode ein mit dem Prozeß der Sache selbst identischer Prozeß des Denkens, der durch Auflösung jedes Begriffes in sein eigentliches Gegenteil und die dadurch vermittelte Erhebung desselben zu einem reicheren Inhalt sich zum absoluten Wissen fortbildet.

Hieraus sondern sich die einzelnen Teile seines Systems wie von selbst ab. Der erste Teil, die Logik, läßt den Geist entspringen aus dem Nochnichtsein, ihn seines Unterschiedes von Nicht-Geist bewußt und seiner reinen Idee inne werden, gibt also die reine logische Entfaltung des Absoluten als Gedankens, und entwickelt die allem Sein zugrundeliegenden Denkbestimmungen. Die Naturphilosophie, als zweiter Teil, behandelt die Realisierung des Geistes, sein Dasein und Anderssein, seine Verzerrung in Raum und Zeit, welche die reale Welt, die Natur, bildet, und als solche nicht mehr als Produkt des eigenen Ich erscheint, sondern ein selbständiges Sein erlangt. Die Idee aber faßt sich endlich aus ihrer Entfremdung in der Natur wieder zusammen und erscheint im dritten Teil, der Geistesphilosophie, als der konkrete, in Recht, Sitte, Staat, Kunst, Religion und Wissenschaft sich betätigende Geist. Er hört auf, Natur zu sein, und wird Mensch.

Hegels „Wissenschaft der Logik“, die er nach seinem Weggang von Jena (1802) als Rektor des Gymnasiums zu Nürnberg verfaßte, trug ihm einen Ruf nach Heidelberg ein (1812), wo er zum ersten mal in seiner „Enzyklopädie der philisophischen Wissenschaften im Grundriß“ eine geschlossene Darstellung seines Systems erscheinen ließ. Eine eigentliche Schule zog er sich erst auf dem Gipfel seines Ruhmes während seiner Lehrtätigkeit in Berlin, von 1818 ab, heran. Dort starb er am 14. November 1831 an der Cholera.

Unmittelbar zum Gemeingut aller Gebildeten aber ist der innerste Kern der Kantischen Philosophie durch Schiller geworden.

Die „Geschichte des Abfalls der Niederlande“, das Erste, was Schiller auf historischem Gebiete geschrieben, hatte seinen Ruf als Historiker begründet und ihm die Professur in Jena eingetragen. Neben seinen Vorlesungen gab er daselbst eine Reihe kleinerer geschichtlicher Aufsätze („Sendung Mosis“, „Gesetzgebung Lykurgs und Solons“ u. a.)

und als Hauptwerk dieser Zeit die „Geschichte des dreißigjährigen Krieges“ heraus, die trotz einzelner Schwächen der geschichtlichen Auffassung durch Kraft und Plastik der Darstellung zu einem Lieblingsbuch der Nation geworden ist.

Schon in diesen Geschichtswerken tritt der Einfluß des Kantischen Geistes mehrfach zu Tage, wie denn Schiller neben dem Geschichtsstudium sich zu jener Zeit vorzugsweise mit Philosophie beschäftigte und seine dichterische Betätigung zeitweilig vollständig dahinter zurücktreten ließ. Vor allen Dingen war es Kants „Kritik der Urteilskraft“, welche eine tiefgehende Erregung in Schillers ästhetischen Anschauungen hervorbrachte und ihn in befruchtendster Weise anspornte, den Begriff „Schönheit“ tiefer zu erfassen, insbesondere aber die starren Grundgesetze des abstrakten Denkens, die der Königsberger Philosoph ohne jedes praktische Kunstverständnis auch auf Dichtkunst und Geschmack anwandte, in ergänzender und neubelebender Weise zu modifizieren. Für ihn war „Schönheit“ aber nicht eine Sache des Geschmacks, sondern eine Eigenschaft des Gegenstandes selbst, welche als innere Kraft auch die Notwendigkeit der schönen Form in sich trägt und nicht bloß das Gebiet der Kunst, sondern auch das Leben beherrscht.

Schillers erstes ästhetisches Werk „über Anmut und Würde“ ist zum Teil aus einem gewissen Gegensatz zu Kant hervorgegangen, dessen unbeugsamer kategorischer Imperativ, namentlich in der Verwerfung aller sinnlichen Triebe, ihm der Natur, insonderheit der schönen Menschennatur, allzuschroff gegenüberstand und jede Grazie aus dem Leben zu verbannen schien. Auf der Grundlage der vollständigen Unterdrückung alles Sinnlichen kann die Anmut als innere, selbst einen äußerlich verunstalteten Körper verklärende Schönheit nicht erwachsen. Vernunft und Sinnlichkeit, Pflicht und Triebe dürfen nicht im Kampfe, sondern müssen in Einklang miteinander stehen. So entsteht die schöne Seele, die ihren Willen ruhig den freien Trieben überlassen darf, weil diese so gebildet sind, daß sie mit der Pflicht dieselben Wege gehen. Da jedoch diese volle Harmonie des sittlich-sinnlichen Menschen durch das Uebergewicht der Sinnlichkeit nur zu leicht zerstört wird, so muß aus der schönen Seele die moralisch erhabene Seele hervorgehen, um das Uebergewicht des Geistigen über das Sinnliche sicherzustellen. Diese stete Betätigung der sittlichen Kraft macht die Würde des Menschen aus.

In ähnlichen Gedankenkreisen bewegen sich auch Schillers „Briefe über ästhetische Erziehung“, in denen er die Schönheit als Mittel hinstellt, den Naturstaat in den Vernunftstaat umzugestalten. Seine Hauptforderung aber ist und bleibt die ästhetische Erziehung der einzelnen Individuen, die sodann den ästhetischen, sittlich-schönen Staat miteinander bilden, „wo nicht geistlose Nachahmung fremder Sitten, sondern die eigene schöne Natur das Betragen lenkt, wo der Mensch durch die verwickelsten Verhältnisse mit kühner Einfalt und ruhiger Unschuld geht

und weder nötig hat, fremde Freiheit zu kränken, um die seinige zu behaupten, noch seine Würde wegzuwerfen, um Anmut zu zeigen".

Die bedeutendste ästhetische Arbeit Schillers ist seine Untersuchung „über naive und sentimentale Dichtung", durch welche Kunstkritik und Literaturgeschichte eine völlige Umwandlung erfuhren.

„Naiv ist nur das, worin die reine Natur den Sieg über die Kunst davonträgt. Naivetät ist deshalb vor allem ein Kennzeichen der Kindheit des Einzelnen wie der Völker — aber auch des echten Genies, welches nur seinem Triebe folgend das Richtige findet und ruhig durch alle Schlingen des falschen Geschmackes schreitet; es ist schamhaft wie die echte Natur, aber nicht dezent, weil Dezenz (Prüderie) die Verdorbenheit begleitet. Bei den Griechen besonders findet sich diese Naivetät, aber keine Spur von sentimentalischem Interesse, wie es bei uns herrscht: sie empfinden natürlich, wir empfinden höchstens das Natürliche, welches die Naturwidrigkeit unserer Verhältnisse stärker hervortreten läßt. Wenn man nicht mehr Natur sein kann, so sucht man sie: daraus gehen zwei Dichtungsweisen hervor, die naive, wie ein Homer, ein Shakespeare sie befassen, und die sentimentale, welche jetzt in der Zeit entwickelter Kultur die herrschende ist. Zwar ist auch jetzt noch die Natur die einzige Flamme, an welcher der Dichtergeist sich nährt — aber er steht zu ihr in einem anderen Verhältnis. In einfacheren Zuständen wirkt der Mensch als harmonische Einheit und die Nachahmuug des Wirklichen macht den Dichter; im Zustande der Kultur, wo diese Harmonie gestört ist, macht ihn die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideal. Weil aber dieses unerreichbar ist, so kann der kultivierte Mensch überhaupt nicht so vollkommen in seiner Art werden, wie der natürliche. Deshalb kann man, streng betrachtet, alte und moderne, naive und sentimentalische Dichter nicht vergleichen und nicht die Vorzüge des Einen von dem Andern verlangen; der naive Dichter ist unübertrefflich in der Einfalt der Formen und in der Darstellung des Sinnlichen und Körperlichen; der sentimentalische, welcher dieser Vorzüge entbehrt, übertrifft ihn an Reichtum des Stoffes und der Ideen. Daraus ergibt sich auch eine Verschiedenheit der Behandlung für die letztere Art von Poesie: sie kann die Wirklichkeit mit allen ihren Gebrechen als Gegenstand der Abneigung behandeln — und wird im weiteren Sinne des Wortes satirisch; oder kann das Ideal selbst in dessen vollster Schönheit als Gegenstand der Zuneigung erfassen — und wird elegisch. Diese Satire kann sowohl eine pathetische, strafende sein, oder eine scherzhafte; in beiden Fällen zeigt sie den Widerspruch, in welchem die Wirklichkeit zu dem Ideal steht. Die elegische Dichtung zerfällt gleichfalls in zwei Untergattungen: Elegie im engen Sinne, Idylle im weitesten. Die erstere entsteht aus der Trauer über die Unerreichbarkeit des Ideals, die letztere feiert die Erfüllung und Verwirklichung des Ideals: die poetische Darstellung unschuldiger und glücklicher Menschheit ist ihr Stoff. Jedoch nicht so, daß

sie diesen Zustand der vollen Harmonie in der Vergangenheit bei Hirten und Naturvölkern sucht und dadurch als etwas verlorenes hinstellt, sondern ihn in der Zukunft als etwas noch Erreichbares darstellt; die vollendete Kultur kehrt wieder zu der natürlichen Harmonie zurück, aber gibt ihr größere Tiefe — und so wird auch die vollendete sentimentalische Dichtung wieder naiv (Leixner)."

Schillers Aesthetik ist eine der edelsten Früchte der Kantischen Lehre gewesen.

Der Förderung und Popularisierung eben dieser Philosophie diente gleichzeitig die in Jena erscheinende „Allgemeine Literatur-Zeitung". Ihr Begründer und Herausgeber war Christian Gottfried Schütz, (geb. 1747), der unter Semlers überwiegendem Einfluß in Halle Theologie, Philosophie, Geschichte und alte Sprachen studiert und hierauf eine Lehrerstelle an der Ritterakademie zu Brandenburg, später das Amt eines Inspektors am theologischen Seminar zu Halle bekleidet hatte. Aus dieser unbefriedigenden Stellung folgte er 1779 einem Ruf als Professor der Poesie und Beredsamkeit nach Jena. Seine akademische Tätigkeit war nichts weniger als bedeutend. Er las wenig, hatte nur eine geringe Zahl von Hörern und infolgedessen wenig Befriedigung von seinem Lehramt. Auch für seine philologischen Publikationen (Ausgaben des Aeschylos, Xenophon u. a.) galt bei aller grammatikalischen Gründlichkeit das Wort Ritschls: er sei ein Schütz, der immer zielt, aber niemals trifft. Erst die Gründung der Allgemeinen Literaturzeitung erwarb ihm das Ansehen, welches das Schützsche Haus auf eine Reihe von Jahren zu einem Mittelpunkt des geistigen Lebens in Jena machte und Männer wie Goethe, Schiller, Fichte, Humbold, Reinhold, auch Karl August selbst zu angeregtester Geselligkeit vereinigte. Die Redaktion dieser Zeitung hat Schütz von Anfang an (1785) bis in sein hohes Alter geführt und ihr auch von vornherein den Charakter der Opposition gegen jede Art von Autoritätsglauben aufgeprägt. Erst durch persönliche Konflikte mit A. W. von Schlegel, der in den Jahren seines aufsteigenden Ruhmes als Kritiker, Aesthetiker und Literat von 1798—1801 eine außerordentliche Professur in Jena innehatte, änderte sich seine Stellung in einer Weise, daß er gern einem Ruf nach Halle folgte (1803), wo er nach mancherlei Anfechtungen verbittert und vereinsamt am 7. Mai 1832 in traurigem geistigem Verfall sein Ende fand.

Dorthin nahm er auch die Allgemeine Literatur-Zeitung mit, die er nach einer Periode des Niederganges unter dem Drucke der Napoleonischen Zeit zu neuer zeitweiliger Blüte zu bringen verstand.

Diesem Blatte war jedoch nach seinem Weggang von Jena in der von Heinrich Carl Eichstädt neubegründeten „Jenaischen Literatur-Zeitung" eine gefährliche Konkurrenz entstanden. Eichstädt, geboren 1772, seit 1795 außerordentlicher Professor der Philosophie und nach

Walchs Tode Direktor der lateinischen Gesellschaft, die ihm ihre neue Organisation und neues Leben verdankte, war bereits Mitarbeiter an dem Schützschen Blatte gewesen. Die neugegründete Zeitung stand bis 1810 unter seiner Leitung und zeichnete sich durch Gründlichkeit und Gediegenheit der Rezensionen vorteilhaft aus.

Zu neuem Glanze erhob sich die Jenaische Philosophie während der in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts fallenden Lehrtätigkeit Kuno Fischers.

Dieser glänzende Geschichtsschreiber der neueren Philosophie wurde



Prof. Kuno Fischer.
Nach Original im städt. Museum in Jena.

am 23. Juli 1824 zu Sandewalde i. Schl. als Pfarrersohn geboren, besuchte das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Posen von Ostern 1835 bis Ostern 1841 und studierte hierauf in Leipzig und Halle Philosophie, Philologie und Theologie. Nach zweijähriger Tätigkeit als Hauslehrer in Pforzheim und Veröffentlichung einer in platonischem Geiste gehaltenen Schrift „Diotima, die Idee des Schönen" habilitierte er sich im September 1850 in Heidelberg. Seiner mit größtem Erfolg begonnenen, vielversprechenden Lehrtätigkeit wurde jedoch nach dem Erscheinen des ersten Halbbandes seiner „Geschichte der neueren Philosophie" infolge einer Anklage von seiten des Direktors des Heidelberger Predigerseminars, Schenkel, durch das badische Unterrichtsministerium ein ge-

waltsames Ende bereitet. Diese Maßregelung erregte innerhalb der wissenschaftlichen Welt das größte Aufsehen, und diente vornehmlich dazu, den Namen des jungen Gelehrten weithin bekannt zu machen. Eine anderweite Habilitation an der Universität zu Berlin wurde ihm unter dem Ministerium Raumer zunächst zwar versagt, hernachmals aber durch Königliche Kabinettsordre ausdrücklich gestattet. Inzwischen hatte jedoch Fischer einen Ruf nach Jena angenommen, wo er von 1856 ab, zunächst als außerordentlicher Professor, eine glänzende Wirksamkeit entfaltete. Im Oktober 1857 wurde er zum ordentlichen Professor ernannt und als solcher am 21. November in den akademischen Senat eingeführt. Nach sechzehnjähriger ruhmvoller Tätigkeit kehrte er nach Heidelberg zurück, wo er 1907 verstarb.

Sein bereits erwähntes Hauptwerk „Geschichte der neueren Philosophie" behandelt in monographischer Darstellung und durchweg verständlicher Fassung nacheinander die Philosophie der Descartes, Spinoza, Leibniz, Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer und Bacon. Vortrefflich hat es der Verfasser verstanden, das Wesentliche in monumentaler plastischer Form vom Unwesentlichen zu sondern und von den springenden Punkten aus die einzelnen Ideen und Systeme als von sich selbst aus zu entwickeln. Interessant und fruchtbar war seine Kontroverse mit Trendlenburg über Kantsche Philosophie, in welcher das gute Recht wohl nicht ganz unbestritten auf seiner Seite war. In die Zeit seiner Lehrtätigkeit an der Jenenser Hochschule entfallen der Hauptsache nach folgende Schriften: „Selbstbekenntnisse Schillers", „Schiller als Philosoph", „Schiller als Komiker", „J. G. Fichte" (Jubiläumsschrift), „Die beiden Kantschen Schulen in Jena", „Kants Leben und die Grundlage seiner Lehre", „Franz Baco von Verulam", „Lessings Nathan der Weise", insbesondere sein systematisches Werk „Logik und Metaphysik", nach Inhalt und Methode der Hegelschen Schule angehörig.

Von der innigen Genugtuung, mit welcher Fischer seinerzeit das Lehramt in Jena antrat, zeugen seine eignen Worte:

„Es war für mich eine außerordentlich frohe Nachricht, als ich im Herbste 1856 nach Jena berufen wurde. Ich bin augenblicklich dem Rufe gefolgt und nach Jena gegangen, dieser kleinen wunderschön gelegenen Universität. Ein stolzes Gefühl beseelte mich. Hier hatten Reinhold, Fichte, Herbert, Schlegel gelebt, hier hatte Reinhold gelehrt und Schopenhauer promoviert. Ich konnte damals mit vollem Herzen mein Auditorium begrüßen mit den Worten: Vor mir der Tag und hinter mir die Nacht!" —

Auch zu einer Geburts- und Pflegestätte deutsch-nationalen Geistes war die alma mater Jenensis mit Beginn des 19. Jahrhunderts geworden, wo Heinrich Luden (geboren am 10. April 1780 zu Lockstedt bei Bremen) das wissenschaftliche und studentische Leben mit glühender Vaterlandsliebe zu durchdringen verstand.

Der temperamentvolle Historiker, der von Haus aus übrigens zu einem praktischen Beruf bestimmt war, hatte zunächst in Göttingen Theologie studiert und bereits die Kandidatenprüfung abgelegt, ehe er sich dem Studium der Philosophie, Philologie und namentlich der Geschichte als eigentlicher Lebensaufgabe widmete.

Die erste Frucht seiner historischen Studien war eine Biographie des Thomasius, der er in kurzer Zeit ein solche des Hugo Grotius, sowie William Temples folgen ließ. Die Universität Jena, die ihm bereits im Jahre 1805 den Doktortitel verliehen hatte, berief ihn 1806 auf Veranlassung Eichstädts und unter Fürsprache Goethes als außerordentlichen Professor der Philosophie. Bei seiner Uebersiedlung dahin fand er die bereits hergerichtete Wohnung von den Franzosen ausgeplündert, Bibliothek und Manuskripte zerstört oder verschwunden, sodaß er sich der Früchte jahrelangen Fleißes zum größten Teil beraubt sah. Gleichwohl nahm er mit ungebrochenem Mute seine Lehrtätigkeit auf, die sich alsbald in der glücklichsten Weise entwickelte. Neben „allgemeiner Welthistorie" las er zunächst noch Logik, Metaphysik und Aesthetik, und im Jahre 1808 zum erstenmal „Geschichte der Teutschen", mißtrauisch beobachtet von der in Jena stationierten französischen Kommandantur, die es sogar nötig fand, vor seinem Auditorium einen Wachposten aufzustellen.

Hiermit hatte Luden seinen Weg gefunden und sich ein eigenes Ziel, die Erweckung eines selbstbewußten und selbsttätigen Patriotismus durch Förderung der vaterländischen Geschichte und Pflege des politischen Geistes gesteckt. Nachdem ihm (1810) der durch den Tod Heinrichs erledigte Lehrstuhl der Geschichte definitiv übertragen worden war, gab er im Jahre 1811 den ersten Teil eines — übrigens unvollendet gebliebenen — „Handbuchs der Staatsweisheit oder Politik" heraus, in welchem er, unter konservativen und staatssozialistischen Gesichtspunkten, die Politik als vorwiegend historische Wissenschaft behandelte. Eine umfassendere geschichtliche Arbeit war seine „Allgemeine Geschichte der Völker und Staaten". Die von ihm gegründete „Nemesis, Zeitschrift für Geschichte und Politik", sowohl gegen Napoleon, als auf die politische Entwicklung Deutschlands gerichtet, ging nach einem Konflikt mit Kotzebue wieder ein. Einem späteren breit angelegten Werke „Geschichte des deutschen Volkes" blieb leider der erwartete Erfolg versagt, so daß es nach Erscheinen des 12. Bandes, der das dreizehnte Jahrhundert behandelt, unvollendet liegen blieb.

Viel mehr, als auf literarischem Wege, hat Luden in seiner Lehrtätigkeit durch die hinreißende Glut seiner durch und durch patriotischen Persönlichkeit zur Erweckung und Belebung vaterländischen Geistes innerhalb der Studentenschaft beigetragen. Bei Ausbruch des Freiheitskrieges hatte er die Absicht, selbst mit zu Felde zu ziehen, bis er sich nach langem Widerstreben durch den ihm befreundeten General von Grolmann

davon überzeugen ließ, daß er in seiner Eigenschaft als Lehrer und Schriftsteller an seinem Teile der Sache des Vaterlandes noch wirksamer, als mit der Waffe, dienen könne.

In der Zeit von 1823—1832 gehörte Luden als Abgesandter der Universität Jena dem Weimarischen Landtag an. Nachdem er 1845 von seiner Lehrtätigkeit zurückgetreten war, starb er am 23. Mai 1847.

Unter seinen Nachfolgern auf dem Lehrstuhl der Geschichte ist als einer der namhaftesten Historiker und Politiker Johann Gustav Droysen



J. G. Droysen.
Nach Original im städt. Museum in Jena.

zu nennen. Am 6. Juli 1808 zu Treptow in Pommern geboren, auf dem Stettiner Gymnasium und der Universität Berlin vorgebildet, habilitierte er sich daselbst im Jahre 1833 und folgte sieben Jahre später einem Ruf nach Kiel. Hier nahm er an der Bewegung für die deutsche Sache in den Herzogtümern eifrig Anteil und verfaßte u. a. die sogenannte Kieler Adresse. Später schrieb er in Gemeinschaft mit Samwer die „Aktenmäßige Geschichte der dänischen Politik". Die nach den Kopenhagener Umwälzungen im März 1848 errichtete provisorische Regierung zu Kiel entsandte ihn als Vertrauensmann an den Bundestag in Frankfurt, um dessen Schutz anzurufen. Auch an der Nationalversammlung nahm er als Abgeordneter eines Schleswig-Holsteinischen Bezirkes und Anhänger der erbkaiserlichen konstitutionellen Partei teil.

Im Jahre 1851 nahm er die ihm angebotene Professur der Geschichte in Jena an, wo er sich, in erster Linie durch Gründung des historischen Seminars, um die Förderung des Geschichtsstudiums hohe Verdienste erwarb. Nach achtjähriger Wirksamkeit ging er nach Berlin.

Eine ungewöhnliche Vielseitigkeit des Wissens, gepaart mit steigender Arbeitskraft und souveräner Formgewandtheit kam in seiner Lehrtätigkeit nicht minder, als auch in seinen literarischen Publikationen zum glänzenden Ausdruck. Nachdem er bereits durch zahlreiche Arbeiten auf dem Gebiet der alten Geschichte („Geschichte Alexanders des Großen" „Geschichte des Hellenismus" u. a.) seinen Ruhm begründet hatte, wandte er sich vornehmlich der neuen Geschichte zu. Sein Hauptwerk ist die in Jena begonnene, bis zum Jahre 1756 durchgeführte „Geschichte der Preußischen Politik", eine umfassend veranlagte, auf autoritativen, zum Teil noch unbenutzten archivalischen Materialien beruhenden Darstellung der Entwicklung Preußens. Kleinere Arbeiten sind in den „Abhandlungen zur neueren Geschichte" und den „kleinen Schriften zur alten Geschichte" zusammengefaßt. Auch schrieb er eine „Geschichte der Historik".

Die Sprachwissenschaft war in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vornehmlich durch Carl Wilhelm Göttling in hervorragender Weise vertreten. Er war im Jahre 1793 in Jena selbst geboren, hatte ebenda studiert und in dem Corps der freiwilligen Weimarschen Jäger die Freiheitskriege mitgemacht. Nach seiner Rückkehr war er eine Zeitlang an den Gymnasien zu Rudolstadt und Neuwied als Professor bezw. Direktor tätig, bis ihm 1826 in seiner Heimatstadt eine Stellung als außerordentlicher Professor der Philologie und Universitätsbibliothekar übertragen wurde. Mit Eichstädt und Hand teilte er sich in die Leitung des philologischen Seminars, unternahm ausgedehnte Studienreisen nach Italien und Griechenland und starb am 26. Januar 1869 als Geheimer Hofrat.

Göttling war zu seiner Zeit der eigentliche Mittelpunkt des geistigen Lebens der Universität, die in ihm ihre schönste Zierde sah. Durch seine Tätigkeit, welche alle wichtigen Zweige der klassischen Altertumswissenschaft umfaßte, nahm das philologische Studium einen neuen Aufschwung. Seinem Namen hat er vor allen Dingen durch Gründung des archäologischen Museums ein bleibendes Andenken gesichert. Das umfassende Wissen des berühmten Philologen samt seiner klaren, lebendigen Auffassung des Altertums kam vornehmlich in seinen Schriften („gesammelte Abhandlungen aus dem klassischen Altertum", „Lehre vom Accent der griechischen Sprache", „Geschichte der Römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zu Cäsar 700") zu bedeutsamer Geltung. Auch durch Herausgabe der Gedichte des Hesiod, der Politik und Oekonomik des Aristoteles, sowie durch zahlreiche Beiträge zur Kritik und Erklärung des Sophokles, Aristophanes, Kallimachus und Horaz hat Göttling sich namhafte Verdienste erworben.

Eine der bedeutungsvollsten, bahnbrechenden Autoritäten auf dem Gebiet der indogermanischen Sprachvergleichung war August Schleicher.

Seine Heimat war Sonneberg in Sachsen-Meiningen, woselbst er im Jahre 1821 geboren ward. Auf dem Coburger Gymnasium erhielt er seine erste Bildung. Das ursprünglich erwählte Studium der Theologie, dessen er sich zunächst in Leipzig und Tübingen befleißigte, trat hinter dem mächtig rege gewordenen Interesse für Hegelsche Philosophie und semitische Sprachen, Sanskrit und Persisch immer mehr zurück. Schließlich kehrte der in jenen unseligen Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen Hineingetriebene der Theologie ganz und gar den Rücken, um sich in Bonn mit desto intensiverem Eifer den philosophischen Disziplinen in persönlichem Anschluß an Welker, Ritschl, Lassen und Gildemeister hinzugeben. Seine am gleichen Orte eröffnete Lehrtätigkeit begann er mit einer im Geiste Hegels gehaltenen Antrittsvorlesung über den „Wert der Sprachvergleichung".

Folgende Ideen standen ihm von vornherein dogmatisch fest:

„Die Philologie gehört wesentlich der Geschichte an. Ihr gegenüber steht die Linguistik. Diese hat die Sprache als solche zum Objekt und sie hat direkt mit dem geschäftlichen Leben der Völker nichts zu schaffen, sie bildet einen Teil der Naturgeschichte des Menschen. — Die Beschaffenheit der Sprache liegt außerhalb der Willensbestimmung des Einzelnen, ist unabänderlichen, natürlichen Gesetzen unterworfen, gehört also nicht in das Gebiet des freien Geistes, sondern in jenes der Natur. Demzufolge ist auch die Methode der Linguistik von der aller Geschichtswissenschaften total verschieden und schließt sich wesentlich der Methode der übrigen Naturwissenschaften an. — Die schon mehr von Denken und Wollen der Einzelnen abhängige Syntax neigt mehr auf die Seite der Philologie. Letzterer gehört ganz an der Stil, die von der freien Willensbestimmung des Einzelnen abhängige Schreibweise."

Schleicher kommt hiernach zu dem Schluß, daß die Sprachwissenschaft zu den Naturwissenschaften gehört. Humbolds Einteilung in isolierende, agglutinierende, flektierende Sprachen sucht er als seine eigene dialektisch zu begründen. Wenn auch in historischer Zeit keine dieser Sprachkategorien in eine andere übergehen konnte, so ist dennoch in vorhistorischer Zeit das Indogermanische von einer Stufe zur anderen vorgeschritten. Sonach fällt die Entwicklung der Sprache in aufsteigender Linie in die vorhistorische Zeit, während die Sprachgeschichte der historischen Periode als eine Geschichte des Verfalls infolge der Knechtung durch den Geist erscheint.

Ein längerer Aufenthalt in Böhmen bot Schleicher die Veranlassung zum eingehenden Studium der slavischen und littauischen Sprachen, sowie zur Uebernahme einer Professur an der Universität zu Prag (1850). Hier erschien seine „Formenlehre der kirchenslavischen Sprache", der nach mühseligen Vorarbeiten das „Handbuch der littau-

ischen Sprache" folgte. Auch gab er in Gemeinschaft mit Adalbert Kühn die „Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung auf dem Gebiet der arischen, celtischen nnd slavischen Sprachen" heraus.

Nur zu bald aber war Schleichers Stellung in Prag infolge persönlicher, politischer und konfessioneller Differenzen, sowie durch die fortgesetzten Schikanen des erzbischöflichen Hochschulregimentes, das ihn sogar wegen hochverräterischer Umtriebe in Anklagezustand versetzte, in einer Weise unhaltbar geworden, daß er gelegentlich eines Briefwechsels mit dem Kurator der Universität Jena, Seebeck, diesem seine Dienste anbot die mit Freuden akzeptiert wurden. Im Jahre 1857 siedelte er als Honorarprofessor dorthin über.

Nunmehr wandte er seine intensivste Tätigkeit dem Studium der germanischen Sprachen zu.

Sein bedeutendstes Werk aus dieser Schaffensperiode „Kompendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen" bezeichnet die Eröffnung einer neuen, streng geschichtlichen Epoche der vergleichenden Sprachwissenschaft. Die bisher lediglich ethymologisch behandelte Sprachentwicklung wurde hiernach in einen historischen Prozeß umgesetzt, die Ursprache als solche rekonstruiert und aus ihr durch einzelne gleichfalls neuerschlossene Mittelstufen die Einzelsprache hergeleitet. Auch entwarf Schleicher die erste vergleichende Lautlehre der indogermanischen Sprachen und brachte mit glänzendem Organisationstalent den kritisch gesichteten philologischen Besitzstand in ein geschlossenes, historisch entwickeltes System. Nächst Bopp, dem Begründer, hat niemand in solchem Maße wie Schleicher der vergleichenden Sprachwissenschaft die Spuren seines Geistes aufgeprägt. Er starb am 6. Dezember 1868.

Als Träger einer mehrere Menschenalter langen ruhmreichen Tradition wandelte noch unter dem lebenden Geschlecht der langjährige Nestor der philosophischen Fakultät und verdienstvolle Orientalist Joh. Gustav Stickel, der am 18. Juli 1805 in Eisenach geboren, das 60-jährige Jubiläum seiner am 4. Juli 1832 erfolgten theologischen Promotion, der letzten, die überhaupt gehalten wurde, um mehr als drei Jahre überleben durfte. Seine Studien hatte er bei Hoffmann in Jena und dem um die arabische Grammatik und Literatur hochverdienten de Sacy in Paris gemacht. Von 1830 an bis zu seinem Lebensende hat er sodann seine unschätzbare und ungebrochene Kraft in den Dienst der alma mater Jenensis gestellt.

Die wissenschaftliche Bedeutung Stickels beruht vornehmlich in seiner eigenartigen Wurzelwörtertheorie. Zugleich war ihm als hervorragendem Numismatiker die Aufsicht über das orientalische Münzkabinett übertragen, das ihm hauptsächlich seine Berühmtheit zu verdanken hat. Auch das orientalische Seminar ist seine Schöpfung. Noch im 91. Lebensjahre hat er Vorlesungen gehalten und sich die aufrechte Haltung des Körpers wie des Geistes gewahrt. Es war der weihevollste Augenblick

seines Alters, als er am 31. Juli 1892 dem Begründer des neuen Deutschen Reiches, Bismarck, bei dessen Besuch in Jena als der einzig noch lebende entgegentreten durfte, der nicht bloß mit Goethe in persönlichem Verkehr gestanden, sondern noch den ersten Napoleon von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte. Eine Venenthrombose mit nachfolgender Lungenarterienembolie raffte ihn nach kurzem Krankenlager,



Stoy Denkmal.

auf welchem er noch die Schriftzeichen verschiedener ihm zugesandter alter Münzen zu entziffern sich bemühte, hinweg.

Als langjähriger Zeit- und Amtsgenosse Stickels nahm Karl Volkmar Stoy (geb. 1815 zu Pegau i. S.) auf dem Gebiete der wissenschaftlichen und angewandten Pädagogik eine hochbedeutsame Stellung ein. Selbst ein persönlicher Schüler Herbarts, dem er während seiner Studienzeit in Göttingen nahe getreten war, hat er es, wohl als Einziger, unternommen und verstanden, dessen pädagogische Grundsätze in einem größeren Schulorganismus zu konsequenter Durchführung zu bringen. Das von ihm nach seiner Habilitation im Jahre 1843 in

Jena errichtete Knabenerziehungsinstitut war auf der didaktischen Aufeinanderfolge der drei Unterrichtsformen: 1) Darstellung von Anschauungen, 2) genaue Gliederung des Mannigfaltigen, 3) Zusammenfassung des Einzelnen, methodisch aufgebaut. Stoys wirksamste und glücklichste Schöpfung aber war das von ihm im folgenden Jahr begründete pädagogische Seminar nebst der ihm angegliederten Uebungsschule, die Stoy selbst im Jahre 1858 als „Johann-Friedrich-Schule“ erbaut hatte. Der theoretisch-praktische Unterichtsgang der Seminaristen gliederte sich in ein Pädagogikum für allgemeine pädagogische, didaktische und philosophische Fragen, ein Scholastikum für die Aufgaben des Schuldienstes und der Individualpädagogik, ein Praktikum in den Schulklassen der Uebungsschule und ein Kritikum zur Besprechung und Würdigung der praktischen Leistungen.

Mangelndes Entgegenkommen veranlaßte Stoy zu einem zeitweiligen Weggang von Jena, während dessen er u. a. die Leitung eines Seminars zu Bielitz in Oesterreich übernahm. Schließlich aber trieb es ihn (1864) wieder nach Jena zurück, wo das seither verwaiste pädagogische Seminar alsbald wieder zu neuer Blüte sich erhob und auch in dem von Stoys Sohne Heinrich begründeten Knabenerziehungsinstitut der Name der Stoyschen Schule wieder auflebte.

Er starb am 23. Januar 1885. —

Unter den hervorragenden Vertretern der mathematisch-naturwissenschaftlichen Abteilung steht an der Schwelle des 19. Jahrhunderts vor allen andern der Chemiker Johann Wolfgang Döbereiner.

Er war am 13. Dezember 1780 zu Hof in Bayern geboren. Da er ursprünglich für den landwirtschaftlichen Beruf bestimmt war, hatte er nur eine dürftige Schulbildung genossen, ehe er sich in Münchberg, Karlsruhe und Straßburg mit der seinen Neigungen entsprechenden pharmazeutischen Praxis beschäftigte. Seine umfassenden botanischen, mineralogischen, chemischen, auch sprachlichen und philosophischen Kenntnisse hat er sich zum großen Teil als Autodidakt erworben. Nachdem er zuvor noch auf Veranlassung seiner Familie ein Drogengeschäft betrieben hatte, wurde ihm im Oktober 1810 eine Professur zu Jena übertragen, die er trotz zahlreicher lockender Anträge von anderwärts bis zu seinem Tode im Jahre 1849 innebehielt.

Unter seinen zahlreichen Entdeckungen hat sonderlich die der Entzündlichkeit des Platins und deren praktische Ausnutzung in der Konstruktion der ehedem vielgebrauchten Platinfeuerzeuge seinen Namen zu einem weitbekannten gemacht. Außerdem hat Döbereiner die wichtige, noch heute giltige Erklärung für die Entstehung des Essigs aus Weingeist gegeben und die Entstehung der Ameisensäure bei Oxydation organischer Substanzen nachgewiesen. Auch war er der Begründer jener zu größter Bedeutung gelangten Untersuchungen, welche die Erforschung der chemischen Konstitution der Substanzen zur Aufgabe haben.

Goethe, der den verdienstvollen Gelehrten und Praktiker gebührend zu schätzen wußte, stand mit ihm in regem geschäftlichen und wissenschaftlichen Verkehr. Schließlich starb Döbereiner als Opfer seiner Wissenschaft an einer krebsartigen Affektion des Schlundes, die er sich dadurch zugezogen hatte, daß er bei chemischen Untersuchungen sein Geschmacksorgan als Reagens zu benutzen pflegte.

In fruchtbarster Weise verstand es **Friedrich Gottlob Schulze**,



Denkmal des Friedrich Gottlieb Schulze.

geboren 1795 zu Obergävernitz bei Meißen, die einschlägigen philosophischen und naturwissenschaftlichen Disziplinen für die deutsche **Landwirtschaft** nutzbar zu machen.

Da er bereits als Knabe große Neigung für den Landbau zeigte, hatte er sich auf den väterlichen Landgütern Obergävernitz und Görisch nicht minder als auf den Universitäten zu Leipzig und Jena eine gediegene praktische und wissenschaftliche Bildung zu eigen gemacht, so daß ihm im Jahre 1807 die Stelle eines Oberverwalters der Großherzoglichen Kammergüter übertragen wurde. Da es ihn jedoch vielmehr zu einer wissenschaftlichen Betätigung seiner reformatorischen Ideen trieb, habilitierte

er sich im November 1820 bei der Universität Jena mit der Dissertation: **De aratri Romani forma et compositione.**

Aus seinen fortgesetzten philosophischen Studien erwuchs ihm schließlich mit Anwendung der induktiven und kombinierenden Methode ein neues Lehrsystem. In seiner Schrift „Ueber Wesen und Studium der Wirtschafts- und Kameralwissenschaften" charakterisiert er die Landwirtschaftslehre einerseits als historisch zu behandelnde Wahrnehmungswissenschaft, anderseits als eine auf Grund der Lehren über das Wesen der äußeren Natur wie über das Wesen des Menschen zu entwickelnde Erfahrungswissenschaft. Diese Scheidung der Grundwissenschaften, mit entsprechender Beachtung der Volkswirtschaftslehre und der philosophischen Begründung der letzteren mit Rücksicht auf die psychologischen bezw. ethischen Seiten der menschlichen Tätigkeit waren die Hauptstützpunkte für die reformatorische Bedeutung des Schulzeschen Systems.

Unter seiner Leitung entstand im Jahre 1825 das landwirtschaftliche Institut, das jedoch erst nach einer vorübergehenden Abwesenheit seines Begründers, der infolge mehrfacher Unstimmigkeiten von Jena weggegangen war und und die Einrichtung eines der Universität Greifswald angegliederten landwirtschaftlichen Instituts zu Eldena übernommen hatte, mit dessen Rückkehr nach Jena im Jahre 1839 einen kraftvollen Aufschwung nahm.

Auch auf eine Popularisierung seines Systems für den eigentlichen Bauernstand nahm Schulze durch Errichtung einer Ackerbauschule in Zwätzen weisen Bedacht.

Seiner umfassenden literarischen Tätigkeit verdanken wir als hervorragendstes Werk das „Lehrbuch der Nationalökonomie", in welchem der Verfasser die volkswirtschaftlichen Erscheinungen nicht nur empirisch, sondern auch philosophisch und historisch zu begründen suchte. Der Gesamtinhalt seiner Landwirtschaftslehre wurde nach seinem im Jahre 1860 erfolgten Tode in einem „Lehrbuch der Landwirtschaftslehre nach Schulzes System" von dankbaren Schülern zusammengestellt.

Zu diesen gehörte in erster Linie Christian Eduard Langethal, geboren 1806 zu Erfurt, der von Jena aus, wo er unter Schulze Naturwissenschaft und Kameralia studierte, zunächst seinen Lehrer nach Eldena begleitet hatte, um hierauf vom August 1839 ab in Jena als Professor der Botanik, insbesondere für Pflanzenphysiologie und landwirtschaftliche Pflanzenkunde in fruchtbringendster Weise tätig zu sein. Die wissenschaftliche Bedeutung Langethals beruht vornehmlich in einer Bearbeitung der Botanik in ihrer Beziehung zur Landwirtschaft. Seine literarischen Publikationen („Beschreibung der Kulturgewächse Deutschlands", „Handbuch der landwirtschaftlichen Pflanzenkunde" u. a.) gipfeln in seiner einzig dastehenden „Geschichte der deutschen Landwirtschaft".

Im gleichen Jahre wie der Ebengenannte, wurde Matthias Jacob Schleiden, der Begründer der Zellenlehre, zum außerordentlichen

Professor der Philosophie ernannt. Als Sohn eines Hamburger Arztes im Jahre 1804 geboren, hatte er sich zunächst der Jurisprudenz gewidmet und nach abgeschlossenem Studium die advokatorische Praxis angetreten, die ihn jedoch so wenig befriedigte, daß das niederdrückende Bewußtsein eines verfehlten Lebens sich bis zu einem Selbstmordversuch steigerte. Nun erst fand er in dem Studium der Naturwissenschaften, insbesondere der Physiologie und Botanik, ein seinen persönlichen Neigungen adäquates Schaffensgebiet, dem er, namentlich unter dem aufmunternden Einfluß Alexander von Humbolds, eine intensive Tätigkeit widmete.

Epochemachend für die Entwicklung der Botanischen Wissenschaft wurde das Erscheinen seines Lehrbuchs: „Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik." Hier wurde zum erstenmal auf das Ziel der Botanik als einer induktiven Wissenschaft hingewiesen, die sich nicht bloß damit begnügen dürfe, die Pflanzenformen als fertige Gebilde hinzunehmen, sondern vor allen Dingen deren Entwicklungsgang nachzuweisen habe. Damit erst ward der Botanik eine würdige Stellung innerhalb der modernen Naturwissenschaft angewiesen. Von besonderer Bedeutung war Schleidens Theorie von „Blüte und Frucht", sowie seine entschiedene Betonung der Embryologie.

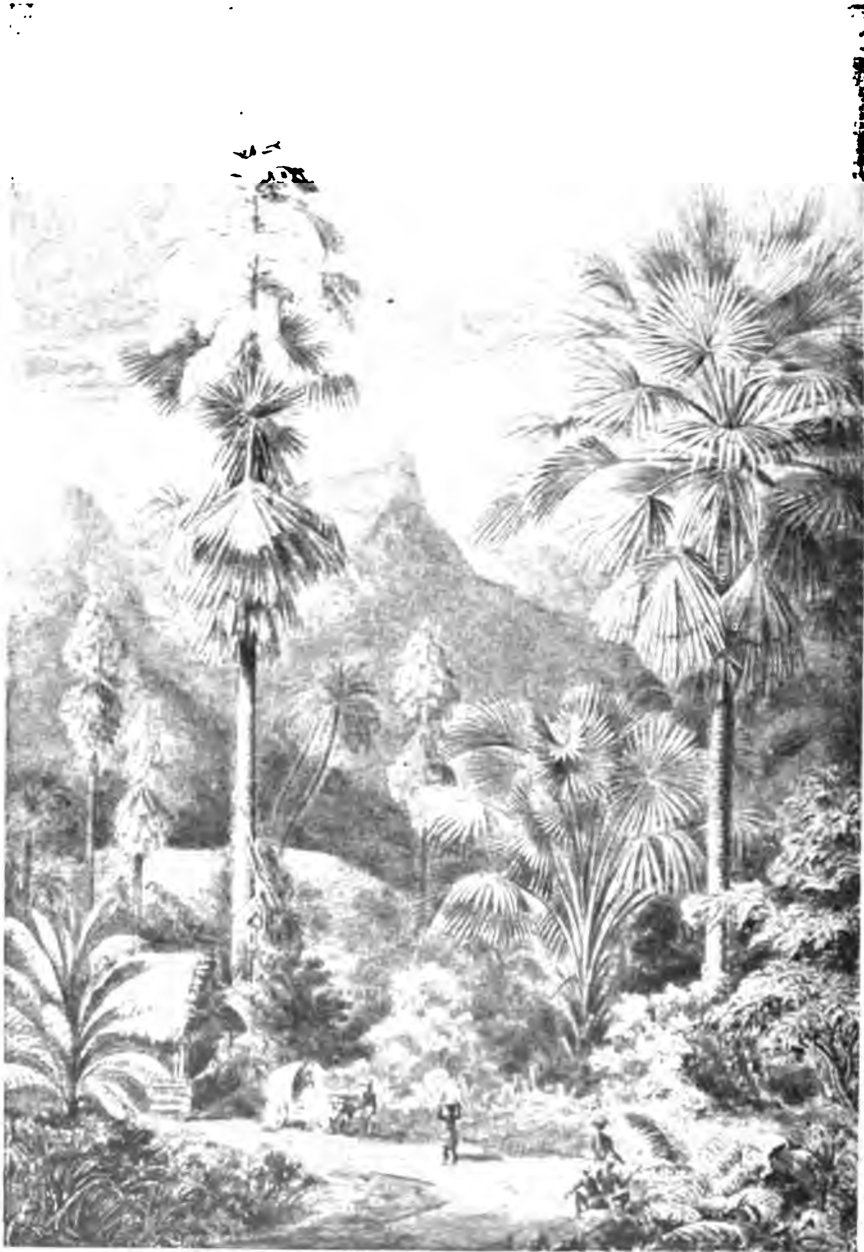
In seinen „Beiträgen zur Phytogenesis" aber entwickelte er als neue Theorie die „freie Zellbildung", welche er als das allgemeinste Bildungsgesetz des vegetabilischen Zellgewebes, wenigstens bei den Phanerogamen, hinstellte, wonach die neuen Zellen aus den Kernkörperchen des schleimigen Inhalts der alten Zellen entstehen. Nicht minderes Aufsehen erregte auch seine, allerdings bald widerlegte, Theorie von den sexuellen Vorgängen bei den Phanerogamen.

Peinlich und störend berührt in allen seinen Schriften, namentlich in seiner Polemik gegen Justus von Liebig, ein gereizter Ton, der ihm mancherlei Anfechtung eintrug und schließlich zur Veranlassung wurde, daß er seine Lehrtätigkeit im Jahre 1862 aufgab. Nach einem unsteten Wanderleben als Privatgelehrter in Dresden, Dorpat (wo er kurze Zeit noch einmal als Professor wirkte), Darmstadt und Wiesbaden ist er schließlich im Jahre 1882 in Frankfurt a. M. verstorben.

Einen glanzvollen Vertreter fand das Lehrfach der Physik und Astronomie seit 1863 in Ernst Abbe (geb. am 23. Januar 1840 in Eisenach). Von ihm ging eine Reform der gesamten angewandten Optik aus. Mit Hilfe des von ihm konstruierten Kondensators löste er das Problem der homogenen Immersion, das zumal für die Bakteriologie von höchster Bedeutung wurde, schuf neue Methoden zur experimentellen Bestimmung der Brennweite der Linsen, konstruierte das Refraktometer und gab neue Grundlagen über die Bedingungen des Aplanats, die mikroskopische Bilderzeugung u. a. m.

Die einzigartige Bedeutung Abbes wurzelt in seiner Verbindung mit den weltbekannten Zeiß-Werken und dem glastechnischen Labo-

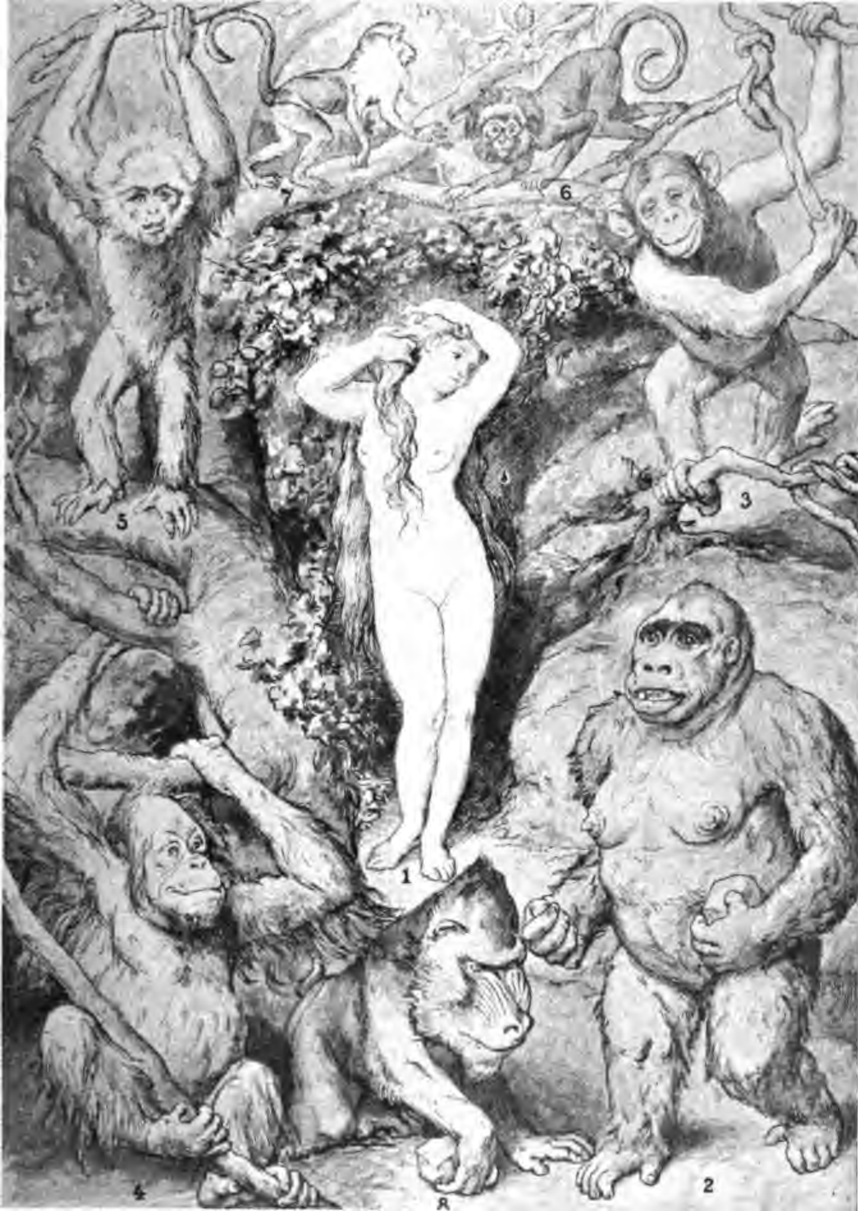
ratorium von Schott und Genossen, in denen unter seiner Leitung die Herstellung völlig neuer Glassorten gelang, die in viel höherem Maße



Ein Skizzenblatt aus E. Haeckels Wanderbildern.

als die bisherigen bei gleichen mittleren Brechungsquotienten verschieden große Dispersion besitzen und völlig neue Wege für die Herstellung von

Mikroskoplinsen, astronomischen Linsen und photographischen Objektiven gangbar gemacht wurden, denen mittelbar eine lange bedeutungsvolle




Apotheose des Entwicklungsgedankens (die Menschengestalt von Gabriel Max).

Reihe von Entdeckungen auf medizinisch-naturwissenschaftlichem Gebiet zu danken ist.

Dieses industrielle Riesenunternehmen, das zugleich in seiner kon-

stitutionellen Organisation zu einem neuartigen, auf sozialistischen Prinzipien beruhenden Arbeits- und Arbeiterstaat ausgestaltet wurde, ist nach Zeiß' Tode von Abbe in den Besitz der Carl Zeiß-Stiftung gestellt und fortan für die Blüte der Universität in opferwilligster Weise nutzbar gemacht worden.



Ernst Haeckel.

Zu einer universellen Pflegestätte der Biologie und gleichzeitig zum Ausgangspunkt einer neuen — allerdings nichts weniger als unbestrittenen und unbestreitbaren — Weltanschauung wurde die alma mater Jenensis durch den weltbekannten Vorkämpfer des Darwinismus Ernst Haeckel erhoben.

Der große Zoologe, geboren am 10. Februar 1834 in Potsdam, ist seit 1861 als akademischer Lehrer in Jena tätig. Sein erstes wissenschaftliches Glaubensbekenntnis legte er in der 1866 erschienenen „generellen Morphologie der Organismen“ nieder, in welcher er Darwins Lehre zu einem wissenschaftlichen System ausbaute und sowohl durch Würdigung der untersten Lebewesen, als auch durch Einbeziehung des Menschen in das System bahnbrechend wirkte. Seine wichtigste Theorie, das sog. „Biogenetische Grundgesetz“, ist die der durchgreifenden Bedeutung der Entwicklungsgeschichte des Einzelwesens für den Nachweis seiner Stammesgeschichte, die sich summarisch in jener wiederholt. Jedes Lebewesen, sei es Pflanze oder Tier, gibt in seiner Einzelentwicklung (Ontogenie) eine kurze Wiederholung der Stammesgeschichte (Phylogenie) zuerst also das Aussehen seiner ältesten und sodann immer jüngeren Ahnen wieder, bis es zuletzt die höchste Stufe erreicht hat.


Prof. Delbrück.

Haeckel ist der Meister der kühnen und kühnsten Hypothesen, die er in spekulativer Deduktion weniger auf wissenschaftlichem Beweismaterial, als auf logischen Schlüssen aufbaut. Solcherart hat er in seinen „Welträtseln“ das Programm einer neuen Weltanschauung entwickelt, die unter schroffem Ausschluß aller teleologischen Betrachtungsweise lediglich kausale Zusammenhänge anerkennt, die Idee einer persönlichen Unsterblichkeit und sittlichen Weltordnung a limine abweist und den Menschen zu einer selbstlosen Hingabe an das Schöne, Gute, Wahre der natürlichen Welt erziehen will.


Prof. Eucken.

Haeckels Hauptwerke sind außer den bereits genannten seine „Natürliche Schöpfungsgeschichte“, die „Anthropogenie, Entwicklungsgeschichte des Menschen“, „Die heutige Entwicklungslehre im Verhältnis zur Gesamtwissenschaft“ und das Prachtwerk „Kunstformen der Natur“.

Nirgend anders, als in Jena, konnte Haeckels freimütige Eigenart sich innerhalb eines akademischen Organismus so ungehindert ausleben. In dankbarer Anerkennung dessen schrieb er im Jahre 1866 an Gegenbaur:

„Du warst es, der mich vor sechs Jahren veranlaßte, meine akademische Laufbahn in unserm geliebten Jena zu beginnen, an der Thüringer Universität im Herzen Deutschlands, welche seit drei Jahrhunderten als das pulsierende Herz deutscher Geistesfreiheit und deutschen Geisteskampfes nach allen Richtungen ihre lebendigen Schwingungen fortgepflanzt hat. An dieser Pflanzschule deutscher Philosophie und deutscher Naturwissenschaft, unter dem Schutze eines freien Staatswesens, dessen fürstliche Regenten jederzeit dem freien Worte eine Zufluchtstätte gewährt und ihren Namen mit der Reformationsbewegung, wie mit der Blütezeit der deutschen Poesie untrennbar verflochten haben, konnte ich mit dir vereint wirken." —



Prof. Liebmann.

Neben Haeckel sind in gegenwärtiger Zeit als ordentliche Professoren der philosophischen Fakultät Berthold Delbrück für Sanskrit und vergleichende Sprachkunde, Rudolf Eucken für Philosophie, Joh. Thomae für Mathematik, Otto Liebmann für Philosophie, Georg Götz für klassische Philologie und Beredsamkeit, Ernst Stahl für Botanik, Julius Pierstorff für Staatswissenschaften, Adolf Winkelmann für Physik, Rudolf Hirzel für klassische Philologie, Ludwig Knorr für Chemie, Gottlob Linck für Mineralogie und Geologie, Wilhelm Cloëtta für romanische Philologie, Viktor Michels für deutsche Philologie und Literatur, Carl Vollers für orientalische Philologie, Wilhelm Edler für Landwirtschaft, Alexander Cartellieri für Geschichte, Robert Haußner für Mathematik und Walter Judeich für alte Geschichte im Amte.



Prof. Knorr.

Reich, überreich ist der Born edlen Wissens seit 350 Jahren in Jena geflossen. So quillt er noch heute in belebender Frische.

Und noch etwas anderes hat den alten Musensitz am Saalestrand von jeher zu einer gefeierten Hochburg für die deutsche studierende Jugend gemacht: Es ist der romantische Zauber, der das Jenenser Studentenleben bis heutigen Tages umkleidet und zu einer Welt von lächelnder, lockender Eigenart gestaltet.

Ihm sei ein besonderes Blatt gewidmet.

Vivat membrum quodlibet!

## Der Jenenser Studio bis zum Ende des 18. Jahrhunderts.

Alt-Jena ist von jeher eine Hochburg der akademischen Freiheit gewesen. Zu einer Zeit, wo auf anderen deutschen Universitäten noch der klosterartige Zwang des mittelalterlichen Bursen- und Kollegienwesens in vollem Maße aufrechterhalten wurde, erstand das collegium provinciale zu Jena als eines der ersten Institute, dessen akademische Bürgerschaft eine Organisation auf durchaus freiheitlicher und selbstherrlicher Grundlage bildete. Wir haben bereits an anderer Stelle erfahren, wie in den von Johann Friedrich dem Mittlern und Johann Wilhelm am 16. Juni 1548 erlassenen Statuten der neuen Schule den Jenenser Akademikern ein eigener Gerichtsstand verliehen und das Kollegiengebäude zu einer Freistatt gemacht wurde, an deren Schwelle die bürgerliche, städtische Gerichtsbarkeit aufhörte. Diese liberale Institution hatte nebst der von den fürstlichen Stiftern garantierten Lehrfreiheit auch bei der Umwandlung des akademischen Gymnasiums in eine Universität die kaiserliche Bestätigung erhalten.

Selbstverständlich trug die solchergestalt angestammte libertas academica Jenensis sehr viel dazu bei, daß die neugegründete Hochschule aus allen Teilen Deutschlands einen gewaltigen Zulauf erhielt. Leider artete sie jedoch nur zu bald in einen recht unerquicklichen Libertinismus aus, der uns zumal aus dem ersten Jahrhundert des Jenenser Studentenlebens durchaus keine erfreulichen Bilder gewinnen läßt.

Das anfänglich vortreffliche Einvernehmen, in welchem Bürgerschaft und Studentenschaft standen, hielt nicht lange vor. In immer größerem Maße mehrten sich die Klagen der Bürger über allerlei Unbill von seiten der Studiosen, die sich störend zu Hochzeiten und Familienfesten beidrängten, auch auf Markt und Straßen einen immer größeren Terrorismus ausübten. Die „Stadtknechte" mußten, als Diener der bürgerlichen Gerichtsbarkeit, hierbei untätig zusehen, oder wurden, wenn sie gegen die

Ruhestörer vorgingen, wegen Amtsübergriffes hart zurechtgewiesen, da es durchaus in der Absicht der fürstlichen Nutritoren lag, daß die statutengemäß gewährleistete eigne Gerichtsbarkeit der Hochschule streng aufrechterhalten bleiben sollte. Hierin lag ein Grund großer Erbitterung innerhalb der Bürgerschaft, die sich schließlich vom Umgang mit den Studenten ganz zurückzog und ihnen, als mehrfache aufruhrartige Straßentumulte vorgekommen waren, kurzerhand die Wohnungen verweigerte.



Johannistor.

Erst durch ein energisches Eingreifen Johann Friedrichs des Mittleren und die gleichzeitige Rückkehr Johann Friedrichs des Großmütigen aus der Gefangenschaft wurde wieder ein einigermaßen erträgliches Verhältnis hergestellt.

Es hatte abermals keinen langen Bestand. Schon nach wenigen Jahren hatte sich der Uebermut der Herren Studiosen wieder bis zu einem Grade gesteigert, daß die Herzöge sich entschließen mußten, einen eignen

Amtmann einzusetzen, der Rektor und Senat in der Wahrung der akademischen Disziplin wirksam unterstützen und den unaufhörlichen Exzessen mit allen Mitteln entgegenwirken sollte. Die friedbrüchigen, strafbaren Handlungen hörten trotzdem nicht auf, und, obgleich es den Studiosen ausdrücklich untersagt war, im Sommer nach zehn, im Winter nach neun Uhr sich bewaffnet auf der Straße sehen zu lassen, vergingen doch wenige Nächte, wo nicht randalierende Scharen, mit Degen und Schießgewehr ausgerüstet, durch die Stadt zogen, Fenster einwarfen und die Nichtakademiker auf gröblichste Weise vexierten. So kam es fort und fort zu blutigen Exzessen, bei denen nicht selten Tote oder Verletzte auf dem Platz blieben und einmal sogar der Rektor Schröter in eigener Person, da er eine zwischen Studenten und Bäckergesellen entstandene Rauferei schlichten wollte, nicht unbedenklich verwundet wurde.

Es ist keine erfreuliche Aufgabe, diesen Straßentumulten, die sich von Jahr zu Jahr in größerem oder geringerem Maße wiederholten, im einzelnen nachzugehen. Den Höhepunkt erreichte das Unwesen zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, in dessen Anfangsjahren die Studentenschaft namentlich mit den Bewohnern der Johannisvorstadt in einem förmlichen Kriegszustand lebte und ihnen regelrechte Schlachten lieferte. Bei einer dieser Attacken riefen die Studenten den Stadtwächtern am Johannistor den Spottnamen „Affenwächter" zu. Es kam hierüber zu Tätlichkeiten, in deren Verlauf ein, wie es scheint, ganz unbeteiligter Student erschlagen wurde. Bei dessen Begräbnis hielt der Generalsuperintendent Götze eine Leichenrede über den Text „Philister über dir!" Hieraus soll der in der Studentensprache übliche terminus technicus „Philister" — als Bezeichnung für Nichtakademiker — seinen Ursprung genommen haben.

Auch die ländlichen Bewohner der umliegenden Dörfer standen je und je mit den bösen Studiosen auf gespanntestem Fuße. Es war nicht selten, daß die letzteren an Markttagen über die Bauernwagen herfielen und das darin zur Stadt gebrachte Obst und Gemüse „promovierten". „Wo sich aber jemand über solchen Unfug beklagte, schalten, schlugen und traktierten sie denselben am allerärgsten."

Daß es bei solcher Zügellosigkeit des studentischen Lebens auch nicht an argen sittlichen Exzessen und Ausschweifungen mangelte, kann nach alledem nicht wundernehmen. Zumal das Trinkwesen ging wohl auf keiner anderen Universität so arg im Schwange, als gerade in Jena. „Jetztund währet das Saufen bis in die finstere Nacht", heißt es in Abels „Wohlerfahrenem Leibmedikus", „da trinkt man erstlich aus Durst, danach aus Wollust, dann zur Trunkenheit und endlich, bis alle Vernunft gebrochen, man ganz toll worden, ja dem unvernünftigen Vieh gleich." In den akademischen Gesetzen kehren immer und immer die strengsten Forderungen wieder, durch welche dem Ueberhandnehmen der Völlerei unter den Studenten gesteuert werden sollte. Dabei bildeten sich schon zu jener Zeit die bekannten Trinkmanieren heraus, die sodann später als

„Jenenser Bierkomment“ kodifiziert wurden und sich von hier aus auch auf die andern Universitäten verbreiteten. Es wird berichtet, daß man förmliche disputationes zu Ehren des Bacchus abhielt. Die Zuhörer leerten dabei kleine Becher, der Opponent einen Humpen, womit er in dreifachem Schluck das jus objectionis darstellte, während der Respondent durch dreimaliges Trinken diesen nassen Syllogismus annahm, der Präses aber das übrige austrank.

Für Interessenten sei beiläufig bemerkt, daß man zu jener Zeit



(Unveröffentlichtes Aquarell im Privatbesitz.)

Jenenser Studentenleben im 17. Jahrhundert.

1. Ankunft in Jena; 2. die Deposition; 3. die Immatrikulation; 4. der Atzeßschmaus.

außer dem einheimischen „Stadtbier“ und „Rosenbier“ sich vornehmlich an Naumburger, Köstritzer, Neustädter und Orlamünder Gebräu erlabte, während die Wohlhabenderen den Genuß des Rheinweins kultivierten, die Anspruchsloseren dagegen auch den — Branntwein nicht verschmähten.

Mit dem lockern Leben ging ein leichtsinniges Schuldenmachen Hand in Hand. Die Haus- und Speisewirte, samt Krämern und Handwerkern hatten sich über manche empfindliche Einbuße zu beklagen und nicht selten kam es vor, daß die Schuldner sich ihren Gläubigern ganz und gar „durch böswillige Flucht entzogen“. Einzelne, hiergegen erlassene Verordnungen, z. B. das Verbot, Studenten ohne Vorwissen des Rektors oder des Privatmagisters Geld zu borgen, oder die Bestimmung, daß Pferdeverleiher überhaupt nicht, die Wein- und Bierwirte aber den Studiosen nur bis zu einem Betrag von fünf Gulden zu kreditieren hätten, vermochten weder der heillosen Pumpwirtschaft der Musensöhne,

noch auch den damals schon keineswegs seltenen wucherischen Ausbeutungsversuchen von seiten der „Manichäer“ Einhalt zu tun.

Daß unter sotanen Verhältnissen auch nicht von einem sonderlich lobenswerten Studienfleiße die Rede sein konnte, haben wir an anderer Stelle bereits gesehen. Die „goldene Jugend“ von dazumal erachtete es vielmehr als „Bärenhäuterey, fleißig sein, und für ein adlig Werk, sich närrisch, fantastisch, flägelisch und räkelisch stellen.“ Wenn ja auch von Anfang an ein jeder Studio seinen „Privatmagister“ an der Seite haben sollte, der — in der Regel ein Professor — ihm als Mentor mit Rat und Hilfe in litteris zu Hand zu gehen hatte, so stand diese Forderung zumeist auch nur auf dem Papiere. Die Professoren, deren eigenes Beispiel nicht immer vorbildlich war, erfreuten sich überhaupt keiner sonderlichen Achtung und Beliebtheit bei ihrer Studentenschaft, welch letztere oft genug zu mehr oder weniger handgreiflichen Demonstrationen griff. Sie brachte mißliebigen Dozenten Pereats und Katzenmusiken, warf ihnen die Fenster ein, oder suchte sie durch boshafte Pasquille möglichst verächtlich und lächerlich zu machen.

Nicht uninteressant dürfte es sein, an dieser Stelle ein Wort über die sogenannte Depositio einzuschalten.

Es handelt sich hierbei um einen zeremoniellen Akt, durch welchen der die Hochschule beziehende „Beane“ oder „Bacchant“ (der heutige Mulus) zum Studenten gemacht wurde.

Eine Beschreibung dieser skurrilen Institution gibt uns Herr Wolfgang Carl Rost, Depositor in Academia Jenensi:

„Es ist das Deponiren eine gar bekannte Sache und von uralten Zeiten auf Akademieen bräuchlich gewesen, obgleich man nicht eigentlich sagen kann, zu welcher Zeit solches seinen Anfang genommen. Die Absicht derselben ist flugs aus dem lateinischen Wort: deponere ablegen, zu merken, nämlich der neue Studiosus soll nunmehr sein voriges Wesen ablegen und ein andrer Mensch werden. Damit nun das Werk desto bessere Impression in die Gemüter machen möge, so haben die Alten so abenteuerliche Instrumenta und Manieren mit Fleiß erfunden, wie denn die Untugenden und Laster jener Zeit so beschaffen sind, daß sie nicht häßlich genug vorgestellt werden können.

„Es sind aber die Instrumenta oder Stücke der Deposition diese:

1) Der Huth mit Hörnern; 2) der Bacchantenzahn; 3) das Pater noster; 4) das große Beil und Hobel; 5) der Kamm, Scheere, Scheermesser und Seife, an etlichen Orten e. g. in Leipzig haben sie dabei noch Ohrlöffel, Bohrer ꝛc.

Die Bedeutung derselben ist, allem Ansehen nach, folgende:

1) Der Huth mit Hörnern ist ein Vorbild eines frechen, wilden, unbändigen Gemüts, einem stößigen Ochsen gleich, der allenthalben mit Gewalt hindurch und nichts vertragen will. Dieses Laster hält nun der

Depositor dem neuen Studioso ziemendermaßen vor, zeigt dessen Torheit und führt ihn dagegen zu Leutseligkeit, Freudlichkeit, Geduld.

2) Der Bacchantenzahn ist ein Vorbild eines Menschen, der einem wilden Eber, beißenden Hunde, oder fressenden Wolfe gleicht und wenn nun der Depositor denselben Zahn von dem neuen Studioso ausnimmt, so sollen auch alle wilde, beißende, fressende qualitates mit ausgenommen sein.

3) Das Pater Noster und dessen Umthuung zielt zu erinnern, wie es seltsam lassen würde, wenn ein Mensch mit solcher Tracht prangen und vor andern sich brüsten wollte. Alle Hoffahrt und Kleiderpracht bekommt dadurch ihre Abfertigung.

4) Das große Beil und Hobel zielen auf die groben, ungeschlachten, bäurischen mores und äußerliche Aufführung wider das decorum und höfliche Sitte; also soll ein Studiosus von den groben, ungeschlachten moribus und Sitten erudirt d. i. ausgehauen und ausgehobelt werden, daß er nach der Deposition ein höflicher, artiger und manierlicher Studiosus werde.

5) Der Kamm, Scheere, Scheermesser bedeuten die Reinlichkeit des Leibes und der Kleidung. Die an andern Orten gebrauchten Ohr-Löffel und Bohrer haben ebenfalls ihre Deutung; jener auf Reinlichkeit des Ohres, dieser auf Ausbesserung der Sitten, wie auch dadurch verstanden wird, daß man durch Mühe und Fleiß in die Geheimnisse der Natur gleichsam einbohren, dieselben untersuchen und erforschen solle. Durch die Fragen wird Gelegenheit genommen, denen einbildischen Ignoranten die derbe Wahrheit unter die Augen zu reiben, dumme Köpfe zur Ausübung des Ingenii anzumahnen, hurtige Geister aber mit etwas gelinderer Art zur Schärfung des Verstandes und Erlernung der Philosophie, auf deren meiste Disciplinen die Fragen eingerichtet sind, anzureizen. —

Hieraus ersieht man also, was für eine unschuldige, gute Absicht die Deposition habe, darum thun diejenigen nicht wohl, die sich eine allzu wunderliche Impreission davon machen. Inzwischen da diese einmal heutigen Tages vorwaltet, auch bei vorigen Zeiten manche ungebräuchliche Dinge untergelaufen sein mögen, so hat man an manchen Orten den Ritum Depositionis entweder gänzlich aufgehoben oder denselben dahin eingeschränkt, daß man, wie auf hiesiger Akademie, die Instrumente nur zeigt, und deren Absicht nebst einer guten Erinnerung erklärt."

Die ganze Zeremonie wurde öffentlich und zwar von dem Dekan der philosophischen Fakultät ausgeübt. An Stelle des anfänglich damit verbundenen Examens in Grammatik und lateinischer Sprache traten später allerlei possenhafte Vexierfragen. Z. B. was da auf lateinisch heiße: ein Mäuseloch? Antwort: „Mysterium"; die Jungfrauschaft? Antwort: „Parenthesis"; eine Ohrfeige? Antwort: „Accidens, Recipe"; eine Liebste? Antwort: „Cordiale" u. s. f. Die Bacchanten, die die erwartete Antwort nicht wußten, wurden in reichlichem Maße gezüchtigt.

Diese eigenartige Institution blieb noch auf lange Zeit hinaus in Uebung, da die gering dotierte philosophische Fakultät die damit verknüpften Einkünfte an Gebühren nicht missen zu können glaubte. Indessen durfte man sich in späteren Zeiten mit Geld davon loskaufen. —

Weitaus besser, als in den schönen Künsten und Wissenschaften war die Jenenser Studentenschaft in der Fechtkunst beschlagen.

Die Sitte des Degentragens hatte schon seit der Gründung des „akademischen Gymnasiums" in Jena Eingang gefunden. Bereits im



Wilhelm Kreußler.

Jahre 1550 wird eines Fechtmeisters der Jenenser Hochschule gedacht. Mehr als einmal spielte zu Zeiten jener fortdauernden öffentlichen Exzesse der Degen eine unheilvolle Rolle, so daß in den Statuten von 1558 das Waffentragen wieder untersagt wurde. Aber diese, sowie alle ferneren Verbote blieben fruchtlos, da die akademische Jugend den Degen als ihr ausschließliches Privilegium nicht fahren lassen wollte.

Dabei bildete sich, ungefähr zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, in Jena eine eigentümliche Stoßfechtkunst aus.

Der Begründer dieser neuen Schule war Wilhelm Kreußler, geboren 1597 zu Hadamar, der das Fechten bei den Markusbrüdern in Frankfurt a. M. erlernt hatte und vom Jahre 1620 ab privilegierter Fechtmeister in Jena war. Hier starb er nach mehr als fünzigjähriger Wirksamkeit im Jahre 1673.

Zwei seiner Söhne, Gottfried, und nach dessen Tode Friedrich, sind

seine Nachfolger geworden. Der Erstgenannte, der sich dreimal verheiratete, hinterließ fünfzehn Kinder, von welchen sich Johann Wilhelm abermals der Fechtkunst widmete und seinem Oheim Friedrich im Amte folgte. Dieser und sein Sohn Heinrich Wilhelm sind die berühmtesten deutschen Fechtmeister gewesen, und Johann Wilhelm war es, der als Schulmeister verkleidet auf dem Pagenfechtboden zu Dresden zuerst den Pagen, dann dem Fechtmeister und schließlich König August dem Starken, der von diesem rabiaten Schulmeister gehört hatte, so hart zu Leibe ging, daß der König ausrief: „Schwarzer Kerl, du bist Kreußler aus Jena oder der Teufel!" Worauf Kreußler antwortete: „Der erste in Person, Ihro Majestät zu dienen."

Auch in seinem Sohne Heinrich Wilhelm lebte das Fechtgenie der Familie fort, so daß er den Trieb nicht unterdrücken konnte, sich unbekannt einmal mit dem eignen Vater zu messen.

Eines Abends stellte er sich daher, als wenn er frühzeitig zu Bette gehen wollte, schlich sich aber mit Hut und Degen auf die Straße und rief mit verstellter Stimme unterm Fenster: „Heraus, alter Kreußler, wenn du ein Herz hast! Hier ist einer, der's mit dir aufnimmt." Der Vater focht mit ihm. Aber schon nach ein paar Gängen rief er: „Alle Teufel, so ficht nur ein Kreußler! Heinz, unverschämter Junge, willst du zu Bette!"

Die berühmte „Kreußlersche Schule" starb schließlich mit dem aus Jena gebürtigen Fechtmeister Bauer im Jahre 1842 aus. Von dieser Zeit ab wurde nur mehr auf Hieb gefochten. —

Die Blüte der Fechtkunst brachte in naturgemäßer Folge auch ein Ueberhandnehmen des Duellunwesens mit sich. Oeffentliche Zweikämpfe, oft mit tödlichem Ausgang, waren an der Tagesordnung. Harte Strafen wurden dafür angedroht, fruchteten aber nichts. Die Renkontres wurden vielmehr absichtlich und gewaltsam herbeigeführt. Mit „Karbatschen" (Hetzpeitschen) überliefen sich die Studiosen in den Wohnungen wie auf offener Straße, um allsogleich den Degen zu ziehen und die Affaire zum Austrag zu bringen. Eine zeitgenössische Abbildung zeigt einen Jenenser Studio, mit der Hetzpeitsche umgürtet und den Schläger in der Hand, wie er renommistisch ausruft: „Den soll das Wetter holen, der sich moquiert!"

Von dem Rufe, in welchem Alt-Jena als Raufnest zu jener Zeit gestanden, gibt der ebenso bezeichnende als bekannte Vers Kunde:

Wer von Leipzig kommt ohne Weib,
Von Halle mit gesundem Leib,
Und von Jena ungeschlagen,
Der hat von großem Glück zu sagen! —

An dieser Verrohung des studentischen Lebens trug einen großen Teil Schuld der Pennalismus, der sich innerhalb der damals bereits bestehenden Verbindungen üppig zu entwickeln begann.

Das studentische Verbindungswesen stand mit seinen ersten Anfängen auf dem Boden des Nationalismus. Bei dem Bedürfnis eines gesellschaftlichen Zusammenschlusses in engerm Kreise lag es nahe, daß die aus einem Lande stammenden Studiosen sich auf Grund eigner Statuten und unter Leitung von „Senioren“ zu einer „Nation“ (Landsmannschaft) zusamentaten, als solche ihre besonderen Farben und Abzeichen trugen und zu gewissen Zeiten ihre solennen Feierlichkeiten (Hochschmäuse, Acceßschmäuse) abhielten. Alles mit dem offen ausgesprochenen Zweck: Liebe und Freundschaft unter sich zu befördern, namentlich aber, um „hinführo den kranken und notleidenden Studenten behülflich zur Hand zu gehen, und, wenn Einer ihrer Mitglieder etwa versterben sollte, denselben ehrlich begraben zu können“.

Innerhalb dieser Verbindungen bildete sich nun jene eigenartige, den studentischen Altersgraden angepaßte Rangordnung heraus, welche den älteren Semestern ein autoritatives und exekutives Uebergewicht über die Jüngern einräumt und sich bis heutigentags in dem Verhältnis der „Füchse“ zu den „Burschen“ erhalten hat. Diese Unterordnung mag daraus entstanden sein, daß, wie wir bereits gesehen haben, jeder neueintretende Student seinen eigenen Privatmagister haben sollte und, in Ermanglung eines willigen Dozenten, sich einen älteren Kommilitonen hierfür ausersah. Statt aber der einem solchen Amt entsprechenden Mentorpflicht nachzukommen, spielten die älteren Studenten, die „Schoristen“, sich in der herrischsten und gewalttätigsten Weise gegen die ihnen anempfohlenen Neulinge, die „Pennale“, auf, die sie lediglich als ihre Prügeljungen betrachteten und behandelten. Die Letzteren, in der Regel mit den niedrigsten Schimpf- und Spottnamen „Rappschnäbel“, „Mutterkälber“, „Feixe“, „Spulwürmer“, bedacht, mußten, anstatt auch nur im geringsten mit ihren Studien sich beschäftigen zu können, die gewöhnlichsten Dienstleistungen für die Schoristen verrichten, ihre Schuhe putzen, Bier und Eßwaren beischleppen und dafür die ärgsten Mißhandlungen, Maulschellen und Stockschläge in Kauf nehmen. Sie wurden sogar gezwungen, zu ganz besonderem Ergötzen ihrer Peiniger, den sogenannten „Schwedentrank“, ein Gemisch aus Wurst, Brod, Brennnesseln, Ziegelmehl, Tinte, Senf, Butter, Nußschalen, Salz und Kot, zu sich zu nehmen, so daß sie Blut spieen. Einer der Armen, ein Studiosus Palmann, wurde von drei Schoristen auf seiner Stube in solcher Weise gequält, daß er in seiner Angst aus dem Fenster sprang und sich hierbei den Tod holte.

Ein charakteristisches Bild von dem Leben und Treiben eines Jenenser Schoristen findet sich in einer zeitgenössischen Rede des Professors Wolfgang Heider.

„Das öffentliche Kollegium besucht der Schorist entweder niemals, oder gar zu langsam: er höret keine Lektionen. Bisweilen lauscht er vor der Thür, keineswegs, daß er etwas notwendiges lernen wollte, sondern damit er etliche Sprüchlein auffassen und danach unter seinen

Rottburschen und Zechbrüdern erzählen, der Professoren Stimmen, Reden und Geberden nachaffen und zum Gelächter befördern möge. Bisweilen spazieret er haußen auf dem Saal und redet mit seinen Gesellen von Narrenpossen .... Früh schläft das zarte und liebliche Brüderlein bis um neun, darnach aber, wo etwas Zeit bis zum Mittags-Mahl übrig, bringet er solche zu, die Haare zu kämmen, zu krümmen, zu putzen, zu reiben, oder doch die Sauf-Pfinne in dem Gesicht auszudrücken. Wenn er sich zu Tisch setzet, isset der Unmensch wenig, denn der gestrige und rasende Rausch will es nirgend gestatten, und, weil alle Sinne bestürzet,



Unveröffentlichtes Aquarell aus Privatbesitz.

Schorist und Pedell.

die Natur nicht leiden. Unterdessen schüttet er von sich ein vollen Wust von tölpischen Stockereien, von garstigen Unflätereien, zwar dergestalt, daß, sobald er seine übelriechende Goschen öffnet, alle Knaben und Mägdlein davonlaufen, damit sie nicht von dem Atem des pestilenzhaften Siechen angestecket werden .... Nach Mittag schläffet entweder das faule Murmeltier und Meer-Kalb, oder wandelt mit seinem Jungen umher in den nächsten Waydich, oder sitzet in gemeinen Trinkzechen und rüstet sich also zu den annahenden Nacht-Scharmützeln, daß man auch dazumahl, wie tapfer und frisch er sich halten werde, abmerken kann. Derhalben, wenn er nun sein Cloak mit Wein und Bier sehr wohl befeuchtet, und auf den Gassen, auch in den Gemachen still worden, als dann erhebet er mit großem Krachen der Pfosten und Türen, bricht los, wo er nur gestecket, gewapnet und von seinem Jungen begleitet. Da hat man ein wunderlich Schrecken- und Trauerspiel von Rültzen, Grültzen,

Rauschen, Schreyen, Wüten, Steinhauen und Werfen, und noch viel mehr Stücke .... Wenn zwischen ihm und seinen Saufbrüdern ein Zank entstanden; wenn er an die Pflastersteine anstößt; wenn einer dem andern antwortet, so flucht er siebenhundert tausend Sakramenter. Wo er einen Feind merket, so springet er mit Füßen an die Thore, wirft mit Steinen in die Fenster und schüttet allerhand Schmähungen und Lästerungen aus. ... Auf ihren Stuben hat es also ausgesehen: Wenige Bücher waren vorhanden, und was da war, das lag unter der Bank, oder es waren Zauber- und Amadisische Fratzen. An der Wand sah man etlich Dolche und Sticher, die nicht viel wert waren, um solche dem Rektori auf den Notfall einzuhändigen; etliche Büchsen, Panzer und eiserne Handschuhe; Wämser, die einwendig mit Wergk, Baumwolle, Haar und Fischbein dicht ausgestopfet und vermachet waren, daß, wenn es zur Faust geraten, sie den Stich desto besser aushalten konnten. Man sahe große Humpen und Gläser, Karten, Brettspiel und Würffel. Ferner etliche Schriften, worauf angemerket, daß dieser oder jener daselbst niedergesoffen worden, andere, da sie nur Däuse gehabt, dennoch den Stich verspielt, welches sie mit eigner Hand bekräftigt hatten. ... Endlich scheidet der Schorist von der Universität, fast allezeit schattengelb, mager, halbäugig, hinkend, zahnlos, mit Narben und Hafften durch und durch geflicket."

In wiederholten Erlassen und Edikten haben die Universitätsbehörden versucht, diesem Unwesen Einhalt zu tun, ohne den Zweck zu erreichen. Auch die „Pennale" selbst haben sich mehr wie einmal gegen diesen wüsten Despotismus der Schoristen aufgelehnt. Es war zu mehrfachen öffentlichen Tumulten darüber gekommen, so daß der Herzog sich genötigt gesehen hatte, nicht bloß ein eignes Kommando Reiterei und Fußvolk mit zwei Geschützen nach Jena zu senden und sowohl die Bürgerwehr, wie das Landvolk aufzubieten, sondern selbst in eigner Person zu intervenieren und die strengsten Bestrafungen eintreten zu lassen.

Endlich siegte Vernunft und gute Sitte. Ein letztes strenges Patent vom 2. Juli 1661, wegen „Abschaffung des verflucht und ärgerlichen Pennalismus, der so viel Seelen geist- und leiblicher Weise ermordet hat" machte dem Unwesen endgiltig den Garaus. —

Die alten Nationalitätsgemeinschaften (Landsmannschaften) bestanden ungeachtet der Ausrottung des Pennalismus weiter. Zwar waren auch sie, sowie das Tragen eigner Farben und Abzeichen, als zur Rottierung und Leichtfertigkeit Anlaß gebend, schon mehrfach dem Aufhebungsgebot verfallen. Aber alle Verordnungen und Verbote vermochten die bestehenden Vereinigungen nicht zu unterdrücken. Vielmehr traten diese bei dem zu Ende des siebenjährigen Krieges am 2. Mai 1763 gefeierten Friedensfest, bei welcher Gelegenheit man die Einrichtung getroffen hatte, „daß die ungemein große Gesellschaft der Studierenden für diesmal nach der geographischen Verschiedenheit ihres Vaterlandes in besondern Abteilungen zusammenträte", als geschlossene Gruppen vor aller Öffentlichkeit in die

Erscheinung und erhielten hierdurch eine stillschweigende behördliche Sanktion.

Wir begegnen hierbei den nachbenannten Landsmannschaften und Farben: 1) den Mecklenburgern, hellblau und purpur; 2) den Mosellanern, weiß und grün; 3) den Kursachsen, perlfarben und carmoisin; 4) den Hannoveranern, grün und blau; 5) den Holsteinern, scharlach und weiß; 6) den Kur-Livländern, weiß; 7) den Weimaranern, Eisenachern, Erfurtern, himmelblau und ponceau; 8) den Siebenbürgen, schwarz und weiß; 9) den Franken in zwei Abteilungen, blau und weiß bezw. grün und rot; 10) den Pommern, zitronengelb; 11) den Altenburgern, rosenrot und gelb; 12) den Schwaben, gelb und schwarz; 13) den Meiningern und Hennebergern, grün und schwarz; 14) den Jenensern, rot-grün-weiß; 15) den Gothaern, ponceau und gelb. —

Außer diesen nationalistischen Verbindungen hatten bereits seit Mitte des 18. Jahrhunderts, zu einer Zeit, wo eine Sucht nach Geheimbündelei unter allen Volksklassen grassierte, auch die geheimen Orden Eingang in die Jenenser Studentenschaft gefunden.

Als einer der ersten war, von Rheinländern und Mosellanern, der Amicistenbund gegründet worden, welchem sich bald eine Reihe anderer, Lilienorden, Faßbinderorden, Kreuzorden, Harmonie, Concordia, l'Espérence, zum Teil aus dem Lager der Landsmannschaften stammend, anschlossen. Ihre äußeren Formen und Kennzeichen entnahmen sie dem damals in höchster Blüte stehenden Freimaurertum und unterschieden sich durch buntfarbige Kokarden nebst bestimmten mystischen Symbolen, Buchstaben und Wappen. So hatte z. B. der genannte Amicistenorden die Devise: „Amitié", und den Ordenswahlspruch: „Vivat amicitia, fructus honoris", welcher durch die geheimnisvollen Buchstaben V. A. F. H. oder auch V. A. monogrammartig verschlungen, ausgedrückt und den an orangefarbenen Bändern getragenen metallenen Ordenskreuzen eingraviert zu werden pflegte. Hierin finden wir den Ursprung der heutigen Verbindungszirkel und -devisen.

Von den Landsmannschaften unterschieden sich die geheimen Orden darin, daß sie von den Mitgliedern nicht die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Nationalität, wohl aber unzertrennliche Freundschaft und gegenseitige Unterstützung für alle Lebenszeit verlangten.

Auch gegen die geheimen Orden schritten die Universitätsbehörden mit scharfen, vielleicht zu scharfen Erlassen ein. Sie warfen ihnen vor, daß sie zu üblen Nachreden für die Akademie Anlaß gäben, zum Zeitverderb und zu unnötigen Ausgaben, sowie zum Mißbrauch des Namens Gottes bei Ablegung des Ordenseides Gelegenheit böten, sowie zu vielen anderweiten Unordnungen und Aergernissen beigetragen hätten. Alle diese Unterdrückungsversuche hatten, wie gewöhnlich, nur den entgegengesetzten Erfolg. Die Orden umgaben sich mit noch größerem Geheimnis und entwickelten sich unter dem Reiz des Verbotenen und der Propaganda

des Märtyrertums um so lebenskräftiger. Je mehr man sich Mühe gab, sie auszurotten, in desto höherem Maße wuchs ihr Ansehen und desto größeren Zuwachs hatten sie.

Noch in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts bestanden in Jena folgende geheime Orden:

1) Die Schwarzen Brüder, „eine seyn sollende Branche eines größeren Ordens, der viele Grade hat", ein Orden, dessen Mitglieder durch „Gesetztheit und Sittlichkeit" sich von jeher auszeichneten und schon lange an der Abschaffung der Duelle auf den Universitäten gearbeitet, Fleiß, Ordnung und „artiges Betragen" sich zur Aufgabe gemacht und die Einnahmen ihres Bundes zum Teil „zu sehr edlen Zwecken" angewendet haben sollen; 2) die Constantisten, die gleichfalls in ziemlichem Ansehen standen; 3) die Unitisten, welche durch besondere Sorgfalt der Kleidung sich auszeichneten und sonderlich darauf ausgingen, möglichst viel reiche und vornehme Mitglieder an sich zu fesseln; 4) die Amicisten, die wohl von allen am übelsten beleumundet waren, wenn man folgendem zeitgenössischen Zeugnis Glauben schenken kann: „So wie jemand in ihre Gesellschaft tritt, sollte man ihn gleich nach Neu-Holland einschiffen lassen; denn in eben dem Augenblick scheidet er von aller Moralität und Sittlichkeit, die er, wenn es gut geht, unter der Zucht eines Corporals wiedererhält. Sie ist die Schule tüchtiger Raufer und Schläger und hat die Politik, sich immer gerade bei solchen Professoren einzuschmeicheln, deren Beifall sich vermindert hat. Bei diesen wird ein echter Amizist gewiß alle seine Collegien hören. Im Werben brauchen sie, wenn andre Mittel nicht anschlagen, wohl auch Gewalt."

Im allgemeinen läßt sich ein sittlichender Einfluß der geheimen Orden auf den studentischen Geist nicht wohl verkennen.

„Sie leisteten der Civilisierung unserer Akademieen wichtigere Dienste, als alle Gesetze", so heißt es in einer zeitgenössischen Briefsammlung, „die Brüder derjenigen Verbindung, welche sich am fleißigsten und am ordentlichsten betrugen, waren angesehener als die übrigen Studenten; sie bekamen bessere Leute, die unter sie aufgenommen zu werden suchten; viele fanden Beschäftigung, und, dankbar dafür, interessierten sie sich auch nach vollbrachter akademischer Laufbahn noch für ihre Verbindung. Diese Vorteile beizubehalten, zwangen sie auch diejenigen zur Ordnung, die von Natur nicht viel Anlage dazu hatten. Der Geist ihrer Gesetze, obgleich im Anfang nur auf den Schein abzweckend, veränderte sich allmählich. Wer bisher nur aus Convenienz ordentlich gewesen war, ward es bald aus Gewohnheit, und nach und nach aus Grundsätzen. Ein trefflicher Wetteifer entstand zwischen den edleren Orden, und die Moralität gewann dadurch."

Trotzalledem stand im 18. Jahrhundert, namentlich innerhalb der Landsmannschaften, das Renommistentum immer noch in hoher Blüte, wenn auch schon die Spuren eines gesitteten Lebens sich deutlich be-

merkbar machten. Die Herren Studiosen liebten das Commersieren auf offenem Markte, betrieben mit lustigem Eifer das Kutschieren, Reiten, Saalefahren, das Ständchenbringen und Abbrennen von Feuerwerk, maskierte Aufzüge und nächtliche Schlittenfahrten mit Fackelbeleuchtung, mit einem Worte eben alle jene Dinge, die Aufsehn erregen und beweisen konnten, wie gleichgiltig ihnen die Philisterwelt war.

Vor allen Dingen fand in den Landsmannschaften, sowie in den geheimen Orden, welche die Wahrung der Ehre mit der Waffe in der Hand als Kardinalgesetz aufstellten, das Duellwesen immer noch eine feste Stütze. Sowohl in Schank- und Gastlokalen, wie in Privathäusern wurde wacker gefochten. Zumal das Wedelsche Haus hinter der Stadtkirche hatte aus diesem Grunde den Namen „Mordgrube" empfangen. Auch die Dörfer der Umgegend oder das verschwiegene Rauhtal bei Zwätzen wurden immer öfter zur Wahlstatt blutiger, nicht selten tödlicher Zweikämpfe auf Stoßdegen oder Säbel. Gelegentlich brachte man die Affären sogar auf offenem Markte, in einem schnell gebildeten Kreise von Kommilitonen, zum Austrag. Noch weiß man von einem Ratsherrn zu erzählen, der von dem Degenklirren ans Fenster gelockt, in einem der Duellanten seinen eigenen Sohn erkannte und ihm zurief: „Fritz, halte dich brav! Du sollst auch einen neuen Rock haben!"

An öffentlichen Demonstrationen und Tumulten war gleichfalls noch im 18. Jahrhundert kein Mangel, wenn diese auch bereits in weniger brutalen, sondern mehr ins Ulkige schlagenden Formen sich abspielten.

So sah sich u. a. die akademische Jugend veranlaßt, um das Recht des Schlafrocktragens auf der Straße und im Kolleg einen leidenschaftlichen Kampf zu führen. Gegen dieses angestammte Requisit der akademischen Freiheit hatte zu Anfang des 18. Jahrhunderts ein fürstliches Reskript Einspruch erhoben. Daraufhin zog die gesamte Studentenschaft „unter greulichem Tumult" von der Landfeste her durch die Stadt und trug als Panier an langer Stange den „relegierten Schlafrock" im Triumph vor sich her.

Auch die Verteurung eines der notwendigsten akademischen Lebensbedürfnisse, nämlich des Bieres, gab zu wiederholten Malen den erregten Musensöhnen Veranlassung zu borstigen Remonstrationen. Unter den damals in Jena am meisten getrunckenen Biersorten befand sich der sogenannte „Klatsch", das einheimische Stadtbräu, welches jedoch den Herren Studiosis nicht sonderlich nach Geschmack gewesen zu sein scheint und deshalb von ihnen der „Bürgerschaft und dem niederen Volke" neidlos überlassen wurde. Ihm zogen sie den „Dorfteufel", d. i. das auf den umliegenden Bierdörfern gebraute Weißbier, bei weitem vor, unter dessen verschiedenen Kreszenzen wiederum das „Menschenfett", das durch seinen hohen Malzgehalt sich auszeichnende Ammerbacher und Cospedaer Gebräu sich besonderer Gunst erfreute. Da nun die dörflichen Brauherren sich eines Tages erkühnt hatten, den Preis für ein Maß Bier von drei auf

vier Pfennige zu erhöhen, kam es vom 31. Juli bis 4. August 1712 zu einem erbitterten **Bierkrawall**, in dessen Verlauf den Bauern das wertvolle Naß gewaltsam konfisziert und auf offenem Markte pro fisco verzapft wurde. —

Der sogenannte **Brottumult** am 19. Juli 1756 entstand dadurch, daß bei der damaligen Höhe der Getreidepreise dieselben durch mehrere Bäcker nicht allein noch mutwillig gesteigert, sondern überhaupt nicht hinlängliches Brot gebacken wurde.

Es vereinigten sich daher am genannten Tage abends nach neun Uhr eine bedeutende Anzahl von Studenten am sogenannten „Kreuz", von wo sie durch die Krämergasse nach den verschiedenen Backhäusern zogen, daselbst die Fenster einwarfen, das Brot wegnahmen und unter das Publikum verteilten.

Die **Kantate**, zu welcher dieser Vorfall Veranlassung gab und welche mit Musikbegleitung aufgeführt wurde und im Druck erschien, möge des Kuriosums halber an dieser Stelle folgen.

Rezitativ.

Philister: Was für ein Lärm betäubt mein Ohr?
Wie? brennt's? Oder kommt der Feind vors Tor?
Nein, nein, es sind die tapfern Musensöhne,
Die vom gerechten Eifer eingenommen,
Um Brot zu schaffen, sind zusammenkommen.
Hört, welch ein furchtbares, doch reizendes Geschrei!

Tutti.

Bursche: ça donc, ça donc etc.

Rezitativ.

Bäcker: Was soll das bedeuten?
Will man uns armen Leuten
So Thür und Fenster stürmen?
Ihr Schnurren*), kommt, helft uns beschirmen!

Soldaten: Wir dürfen nicht,
Bis der Commandante spricht:
Steht den Philistern bei!
Weil aber dies noch nicht geschehen,
So können wir nicht mit Euch gehen.
Schafft größer Brot, so seid ihr frei.

---

*) Mit diesem Namen bezeichnete man die Mannschaft der früheren Garnison, welche bei Tumulten zu Hilfe gezogen und mit Springstöcken und Fangeisen bewaffnet waren. Die Springstöcke bestanden in langen hölzernen an den Enden mit Eisen beschlagenen Stöcken, welche sie den Fliehenden in die Füße warfen, um sie zum Fallen zu bringen; die Fangeisen in zwei eisernen, auf einer Stange befestigten Armen, wovon der eine durch eine Schnur zu bewegen war, so daß man damit den Gegner um den Leib oder Arm fassen konnte.

Arie.

Bursche: O glücklicher Tumult!
Da die sonst verhaßten Schnurren
Wider die Philister murren,
Die sonst, wenn der Bursche rief:
„Pereat! Philister tief!"
Gleich mit Sprungstock und Granaten
Allezeit ihr bestes taten..
Welch ein Wunder aber, heute
War es ihre größte Freude,
Wenn der Bursche öfters rief:
„Pereant! Die Bäcker tief!"

Tutti.

Sic vivamus, wir Studenten!
Vivat, wer nach Steinen greift,
In die Fenster kanonieret;
Aber wer vor Schnurren läuft,
Und doch Burschen-Namen führet,
Diesen soll der Henker holen!
Pereat, wer furchtsam läuft
Vivat, wer nach Steinen greift!

Rezitativ.

Bäcker: Daß Gott erbarm!
Gram und Harm
Rührt mein beklemmtes Herz.
Die Hoffnung aller Hülfe ist verloren,
Man predigt tauben Ohren!
Doch Himmel, du weißt unsern Schmerz
Und wirst uns nicht vergessen,
Und unsern Feind mit gleichem Maße messen.

Bursche: Du triffst das rechte Fleck!
Jetzt steckt der Karrn im Dreck!
Nun denkst du erst an Himmel,
Du dummer Lümmel?
Weißt du denn nicht den Spruch?
Er stehet in der Bibel:
Geiz ist die Wurzel aller Uebel!
Hast du denn nicht daran gedacht,
Da du die Brote hast zu klein gemacht?

Arie.

Bursche: Drum Brüder, greift nur tapfer an,
Laßt keine Scheibe stehen;
Es werfe, wer da werfen kann,
Eh' wollen wir nicht gehen,
Bis man kein Glas mehr klingen hört,
Weil niemand unsre Lust verstört.

Rezitativ.

Pedell: Die Herren belieben sich nach Hause zu begeben,
Und zwar ohn' alles Widerstreben,
Sonst wird man mit Gewalt
Gewalt vertreiben müssen,
Und wer gefangen wird, der muß für alle büßen.
Drum will ich Ihnen treulich raten,
Ein jeder geh' nach Haus und hüte sich vor Schaden.

Tutti.

Bursche: Gute Nacht, fidele Brüder.
Legt euch auf die Federn nieder,
Bis die Morgenröte lacht.
So lange werden Eure Taten
Sich durch den Ruin verraten,
Bis der Tischler neue Laden
Und der Glaser Fenster macht.
Liebe Brüder, gute Nacht! —

Nicht minder ergötzlich liest und erzählt sich die Geschichte des großen Auszugs der Jenaischen Studentenschaft im Jahre 1792.

In akademischen Kreisen war damals eine Bewegung im Gange, die sich der Abschaffung des Duellunwesens und den Ersatz desselben durch einen neuzuerrichtenden Ehrenkodex der Studentenschaft zum Ziel gesetzt hatte. Dieses, namentlich aus Ordenskreisen hervorgegangene Bestreben scheiterte jedoch an der mißgünstigen Haltung der Universitätsbehörde, die nicht auf den Ruhm verzichten wollte, das alte Unwesen von sich aus durch drakonische Gewaltmaßregeln aus der Welt zu schaffen. So herrschte sowohl unter den Anhängern als unter den Gegnern des Zweikampfes eine tiefgehende Verstimmung. Der derzeitige Prorektor Ulrich tat das Menschenmögliche, um die Verbittrung noch zu schüren. Nicht genug, daß er mit rücksichtsloser Strenge gegen die Verbindungen vorging, in denen das Duell noch seine Heim- und Pflegestätte hatte; er leistete sich auch die denkbar gröblichste Verletzung der „akademischen Freiheit", indem er das Kommersieren, das Singen in den Häusern und auf der Straße, das Tabakrauchen auf dem „Graben" und die Abhaltung des „Hospizes" innerhalb der Stadt untersagte. Die natur-

gemäße Folge war, daß die in ihren heiligsten Gefühlen verletzte akademische Jugend ihrem Oberhaupte das übliche Mißtrauensvotum in Gestalt einer „Fensterkanonade" ausstellte und einen Studenten, Politzow, der als Spitzel des Prorektors bekannt war, fürchterlich verprügelte.

Da jedoch der verärgerte Prorektor hiernach nur desto widerhaariger wurde und sogar zum „Schutze der öffentlichen Ordnung" ein weimarisches Militärkommando forderte, so faßte man in einer von achthundert Mann besuchten Studentenversammlung den einstimmigen Beschluß, die ungastliche Musenstadt zu verlassen.

Am Morgen des 19. Juni fand sich die gesamte akademische Jugend im „Paradiese" ein und ordnete sich, mit wehenden Fahnen, nach Landsmannschaften, zum Auszug. Voran die Livländer, deren Vertreter Dahl die Seele des ganzen Unternehmens war und deren glänzendweißes Banner die Inschrift trug: **Vivat libertas academica!**

Mit klingendem Spiele ging es über den Markt durch das Johannistor zur Stadt hinaus, auf Weimar zu. Dort war man indessen stramm auf dem Posten, hatte die großherzoglich sächsische Haupt- und Residenzstadt in Verteidigungszustand versetzt, die Torwachen verstärkt und mit scharfen Patronen versehen, ja sogar einige Kanonen aufgefahren. Der heranrückende Feind verzichtete jedoch großmütig sowohl auf einen kecken Sturmangriff wie auf eine langweilige Belagerung, sondern zog es vor, von außen um die Stadt herum auf der Erfurter Landstraße weiter zu marschieren. Während die Weimaraner erleichtert aufatmeten, langte der Haufe, über fünfhundert Mann stark, in dem weimarischen Dorfe Nohra an und schlug daselbst, von Hunger und noch größerem Durste geplagt, seine Quartiere auf. „Und das Volk hauste daselbst", so heißt es in einem ulkigen zeitgenössischen Bericht, „drei Tage lang; denn es war hier gut sein, und sie hatten Geiger und Pfeifer aus dem gelobten Lande und tanzten in Reigen und aßen und tranken und waren fröhlich und guter Dinge."

Von Nohra aus wandten sich die wissensdurstigen Jünglinge an den Kurator der benachbarten Universität Erfurt, Freiherrn von Dalberg, um daselbst für ihr ferneres Studium Unterkunft zu finden. Dalberg sagte zu. Die schwindsüchtige **alma mater Erfortensis** freute sich bereits auf den willkommenen Zuwachs.

So weit sollte es jedoch nicht kommen. Nicht bloß der hochweise Senat zu Jena, sondern auch die weimarische Landesregierung hegte Bedenken, den Bogen allzu straff zu spannen. Man knüpfte aus eignem Antrieb Verhandlungen mit den Vertretern der einzelnen Landsmannschaften an, versprach gewissenhafte Untersuchung aller Beschwerden, Abzug des Militärs, sofern die Herren Studenten sich ruhig und gesittet benehmen würden, und allgemeine Amnestie. Der unbeliebte Prorektor wurde allerdings nicht, wie die Studentenschaft verlangt hatte, mit Schimpf und Schande abgesetzt, aber doch von den weiteren Untersuchungen entbunden.

Im Triumph ging der Rückmarsch vor sich. Auch die großherzogliche Haupt- und Residenzstadt öffnete diesmal furchtlos ihre Tore und ließ den fröhlichen Zug vermittelst einer Bande weimarischer Stadtmusikanten, die einen eigens zu diesem Zwecke komponierten Marsch bliesen, unter wehenden Fahnen durch die Straßen geleiten. Im Mühltal wurden die Ankömmlinge von den in Jena zurückgebliebenen Kommilitonen und den Vertretern der Bürgerschaft feierlichst willkommen geheißen, während sich bei der Oelmühle die gesamte Einwohnerschaft aufgestellt hatte, um die schmerzlich Entbehrten mit Böllerschüssen, Jubel- und Musikgetön durch das Johannistor wieder auf den Markt zu geleiten. Unter Vivatrufen auf die fürstlichen Beschützer der Universität, auf die wohlgesinnten Dozenten, die akademische Freiheit und den wackern Anführer Dahl löste sich die Sache in Wohlgefallen auf. Die sämtlichen Fahnen des Auszuges aber wurden zum ewigen Andenken im Kollegiengebäude untergebracht. —

---

## Die alte Burschenschaft.

Einen glänzenden Aufschwung nahm das studentische Leben, als erst einmal die Sonne der großen klassischen Zeit über Jena geleuchtet und die Edelsten, Besten der deutschen Jugend daselbst versammelt hatte.

Noch kurz zuvor erschien, nach gleichzeitigen Zeugnissen, der Jenenser Student alles in allem „als ein Wesen, dessen Garderobe gewöhnlich in einem Ueberrock, einem Kollet und einem Paar ledernen Beinkleidern bestand, das einen großen durchlöcherten Hut und verhältnismäßige Stiefel trug, eine ausnehmende Geschicklichkeit besaß, eine halbe Tonne Bier in einer Sitzung hinunterzugießen, jeden der ihm zu nahe kam, hinter die Ohren schlug und bereit war, die Sache gleich auf der Stelle auszumachen. Seine Sprache war ein Gemisch von eignen Kunstwörtern, sein Ideal der Vollkommenheit ein vollendeter Schläger, und das niedrigste Geschöpf ein Mensch, der nicht Lust hatte, sich jeden Augenblick um nichts zu raufen und der sich in seiner Kleidung einer gewissen Sauberkeit und Eleganz befliß." Goethe selbst sah zu jener Zeit die Jenenser Studenten nur ungern in Weimar und suchte sie im dortigen Theater auf alle mögliche Weise kurz zu halten.

Mit Schillers Eintritt in das akademische Leben kam ein neuer Geist über die studierende Jugend. Gleich bei seinem ersten Auftreten ehrte sie in ihm den Genius, der dem deutschen Namen einen neuen Glanz verlieh, und dieses Gefühl der Ehrfurcht sprach sich in einer Weise aus, die für Schiller selbst eine hocherfreuliche Genugtuung bedeuten mußte. Schon seine Gegenwart trug dazu bei, Ton und Benehmen der

Jugend zu veredlen und zugleich einen wissenschaftlichen Feuereifer zu entzünden, der selbst Goethe, wie er an Knebel schreibt, in Erstaunen setzte.

Solche Worte namentlich, wie sie Schiller in seiner akademischen Antrittsrede an die Studierenden richtete, konnten eines nachhaltigen Eindrucks nicht verfehlen:

„Es ist keiner unter Ihnen allen, dem die Geschichte nicht etwas wichtiges zu sagen hätte; alle noch so verschiedenen Bahnen Ihrer künftigen Bestimmung verknüpfen sich irgendwo mit derselben; aber Eine Bestimmung teilen Sie alle auf gleiche Weise miteinander, diejenige, welche Sie auf die Welt mitbrachten — sich als Menschen auszubilden — und zu dem Menschen redet eben die Geschichte. . . . Zu allem, was der Brotgelehrte unternimmt, muß er Reiz und Aufmunterung von außen her borgen: der philosophische Geist findet in seinem Gegenstand, in seinem Fleiße selbst Reiz und Belohnung. Wie viel begeisterter kann er sein Werk angreifen, wie viel lebendiger wird sein Eifer. wie viel ausdauernder wird sein Mut und seine Tätigkeit sein, da bei ihm die Arbeit sich durch die Arbeit verjüngt. Das Kleine selbst gewinnt Größe unter seiner schöpferischen Hand, da er dabei immer das Große im Auge hat, dem es dienet, wenn der Brotgelehrte in dem Großen selbst nur das Kleine sieht. Nicht was er treibt, sondern wie er das, was er treibt, behandelt, unterscheidet den philosophischen Geist. Wo er auch stehe und wirke, er steht immer im Mittelpunkt des Ganzen; und so weit ihn auch das Objekt seines Wirkens von seinen übrigen Brüdern entferne, er ist ihnen verwandt und nahe durch einen harmonisch wirkenden Verstand; er begegnet ihnen, wo alle Köpfe einander finden. . . . Und welcher unter Ihnen, bei welchem sich ein heller Geist mit einem empfindenden Herzen gattet, könnte dieser hohen Verpflichtung eingedenk sein, ohne daß sich ein stiller Wunsch in ihm regte, an das kommende Geschlecht die Schuld zu entrichten, die er dem vergangenen nicht mehr abtragen kann? Ein edles Verlangen muß in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtnis von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgezeit wieder abgeben müssen, auch aus unsern Mitteln einen Beitrag zu legen und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen. Wie verschieden auch die Bestimmung sei, die in der bürgerlichen Gesellschaft Sie erwartet — etwas dazu steuern können Sie alle! Jedem Verdienst ist eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgetan, zu der wahren Unsterblichkeit meine ich, wo die Tat lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte.“

Nächst Schiller und Reinhold, der durch seine Vorlesungen über Kantsche Philosophie, sowie durch seinen regen persönlichen Umgang mit den Studierenden die Neigung zu philosophischem Denken und Arbeiten unter der akademischen Jugend eminent zu fördern wußte, war namentlich

die Einwirkung Fichtes auf die jugendlichen Gemüter eine gewaltige zu nennen.

„Gesundheit der Seele“ — so äußerte er u. a. in seiner Vorlesung über die Bestimmung des Gelehrten, „Gesundheit des Körpers — das ist die ausschließende Bedingung aller geistigen Entwicklung; aber es ist auch bloß die Bedingung: die vorhandene Anlage muß gebraucht werden durch Selbsttätigkeit. Vor allen Dingen muß der Mensch einmal in seinem Leben den auf immer und für alle Fälle gültigen Vertrag mit sich eingehn, die Gründe aller seiner Ueberzeugungen sich selbst zu bilden, schlechterdings nichts in sich zu dulden, was er auf bloße Autorität hin aufgenommen hat, und rastlos alles in sich aufzusuchen, was aus dieser Quelle an ihn gekommen sein möchte.... Durch Ihre Handlungsweise auf der Akademie bilden Sie sich für ihr Handeln in der Welt. Sie stehen unter einander in mannigfaltigen Beziehungen; Sie wirken gegenseitig auf einander; jeder akademische Mitbürger hat an dieser Wechselwirkung einen größeren oder geringeren Anteil, und das Resultat aller dieser Wechselwirkungen ist der Ton des ganzen Körpers. Suchen Sie diesen Ihren Anteil auf, und Sie haben an ihm — ohne eine einstige gänzliche Umänderung Ihrer Maximen, die unwahrscheinlicher wird, je weiter sie hinausgesetzt wird — Sie haben an ihm das Bild Ihres künftigen Wirkens; Sie werden einst der Welt das sein, was Sie jetzt der Akademie sind. Das Verderben und die Roheit, die Sie — ich meine diejenigen, die es trifft — die Sie jetzt in unsre Sitten bringen, werden Sie einst, nur verhältnismäßig, in die Welt übertragen; die Mutlosigkeit und Feigheit, mit der Sie sich jetzt Dingen hingeben, die Sie innerlich verabscheuen — und dies trifft mehrere — diese Mutlosigkeit und Feigheit, sage ich, werden Sie einst mit in die Welt nehmen, so wie Sie auch den Mut mit in die Welt nehmen würden, mit welchem Sie zu sagen wagten: das will ich nicht tun, denn es ist nach meiner Ueberzeugung unrecht. . . . Weil ich glaube, daß zuträglich ist, es Ihnen zu sagen, und weil ich glaube, daß Sie dieses Vertrauen verdienen, sage ich Ihnen laut und öffentlich, weil es nicht jeder von Ihnen gestehen möchte, daß es lediglich vom Mute und der Entschlossenheit der Besseren unter Ihnen abhängt, was unsre Akademie sein und was sie werden soll. Gesetze, mit unerbittlicher Strenge geübt, Gesetze helfen nichts ohne Sitten, und diese stehen größtenteils in Ihrer Gewalt; sie helfen nichts, ohne von der Meinung unterstützt zu sein, und diese Meinung steht in Ihrer Gewalt. . . . Daß unsere Akademie durch Fleiß und ruhige Sitten vor andern sich auszeichnet; daß das seit den ältesten Zeiten auf ihr ruhende Vorurteil in der Meinung der Welt schon anfängt zu schwinden — wem haben wir es zu verdanken? Ich glaube den Bessergesinnten unter Ihnen. Ob dies gute Vorurteil fortdauern soll, ob vernünftige Eltern die Ihrigen fernerhin zu uns senden sollen ohne Furcht, sie nicht mit Verachtung und Dumpfheit gebrand-

markt, oder gar nicht wiederzusehen, oder ob der Vorwurf der Roheit auf uns zurückkehren und über uns sich verewigen soll bis an das Ende der Tage — das hängt von Ihnen, von Ihrem Mut und Ihrer Entschlossenheit ab. . . . Ich weiß es, meine Herren aus der kurzen Zeit, die ich unter Ihnen lebe, und sage es dankbar heute zum Beschlusse dieser Vorlesungen, daß viel Gutes unter Ihnen ist; — ob Böses unter Ihnen sei, davon will ich jetzt nicht reden; denn mein Herz ist gerührt. Aber es sei unter Ihnen noch so viel Böses, die Summe desselben sei noch so überwiegend — sowie es in der Welt ist, so ist es auch auf der Akademie; die Guten sind stets die stärkeren, wenn sie es nur recht und ganz sind, und sie es sich selbst gestehen, daß sie es sind und seien wollen. Denn die Guten allein sind konsequent und gehen ihren festen Weg und alle, die wahrhaftig gut sind, sind in ihren Maximen völlig einig; und was verhindert es denn, daß sie auch ihre Kräfte vereinigen, um sich auf dem Wege des Guten zu vereinigen?"

Solche und ähnliche Töne konnten nicht ohne Wirkung bleiben. In überraschend kurzer Zeit hatte nicht bloß ein um vieles gesitteterer gesellschaftlicher Ton, sondern auch eine würdigere Auffassung des studentischen Lebens in allen seinen wissenschaftlichen und sittlichen Pflichten Platz gegriffen. Der Student „entrohte" sich auch im Aeußern. „Eleganz trat an die Stelle des Cynismus, ein anständiger Ton verdrängte mehr und mehr die urdeutsche Bierroheit, womit zugleich allerdings auch die bisher vielleicht allzu primitive Lebenshaltung eine bedeutend anspruchsvollere wurde. Man wollte sogar finden, daß die Kultur des Jenaischen Studententums in übergroße Verfeinerung auszuarten und daß durch sie das „ehrliche offene deutsche Herz" Schaden zu leiden drohe.

„Es ist ganz und gar nicht übertrieben", berichtet der bereits mehrfach angezogene zeitgenössische Briefwechsel, „wenn man im Durchschnitt annimmt, daß der Aufwand auf Kleidungen, gegen sonst, gerade auf die dreifache Summe gestiegen sei. Unsre Väter kauften, wenn sie sich mit ihren Freunden auf Akademieen einen guten Tag machen wollten, eine Tonne Bier und einige Pfund mittelmäßigen Tabaks, setzten sich um einen großen Tisch auf hölzerne Schemel, spielten das geistreiche Spiel: Lustig genannt, oder divertierten sich mit einem Hospiz, das die ganze Straße bis in die späte Nacht wider Willen wach erhielt, und gaben den andern Tag der Aufwärterin ein paar Groschen, um die häßlichen Ueberbleibsel des vorigen Tages wegzuschaffen, und damit Basta! . . . Sonntags wurde zu Dorfe gestiegen, oder, wenn sich ja einer viel zu Gute tun wollte, geritten, und damit wieder Basta. Die Garderobe bestand, das ganze Triennium über, aus einem Ueberrock und einem Sonntagskleide, nebst einem oder zwei Paar gelbleinenen Beinkleidern, und die Bibliothek aus den Compendien, einem lateinischen Lexikon und dem corpus juris oder der Bibel. Jetzt findet man in den Stuben der Studierenden Sophas und englische Kupferstiche; statt des Lustigs wird

l'Hombre gespielt, statt der Hospize eine Farobank substituiert und statt der Dorfreisen Opern, Vauxhalls, Bälle ꝛc. besucht. In der Bibliothek findet sich statt der Lexicons Meißners Alcibiades und statt des corpus juris Crebillons-Schaumlöffel oder die Gedichte im Geschmack des Grécourt. Brier trinkt man blos bei einer Pfeife Kanaster, und Chokolade, Punsch u. s. w. sind gewöhnliche Getränke. Fahren und Reiten sind ohne Vergleich, und Kost und Logis um ein Beträchtliches teurer geworden."

So kam die Zeit der Freiheitskriege heran.

Mit ihnen wurde wiederum ein neues, mächtig treibendes Agens, das nationale Ferment, in die jugendlichen Gemüter geworfen.

Als Friedrich Wilhelm III. sein Volk zu den Waffen gerufen hatte und Lützow selbst nach Jena kam, um unter den dortigen Studierenden für sein Freikorps zu werben, loderte auch hier ein mächtiges Feuer vaterländischer Begeisterung auf. Zu Hunderten eilten die Jünglinge nach dem ehemaligen Regierungsgebäude, wo Lützow sein Quartier aufgeschlagen hatte, und ließen sich von ihm in die Listen der freiwilligen Jäger einschreiben.

Mit „Lützows wilder verwegner Jagd" haben sie freudig und begeistert an dem heiligen Kampf für Ehre und Freiheit des Vaterlandes teilgenommen.

Große, reiche Erinnerungen, ein erhöhtes Selbstgefühl, ein in Deutschland längst nicht mehr gekanntes vaterländisches Hochgefühl brachten sie aus dem Kriege wieder mit zurück.

Man war sich endlich klar geworden über die welthistorische Bestimmung des deutschen Volkes und hatte es zu eigner Schande eingesehen, daß der Grundschade in Deutschlands eigner innerer Zersplitterung lag. Ueber den Trümmern dieser traurigen Vergangenheit sollte nunmehr ein neuer glänzender Bau erstehen, ein innerlich geschlossenes einheitliches deutsches Volkstum. Sie besonders, die als Blüte der deutschen Jugend von den Hochschulen zu den Fahnen geeilt und gereifter, gefestigter, im Hochgefühl vollbrachter Heldentaten wieder zurückgekehrt waren, sie brachten als wertvollste Errungenschaft die heilige Ueberzeugung mit nach Hause, daß wie in den Tagen der Gefahr, so auch für alle Zukunft ein fester innerer Zusammenschluß auf sittlicher und politischer Grundlage aufs dringendste von nöten sei.

Um so fremder standen diese Elemente nunmehr der „Völkleinerei" der noch bestehenden landsmannschaftlichen Verbindungen gegenüber.

Die geheimen Orden waren mittlerweile, teils infolge innerer Schäden und Konflikte, teils unter dem fortwährenden Druck der immer rigoroseren obrigkeitlichen Verbote und Maßregelungen aus dem studentischen Leben verschwunden, oder vielmehr in den Landsmannschaften wieder aufgegangen. Jedoch zeigte das nunmehrige Verbindungsleben ein durchaus unerfreuliches Bild von unablässigen kleinlichen Eifersüchteleien und Reibereien zwischen den einzelnen Vereinigungen, in deren

Verlauf fort und fort alte Gebilde verschwanden und durch neue, nicht minder ephemere ersetzt wurden, bis schließlich noch die Saxonen, Frankonen, Vandalen und Thüringer als letzte Reste übrigblieben.

Es war nichts anderes, als die unselige Zwiespältigkeit des deutschen Volkes, die in diesen partikularistisch gefärbten landsmannschaftlichen Verbindungen auf deutschen Hochschulen noch ihr Wesen hatte. Die von neuerwachtem Nationalitäts- und Solidaritätsgefühl beseelten Freiheitskämpfer traten bei ihrer Rückkehr diesen alles vaterländischen Geistes baren studentischen Sonderbündeleien schroff gegenüber. Rasch war auf Anregung eines Fichte, Schleiermacher, Steffens und vor allen Friedrich Ludwig Jahns, der Plan gefaßt, durch Aufhebung der einzelnen Landsmannschaften und Vereinigung der gesamten Studentenschaft zu einer allgemeinen Burschengemeinde das studentische Leben von Grund auf zu reformieren.

Es waren ihrer elf, zumeist frühere Angehörige der Lützowschen Freischar, unter ihnen die Mecklenburger Riemann, Horn und Schröder, der Frankfurter Kaffenberger und der Gothaner Scheidler, die mit jugendlichem Feuer das burschenschaftliche Reorganisationswerk aufnahmen. Selbst ehemalige Landsmannschafter, suchten sie zunächst in deren Kreisen für die Umgestaltung dieser partikularistisch gefärbten Verbindungen zu einer großen allgemeinen Burschengemeinde zu werben. Nicht ohne hartnäckigen Widerstreit, der sogar durch eine Reihe blutiger Zweikämpfe ausgetragen werden mußte. Schließlich aber war es, neben einzelnen widerstreben Elementen, nur mehr die Saxonia, welche geschlossen gegen jede Aenderung des status quo sich auflehnte und als einzige landsmannschaftliche Verbindung weiter vegetierte.

Die andern fanden sich, unter dem bedeutsamen Wahlspruch: „Ehre — Freiheit — Vaterland“ auf der Basis folgender, durchaus liberaler Grundsätze zusammen:

1) Damit das neuerwachte Bewußtsein der Volkseinheit nicht untergehe und um den mancherlei Nachteilen der Trennung in Landsmannschaften vorzubeugen, soll künftig nur die Burschenschaft als eine Verbindung auf der Universität bestehen und alle Burschen umfassen.

2) Durch Immatrikulation erhält jeder Student mit dem andern gleiche Rechte; daher müssen alle gleichen Anteil an der Gesetzgebung haben, die Verwaltung durch solche, die von allen gewählt werden, besorgt, alle Beschlüsse von allen genehmigt, alle Urteile, durch welche wesentliche Rechte entzogen werden, von allen erlassen werden.

3) Das Band der deutschen Burschen darf nicht von überreizbarem Eigendünkel, sondern muß von Liebe und Wahrheit gehoben sein. Es muß daher bei vorfallenden Beleidigungen sowohl der Versuch zur Vermittlung eintreten, als ein von allen ernanntes Ehrengericht im Namen aller die Ehre des Einzelnen für unverletzt erklären dürfen.

Als Bundesfarben wurden Rot-Schwarz mit Gold verziert angenommen. Es waren die Farben, die die Lützowschen Jäger im Kriege getragen hatten, nach einer anderen Version die Farben der ehemaligen Landsmannschaft



Das Burschenschaftsdenkmal.

Vandalia, deren Mitglieder an der Gründung der Burschenschaft hervorragenden Anteil genommen. Die gemeinsame Tracht sollte der schlichte schwarze deutsche Rock, samt Degen und Federbarett bilden, „um dafür zu wirken, daß eine deutsche Volkstracht, wie sie ernst und einfach und

schön dem deutschen Jüngling ziemt, eingeführt werde und zugleich dem Unwesen der Modetorheit sich entgegenzusetzen."

Das Duell wurde zwar beibehalten, aber mit der ausdrücklichen Beschränkung, daß es auf keinen Fall der rohen Rauflust, sondern lediglich dem Austrag wirklicher Ehrenhändel zu dienen habe.

Der Verfassungsentwurf wurde am 12. Juni 1815 von einhundert Studenten im Gasthof zur „Tanne" an der Kamsdorfer Brücke angenommen, und mit der Wahl von neun Vorstehern und einundzwanzig Ausschußmitgliedern die jenaische Burschenschaft als konstituiert erklärt.

Mit ihr ging ein neuer gesunder Geist für das studentische Leben auf. „Die Burschenschafter strebten danach, durch die Einfachheit ihrer Sitten und ihren Wandel den in der Verfassungsurkunde ausgesprochenen Grundsätzen Ehre zu machen, und wohl mochte es geschehn, daß diese strenge Aufmerksamkeit auf sich selbst dem Wesen vieler einen Anstrich finstern Ernstes verlieh, welcher mit der Frische ihrer Wangen und der Jugend ihrer Jahre im Widerspruch zu stehen schien. Allein alle waren fröhlich und heiter und nur Feinde der Unsittlichkeit und Unfreiheit. Während andere beim Glase den Mutwillen ihrer Jahre in roher, haltungsloser Ausgelassenheit, welche als Fidelität galt, freies Spiel gestatteten, tummelten sie die üppige Kraft auf dem Turnplatze, welchen die Burschenschaft in ihren ganz besondern Schutz genommen hatte und auf dem fleißig besuchten Fechtboden aus. In größern und kleinern Kreisen ihrer Freunde und Genossen waren sie heiter und unbefangen; allein sie suchten das rechte Maß des Genusses und stürmten nicht gegen Vernunft, Sitte und Zucht. Dabei äußerte dieser Umschwung in den studentischen Verhältnissen den wohltätigsten Einfluß auf den Fleiß und die Sittlichkeit der studierenden Jünglinge und trug zur Verminderung der Duelle, deren freilich in der ersten Zeit des Bestehens der Burschenschaft zu Jena noch sehr viele vorkamen, nicht wenig bei. Ein Leben, welches diesen Gang genommen, mußte sich bald über Gebrechen erheben, welche Geselligkeit, Frohsinn und Ehre in Gefahr zu bringen geeignet waren. Sehr frühzeitig wurde deshalb das Hazardspiel unter den Burschenschaftern verbannt und ebenso auf die Bewahrung der Keuschheit als einer volkstümlichen, echtdeutschen Tugend Gewicht gelegt."

Einer offiziellen Anerkennung seitens der Universitäts- und Staatsbehörden hatte sich zwar die Burschenschaft so wenig, als die bisher bestehenden studentischen Verbindungen zu erfreuen. Aber man legte ihr auch keine Schwierigkeiten in den Weg, und selbst Carl August ließ zu einer Zeit, da die Burschenschaft von ihren reaktionären Gegnern allenthalben als ein Herd revolutionärer Umtriebe verschrieen wurde, vor dem Bundestage erklären: „Es sei erfreulich gewesen, „daß nach den Kriegsjahren 1813 und 1814 die aus dem Felde zurückkehrenden Jünglinge das Törichte und Schädliche der landmannschaftlichen Spaltungen selbst erkannt und den Entschluß gefaßt hätten, die Einigkeit der Deutschen

auch in ihrem Zusammenleben zu erhalten, schon in ihrem Jugendleben einer Idee zu huldigen, welche für das deutsche Vaterland von so hoher Bedeutung sei; die Studierenden seien in den Jahren 1816 und 1817 leichter zu regieren gewesen, als je; es habe unter ihnen ein musterhafter Fleiß geherrscht; von Spaltungen sei gar nicht, von Zweikämpfen nur selten die Rede gewesen; Wahrheit, Mäßigkeit, Religiosität seien als Tugenden anerkannt worden, auf welche der Studierende unter Studierenden stolz sein dürfe."

Nachdem auch die Saxonia als letzter landsmannschaftlicher Rest sich aufgelöst hatte, war die Burschenschaft in einer Stärke von dreihundert Mitgliedern zur Alleinherrscherin im studentischen Leben Jenas geworden. Auch in bürgerlichen Kreisen, sowie bei den akademischen Lehrern, unter welchen Oken und Fries in erster Linie namhaft zu machen sind, hatte sie sich wärmster Sympathien zu erfreuen, als deren Beweis am 31. Mai 1816, am zweiten Jahrestag der Einnahme von Paris, von den Frauen und Jungfrauen Jenas das schwarz-rote, reich mit Gold gestickte Bundesbanner feierlichst seiner Bestimmung übergeben wurde.

„Unter der rauhen Schale lag ein gesunder Kern", sagt H. v. Treitschke. „Die Behörden selbst waren verwundert, als der beständige Krieg gegen die akademische Gesetze, worin die Landsmannschaften ihren Ruhm gesucht hatten, jetzt plötzlich aufhörte und wie viel edler ward der ganze Ton des akademischen Lebens, seit die Gesänge Arndts und Schenkendorfs auf den Kommersen erklangen und eine ganze Schaar junger Poeten, der Holsteiner Binzer voran, immer neue kräftige Burschenlieder aufbrachte. Die christliche Frömmigkeit, die sich allerdings oft prahlerisch zur Schau stellte, war bei den meisten echt und innig; mancher der jungen Träumer erschien wie verklärt durch die fromme Freude über alle die Wunder, welche Gott an diesem Volke getan."

Auch auf andern Universitäten hatte der Funke gezündet. In Berlin, Breslau, Erlangen, Gießen, Göttingen, Greifswald, Halle, Heidelberg, Kiel, Königsberg, Leipzig, Marburg, Rostock und Tübingen war dem burschenschaftlichen Gedanken eine Stätte bereitet worden. Schon im August des Jahres 1817 konnte die Jenaische Burschenschaft den gleichgesinnten Vereinigungen an den genannten Universitäten die Einladung zu einer gemeinsamen Verbrüderungsfeier zugehen lassen. Sie sollte am 18. Oktober desselben Jahres, als am Gedenktag der Leipziger Völkerschlacht und zugleich als Säkularfeier der Reformation, auf der Wartburg stattfinden.

Der Plan fand begeisterte Zustimmung. Aus allen Teilen Deutschlands wanderte ein Heer froher Burschen nach der alten Lutherstadt Eisenach, in die sie mit hellem Gesang Einzug hielten.

Am Morgen des 18. Oktober bewegte sich unter Glockengeläute und festlicher Musik, voran das Bundesbanner, ein Zug von fünfhundert Studenten im schwarzen Burschenrock, die Mützen mit Eichenlaub um-

kränzt, vom Marktplatz hinauf zur Wartburg. Im festlich dekorierten Rittersaal bestieg Riemann die Rednertribüne. Im Namen der Jenaischen Burschenschaft begrüßte er alle, die „zur gemeinschaftlichen Feier des Wiedergeburtsfestes des freien Gedankens und des Errettungsfestes des Vaterlandes aus schmählichem Sklavenjoch herbeigekommen waren“, und bezeichnete als Zweck der Feier: „Sich gemeinschaftlich das Bild der Vergangenheit vor die Seele zu rufen, um aus ihr Kraft zu schöpfen für die lebendige Tat in der Gegenwart, sich gemeinschaftlich zu beraten über ihr Tun und Treiben, die Ansichten auszutauschen, das Burschenleben in seiner Reinheit sich anschaulicher zu machen suchen, und endlich dem Volke zu zeigen, was es von seiner Jugend zu hoffen habe, welcher Geist sie beseele, wie Eintracht und Brudersinn von ihr geehrt werden, wie sie ringe und strebe, den Geist der Zeit zu verstehen, der mit Flammenzügen in den Taten der jüngsten Vergangenheit sich ihr kund tue.“ Nach einem Lobpreis Luthers als deutschen Mannes gab er hierauf ein ergreifendes Bild von Deutschlands Erniedrigung, seiner herrlichen Erhebung und der neuen schmerzlichen Enttäuschung, welche der glorreichen Zeit der Freiheitskriege wiederum gefolgt sei.

„In den Zeiten der Not“, so fuhr er fort, „haben wir Gottes Willen erkannt und sind ihm gefolgt. An dem, was wir erkannt haben, wollen wir aber nun auch halten, solange ein Tropfen Blutes in unsern Adern rinnt: der Geist, der uns hier zusammengeführt, der Geist der Wahrheit und Gerechtigkeit, soll uns leiten durch unser ganzes Leben, daß wir, alle Brüder, alle Söhne eines und desselben Vaterlandes, eine eherne Mauer bilden gegen jegliche äußere und innere Feinde dieses Vaterlandes, daß uns in offener Schlacht der brüllende Ton nicht schrecken soll, den heißesten Kampf zu bestehen, wenn der Eroberer droht; daß uns nicht blenden soll der Glanz des Herrscherthrones, zu reden das starke, freie Wort, wenn es Wahrheit und Recht gilt; — daß nimmer in uns erlösche das Streben nach Erkenntnis der Wahrheit, das Streben nach jeglicher menschlichen und vaterländischen Tugend. Mit solchen Grundsätzen wollen wir einst zurücktreten ins bürgerliche Leben, fest und unverrückt vor den Augen als Ziel das Gemeinwohl, tief und unvertilgbar im Herzen die Liebe zum einigen deutschen Vaterlande Du Mann Gottes, du starker Fels der Kirche Christi, der du mit eisernem Mute gegen die Finsternis ankämpftest, der du auf dieser Burg den Teufel bezwangst, nimm unser Gelübde an, wenn dein Geist noch in Gemeinschaft mit uns steht! Euch, Geister unsrer erschlagenen Helden, Schill und Scharnhorst, Körner und Friesen, Braunschweig-Oels und ihr andern alle, die ihr euer Herzblut vergossen habt für des deutschen Landes Herrlichkeit und Freiheit, die ihr jetzt über uns schwebt in ewiger Klarheit und mit hellem Blick in die Zukunft schaut, euch rufen wir auf zu Zeugen unseres Gelübdes . . . . Verderben und Haß aber allen denen, die in niedriger schmutziger Selbstsucht das Gemeinwohl vergessen, die

ein knechtisches Leben einem Grab in freier Erde vorziehen, die lieber im Staube kriechen, als frei und kühn ihr Stimme erheben gegen jegliche Unbill, die, um ihre Erbärmlichkeit und Halbheit zu verbergen, unserer heiligsten Gefühle spotten, Begeisterung und vaterländischen Sinn und Sitten für leere Hirngespinste, für überspannte Gedanken eines krankhaften Gemütes ausschreien! Ihrer sind noch viele; möchte bald die Zeit kommen, wo wir sie nicht mehr nennen dürfen!"

Mit Gebet um Gottes Segen schloß die begeisterte Rede, worauf Friedrich Jakob Fries, der bekannte Philosoph, sich mit eigenartig markierten Worten an die Versammlung wendete und ihr den Wahlspruch: „Ein Gott! Ein deutsches Schwert! Ein deutscher Geist für Ehre und Gerechtigkeit!" laut in die Herzen rief.

Unter allgemeiner Ergriffenheit beendete der von Dürre aus Jena gesprochene Segen die Feier, die einen tiefen, nachhaltigen Eindruck hinterließ.

Abends sieben Uhr versammelten sich die Burschen aufs neue am Markte und zogen bei Fackelschein nach dem der Wartburg gegenüberliegenden Wadenberge, auf welchem achtzehn mächtige Feuer angezündet waren. Hier hielt stud. phil. Rödiger, von Funken umstiebt, eine vor Begeisterung glühende Rede über die Ideale der deutschen Burschenschaft, die religiöse und politische Freiheit Deutschlands. Nach Gesang mehrerer Burschenlieder kehrten, da das vorgesehene Programm erledigt war, die meisten Teilnehmer wieder nach der Stadt zurück.

Auf dem Wadenberge aber spielte sich nunmehr der bekannte Vorgang ab, der für die jung aufblühende Burschenschaft so verhängnisvoll werden sollte.

Ein Studiosus Maßmann hatte den Plan gefaßt, die lohenden Feuer zu einem symbolischen Autodafé für gewisse der Burschenschaft wegen ihrer undeutschen Gesinnung besonders verhaßte Schriftsteller zu machen. Dieses Vorhaben war von ihm bis dahin sorgsam geheim gehalten worden. Als nun die offizielle Feier beendet war, trat er samt einigen wenigen Eingeweihten mit einem Korb voll Bücher an das Feuer und apostrophierte die noch Anwesenden, welche verwundert einen Kreis um das Feuer bildeten, mit einer pathetischen Erinnerung an Luthers Verbrennung der päpstlichen Bannbulle.

„So wollen auch wir", fuhr er fort, „durch die Flammen verzehren lassen das Andenken derer, so das Vaterland geschändet haben durch ihre Rede und Tat, und die Freiheit geknechtet und die Wahrheit nud Tugend verleugnet haben in Leben und Schriften .... So tretet denn heran zu dem zehrenden Fegfeuer und schauet, wie Gericht gehalten wird über die Schandschriften des Vaterlandes. Möge das höllische Feuer sie alle verzehren und vernichten, wie arge Tücke oder die Jämmerlichkeit und Erbärmlichkeit sie eingab."

Nach diesen Worten las er die Titel der zum Flammentode verurteilten Bücher vor, deren jedes mit einem kurzen Bannspruch unter allseitiger Zustimmung ins Feuer geworfen wurde. Es waren Werke von Kotzebue, Kosegarten, Kamptz, Immermann, Werner, Haller, Jancke, der Code Napoleon, die Münchener „Allemannia" u. a. m. Zuletzt wurde auch eine Schnürbrust, ein Zopf und ein Korporalstab den Flammen übergeben und mit einem allgemeinen dröhnenden pereat die merkwürdige Feier beschlossen. —

Die nächste Folge des Wartburgfestes war die Konstitution der



Einweihung des Burschenschaftsdenkmals.

Allgemeinen deutschen Burschenschaft. Sie erfolgte — gleichfalls in der „Tanne" zu Jena — nach mehrfachen Vorberatungen, an denen die Burschenschaften von Berlin, Halle, Heidelberg, Jena, Kiel, Königsberg, Leipzig, Marburg und Rostock teilgenommen hatten, am Jahrestag des Wartburgfestes, dem 18. Oktober 1818, auf Grundlage des nachstehenden Statuts:

§ 1. Die Allgemeine deutsche Burschenschaft ist die freie Vereinigung der gesamten wissenschaftlich auf der Hochschule sich bildenden deutschen Jugend zu einem Ganzen, gegründet auf das Verhältnis der deutschen Jugend zur werdenden Einheit des deutschen Volkes.

§ 2. Die Allgemeine deutsche Burschenschaft als freies Gemeinwesen stellt als den Mittelpunkt ihres Wirkens folgende allgemein anerkannte Grundsätze auf:

a) Einheit, Freiheit und Gleichheit aller Bursche untereinander, Gleichheit aller Rechte und Pflichten.

b) Christlich-deutsche Ausbildung einer jeden geistigen und leiblichen Kraft zum Dienste des Vaterlands.

§ 3. Das Zusammenleben aller deutschen Bursche im Geist dieser Sätze stellt die höchste Idee der Allgemeinen deutschen Burschenschaft dar — die Einheit aller deutschen Bursche im Geist wie im Leben.

§ 4. Die Allgemeine deutsche Burschenschaft tritt nun ins Leben dadurch, daß sie sich je länger je mehr darstellt als ein Bild ihres in Einheit und Freiheit erblühenden Volkes, daß sie ein volkstümliches Burschenleben in der Ausbildung einer harten leiblichen und geistigen Kraft erhält, und im freien, gleichen und geordneten Gemeinwesen ihre



Lichtenhain.

Glieder vorbereitet zum Volksleben, so daß jedes derselben zu einer solchen Stufe des Selbstbewußtseins erhoben werde, daß es in seiner reinen Eigentümlichkeit den Glanz der Herrlichkeit deutschen Volkslebens darstellt.

Das bedeutsame Ereignis wurde vormittags durch feierlichen Gesang und Reden auf dem Markte und einem Festgottesdienst in der Kollegienkirche, nachmittags durch Turnspiele und abends durch Freudenfeuer auf dem Landgrafenberge festlich begangen.

Es war ein harmlos-fröhliches Studententum, das in der jenaischen Burschenschaft sein Wesen hatte und in einem eignen „Bierreich", dessen Residenz das weitbekannte Bierdorf Lichtenhain bildete, seine ulkige allegorische Ausgestaltung fand. Dort residierte Herzog Tus der so und so vielte und hielt mit seinen Vasallen und Getreuen jährlich mindestens einmal einen solennen „Bierstaat" ab, zu welchem sich die Teilnehmer

zu Wagen und zu Roß in allerlei Vermummung nach der Hofburg begaben.

Ein solcher Hoftag wird uns aus zeitgenössischer Feder, wie folgt, geschildert:

„Als ich das erstemal nach Lichtenhain kam, thronte in dem niedern Zimmer der unansehnlichen Schenke auf einem alten Großvaterstuhl der regierende Fürst Tus VIII. und vor ihm an der halbzerbrochenen Tafel, in welcher über tausend Namen eingeschnitten waren, saßen die apanagierten Prinzen, die Reichsverweser, der Erzkanzler, die Ritter und Mannen des Hofes, darunter der Hofpoet und Zeitungsschreiber, die Hofbauern, bis herab zum Scharfrichter, Bluthund von Galgenbach. Der Herold des Reiches gab ein Zeichen mit der Stabstrompete, einem alten Clarinettenstück, und rief unter großer Stille der Versammlung ein Manifest aus, das seinem Hauptinhalte nach ungefähr also lautete:

„ „Wir Tus VIII., aus eignen Mitteln und Verdienst Herzog von Lichtenhain, gefürsteter Graf von Ziegenhain, Erbherr auf Kunitz, der Lande Ober- und Unter-Wöllnitz Protektor, Chef des goldenen Vließes rc. haben erfahren, daß in unsern Landen sich ein großer Durst gezeigt hat, was wir mit Wohlgefallen zu vernehmen allergnädigst geruhten. Maßen wir aber stets, immerdar und allezeit mit landesväterlicher Fürsorge darauf bedacht sind, die vorhandenen Kräfte unserer vielgetreuen Untertanen nicht nur zu benutzen, sondern auch fernerweit auszubilden, Notleidende zu unterstützen und Durstigen zu Hilfe zu kommen, haben wir mit unsern weisen Räten und mit Zustimmung unserer getreuen Landstände beschlossen und verordnet, beschließen und verordnen wie folgt: Es haben sich sämtliche unsere getreuen Untertanen mit allen unsern Hofrittern und Mannen in unserer hohen Feste und Residenz zu Lichtenhain am Tage der Publikation dieses Manifestes zu versammeln, um auf diesem Reichstage nach Kräften zum Wohle des Landes beizutragen, auch einem rittermäßigen Turnier und Lanzenstechen beizuwohnen.

„ „Gegeben auf unserer Residenz zu Lichtenhain. Eigenhändig und mit Handsiegel.

Tus VIII." "

„Als nun die Tafel vollzählig besetzt war, erhob sich der Herzog und trank auf das Wohl seines durstigen Landes ein volles „Stübchen" des leichten Lichtenhainer Bieres aus, ohne abzusetzen, worauf er sprach: „Es beginne das Kampfspiel!" Und der Herold rief: „Die Schranken sind eröffnet!" Vor jedem Ritter stand eine „Lanze", ein kleines ausgepichtes, mit Reifen umlegtes Trinkgefäß von Lindenholz in Form eines niedrigen abgestumpften Kegels. Jeder wählte sich nun einen Gegner, beide kürten einen Kampfrichter und einen Kampfwärtel, die Lanzen wurden vollgeschänkt (sie faßten nur wenige Schluck) und als nun von den Erwählten die Waffen „gleich" befunden wurden, ertönte der Kommandoruf des Wärtels: „Ergreift die Waffen!" Es geschah. „Legt aus!"

Die Kämpfer setzten die Trinkgefäße an den Mund. „Stoßt aus!“ — und in einem Nu war das Bier hinabgestürzt und augenblicklich die Lanze wieder auf den Tisch gestampft. Wer auch nur eine Sekunde später als der Gegner dies tat, war in den Sand gestreckt; wer einen Tropfen verschüttete, hatte geblutet, und mußte sich gefallen lassen, von neuem gefordert zu werden. Das Haus ertönte vom Geräusch des Lanzenbrechens; mancher leerte auf diese Weise an einem Abend unzählige Lanzen, und dies waren die Heldentaten der Insassen des Herzogtums Lichtenhain.“ —

Inzwischen aber war über dieses fröhlich aufblühende Studentenleben eine drohende Wolke heraufgezogen. In gewissen reaktionären Kreisen eines Kamptz, Schmalz u. a. hatte man schon längst die burschenschaftliche Bewegung, wenn sie auch an und für sich nichts weniger als einen ausgesprochenen politischen Charakter trug, mit wachsendem Mißtrauen betrachtet. Unablässig suchte man den Argwohn gegen solche „revolutionären“ Ideen zu schüren, und wo sich das ungezügelte jugendliche Deuschtum etwa einmal in formloser und stürmischer Weise Luft machte, witterte man sogleich irgendwelche geheimbündlerischen, konspiratorischen Umtriebe. So war schon gleich von vornherein das beabsichtigte Wartburgfest als Beweis einer staatsgefährlichen Gärung innerhalb der Studentenschaft gedeutet worden. Um so mehr als die Kunde von dem unüberlegten Nachspiel ruchbar wurde, das doch gänzlich außerhalb des Rahmens der offiziellen Feier gestanden hatte und durchaus nicht tragisch genommen zu werden verdiente.

Alsbald erhob sich ein betäubendes Geschrei gegen diesen Unfug „verwilderter Professoren und verführter Studenten“, und Jena insonderheit mußte sich gefallen lassen, ein Schlupfwinkel aller Verworfenheit und Nichtswürdigkeit zu sein. Selbst Männer wie Niebuhr und Stein sah man von einer Voreingenommenheit zumal gegen die Jenaische Studentenschaft erfüllt. Es kam so weit, daß das ominöse Autodafé auf dem Wadenberge zum Gegenstande erbitterter und langwieriger diplomatischer Verhandlungen gemacht wurde. Großherzog Carl August, der „Altbursch“, wie ihn Metternich wegen seiner Parteinahme für die Jenenser Burschen nannte, sah im hohen Rat der Politik vier Weltmächte gegen sich erhoben, deren Drängen er schließlich nachgeben mußte.

In diese Zeit fiel die Untat des unglücklichen Sand.

Der eitle Kotzebue hatte sich durch die Verbrennung seiner „Geschichte des deutschen Reiches von dessen Ursprung bis zu dessen Untergang“ in seinem Selbstgefühl auf das empfindlichste gekränkt gesehen und hierfür durch gehässige politische Berichte und eine Reihe hämischer Angriffe auf die deutsche Studentenschaft in seinem „Literarischen Wochenblatt“ sich zu rächen gesucht. Die Erbitterung gegen diesen ihren eingeschworenen Feind und Hasser war infolgedessen innerhalb der Burschenschenschaft aufs äußerste gestiegen.

Da faßte Carl Ludwig Sand, „ein frommer, patriotisch fühlender aber von Schwärmerei erfüllter, in einer Welt verworrner düsterer Ideen lebender und von Eitelkeit beherrschter Jüngling", den verbrecherischen Vorsatz, mit Mörderhand die deutsche Nation von den verderblichen Ratschlägen dieses „russischen Spions und Verräters am Vaterlande" zu befreien. In Mannheim wußte er sich bei dem arglosen Kotzebue Eingang zu verschaffen und durchbohrte ihn, während er einen ihm von Sand überbrachten Brief las, mit Dolchstichen.

Sand büßte seine Tat auf dem Blutgerüst. Aber die gesamte deutsche Burschenschaft hatte die Folgen zu tragen.

Der Mörder war Student der Theologie in Jena und Mitglied der dortigen Burschenschaft gewesen. Das war Grund genug, seine Tat als das Ergebnis einer unter der ganzen Burschenschaft verbreiteten, auf Fürstenmord und Revolution hinzielenden Verschwörung anzusehen, obschon Sand nachweisbar keine Mitschuldigen oder auch nur Mitwissenden seines Planes gehabt hatte. Die Ermordung Kotzebues wurde zum willkommenen Vorwand, um die nationale Erhebung der deutschen und sonderlich der jenaischen Burschenschaft gewaltsam zu unterdrücken.

Carl August und die übrigen fürstlichen Erhalter der Universität traten zwar kräftig für ihre Burschenschafter ein und stellten diesen ausdrücklich das Zeugnis aus, daß sie ein edleres Studentenleben eingeführt und daß es lediglich böser Wille sei, der solche konspiratorische Bestrebungen ihnen angedichtet habe. Aber schon wenige Tage nach Sands Tode traf in Jena der Befehl an sämtliche daselbst studierende preußische Landeskinder ein, unverzüglich die Stadt zu verlassen. Die Frequenz der Hochschule sank mit einem Schlage von achthundert auf sechshundert herab. Der Burschenschaft gingen ihre tüchtigsten Glieder verloren. Auch gegen die burschenschaftlich gesinnten akademischen Lehrer wurden strenge Maßregeln ergriffen. Unter ihnen befand sich Oken, der trotz seiner unschätzbaren Verdienste um die Universität seiner Professur verlustig ging.

Schließlich, im August 1819, traten unter Metternichs Vorsitz zehn größere Regierungen, unter ihnen auch Preußen, zu den Karlsbader Ministerkonferenzen zusammen, auf denen namentlich die angeblichen Gebrechen des deutschen Schul- und Universitätswesens und die in diesen Kreisen grassierenden staatsgefährlichen Umtriebe zur Verhandlung gestellt wurden.

In dem auf Grund dieser Beratungen gefaßten provisorischen Bundestagsbeschluß war u. a. gesagt:

„Die seit langer Zeit bestehenden Gesetze gegen geheime oder nicht autorisierte Verbindungen auf Universitäten sollen in ihrer ganzen Kraft und Strenge aufrechterhalten und insbesondere auf den seit einigen Jahren gestifteten, unter dem Namen „Die allgemeine Burschenschaft" bekannten Verein um so bestimmter ausgedehnt werden, als diesem Vereine die schlechterdings unzulässige Voraussetzung einer fortdauernden Gemein-

schaft und Korrespondenz zwischen den verschiedenen Universitäten zugrunde liegt. Den Regierungsbevollmächtigten soll in Ansehung dieses Punktes eine vorzügliche Wachsamkeit zur Pflicht gemacht werden.

„Die Regierungen vereinigen sich darüber, daß die Individuen, welche nach Bekanntmachung des gegenwärtigen Beschlusses erweislich in geheimen oder nicht autorisierten Verbindungen geblieben oder in solche getreten sind, bei keinem öffentlichen Amt zugelassen werden sollen."

Dieser Beschluß wurde mittels Großherzoglichen Patentes vom 30. Oktober 1819 auch in Weimar publiziert. Darauf erging am 26. November von seiten der dortigen Regierung an den akademischen Senat zu Jena die Weisung, die Burschenschaft unverzüglich aufzulösen.

„Nachdem dem Vorstand derselben dieser Befehl bekannt gemacht worden war", erzählt Robert Keil, der bekannte Historiograph der deutschen Burschenschaft, beschloß man noch eine, und zwar die letzte Versammlung abzuhalten. Abends acht Uhr versammelte man sich sehr zahlreich im Rosensaal, wo der zeitherige Sprecher den Mitgliedern das Ergebnis der bei dem Prorektor stattgehabten Verhandlung bekannt machte und den Empfindungen des Schmerzes und der Wehmut, von denen alle Anwesenden durchdrungen waren, Ausdruck gab. Die Stimmung der Versammlung war ernst, ja feierlich. Mit tiefer Trauer mußte es die Versammelten bewegen, daß die großen Ideen, welche die Burschenschaft zu verwirklichen strebte, so verkannt und ihre reinen Bestrebungen so verdächtigt worden waren; aber man gelobte sich auch voll Begeisterung mit Hand und Mund, treu zu halten an dem Geiste der Burschenschaft, wenn auch die organische Verfassung derselben nun mangeln würde. Mit erhebenden Empfindungen und größerer Begeisterung als je sang man die Schlußstrophe des Bundesliedes:

Rückt dichter in der heil'gen Runde,
Und klingt den letzten Jubelklang,
Von Herz zu Herz, von Mund zu Munde
Es brause freudig der Gesang:
Das Wort, das unseren Bund geschürzet,
Das Heil, das uns kein Teufel raubt,
Und Zwingherrntrug uns nimmer kürzet,
Das sei gehalten und geglaubt!

„Zugleich richtete man, wohl erkennend, daß Carl August, welcher der Burschenschaft immer günstig gestimmt gewesen, nur ungern die Zwangsmaßregeln der Großmächte zur Ausführung gebracht hatte, noch eine Adresse an den Großherzog, teils als Ausdruck der Dankesgefühle, teils als eine Rechtfertigung der Burschenschaft vor der deutschen Geschichte.

Noch einmal erscholl in feierlicher Versammlung die letzte Strophe des Bundesliedes; dann ging man still und ruhig auseinander. Die

Mehrzahl der innig befreundeten Mitglieder der nun aufgelösten Burschenschaft blieb aber noch beisammen und besprach sich über die Zukunft des Burschenlebens. Was in der Adresse an den Großherzog ausgesprochen war: die Hoffnung auf eine der erstrebten edleren Gestaltung des Burschenlebens günstigere Zukunft und die Mittel, wie man das jetzt erlittene Unrecht verschmerzen und die empfangenen Wunden heilen könnte, beschäftigte die erregten jugendlichen Gemüter noch lange Zeit, bis endlich der begeisterte, von allen geliebte Binzer der allgemeinen Stimmung durch sein herrliches, später oft gesungenes Lied Ausdruck verlieh:

Wir hatten gebauet
Ein stattliches Haus
Und drin auf Gott vertrauet
Trotz Wetter, Sturm und Graus.

Wir lebten so traulich,
So einig, so frei,
Den Schlechten ward es gräulich,
Wir lebten gar zu treu.

Sie lugten, sie suchten
Nach Trug und Verrat,
Verleumdeten, verfluchten
Die junge grüne Saat.

Was Gott in uns legte,
Die Welt hat's veracht't,
Die Einigkeit erregte
Bei Guten selbst Verdacht.

Man schalt es Verbrechen,
Man täuschte sich sehr,
Die Form kann man zerbrechen,
Die Liebe nimmermehr.

Die Form ist zerbrochen
Von außen herein,
Doch, was man drin gerochen,
War eitel Dunst und Schein.

Das Band ist zerschnitten,
War schwarz, rot und gold,
Und Gott hat es gelitten,
Wer weiß, was er gewollt!

Das Haus mag zerfallen —
Was hat's denn für Not?
Der Geist lebt in uns allen
Und unsre Burg ist Gott!

## Allerlei Sturm und Drang.

Die nächste Folge der Auflösung der Burschenschaft war ein Wiederaufleben der landsmannschaftlichen Verbindungen. Als solche traten nunmehr die Korps in Erscheinung, welche zwar die engherzige nationalistische Grundlage aufgaben und sich nicht mehr auf bestimmte territoriale Werbedistrikte festlegten, aber doch wie die früheren Landsmannschaften als oberstes Prinzip lediglich den frohen Lebensgenuß pflegten. Zu ihnen gehörten im Jahre 1826 die „Thuringia“ auf dem Fürstenkeller, die „Saxonia“ im Halben Mond, die „Frankonia“ im Ballhause, die „Teutonia“ im Engel und die „Rhenania“ im Weimarischen Hof, welche jedoch bereits im folgenden Jahre wieder aufgelöst und durch die „Vandalia“ ersetzt wurde.



Hoftag in Lichtenhain.

In diesen Kreisen vollzog sich u. a. die Ausgestaltung der angestammten eigenartigen Trinksitten, zu deren Kodifizierung eine eigene Kommission eingesetzt wurde, welche schließlich als Resultat ihrer Verhandlungen den weltbekannten „Allgemeinen Jenaischen Bierkomment und Bierprozeß“ herausgab. Auch die Korps schufen sich, wie ehedem die alte Burschenschaft, in Lichtenhain und Wöllnitz ihre Bierherzogtümer mit eignen Hofchargen vom Erzbischof bis zum Kammerdiener herab, in denen sie unter großem Pomp und Mummenschanz, sowie unendlichem Bierkonsum, ihre Galafeste und Hoftage abhielten. Außerdem bildeten die gemeinsam gehaltenen Wochenkommerse, auf denen es allerdings nicht immer ohne Reibereien zwischen den einzelnen Verbindungen abging, einen Höhepunkt des Korpslebens, in dessen Bereich auch das Duellwesen wieder zu großer Bedeutung gelangte.

Trotz alledem stand nach wie vor das jenaische Studentenleben unter der Vorherrschaft des burschenschaftlichen Geistes. Dieser warb und lebte ungetrübt weiter, wenn auch die äußere Form zerbrochen war. Ja, es geschah, daß sich die angeblich aufgelöste Burschenschaft als neugegründete „Germania“ mit der alten Burschenfahne wieder an die Oeffentlichkeit wagen durfte. Von Zeit zu Zeit wurden aufs neue strenge Repressivmaßregeln ergriffen und den Angehörigen der Burschenschaft jegliche spätere Anstellung im Staats-, Kirchen- oder Schuldienste versagt. Dennoch bestand der Zusammenschluß, wenn auch ohne feste

Form und organische Gliederung, fort. Der „Burgkeller“, das neue Burschenhaus, dessen Name zugleich den Inbegriff der jenaischen Burschenschaft bildete, trug wohl äußerlich nur den Charakter einer freien Kneipverbindung, pflegte jedoch im geheimen die alten Traditionen treulich weiter und bildete zugleich ein schwerwiegendes Gegengewicht gegen das neuaufblühende Korpswesen.

Es war erklärlich, daß zwischen diesen in ihren innersten Prinzipien grundverschiedenen studentischen Parteien ein gedeihliches und erfreuliches Zusammenleben sich nicht ermöglichen ließ. Nur zu bald kam es zu häßlichen Provokationen und im weiteren Verlauf zur gegenseitigen Verrufserklärung.

Das gespannte Verhältnis verhinderte jedoch nicht, daß in einzelnen die „berechtigten Interessen“ der gesamten Studentenschaft berührenden Fällen auf Grundlage des comment suspendu eine gemeinsame Aktion zustande kam.

So geschah es am 2. Dezember des Jahres 1852 bei dem Auszug der jenenser Studentenschaft nach Kahla.

Man hatte abermals von seiten des Senats ein geheiligtes Reservatrecht der akademischen Jugend angetastet und kurzerhand das öffentliche Singen auf den Straßen verboten. Es ist das, beiläufig gesagt, ein Privilegium, welches sich auch heutigen Tages der Jenenser Studio nicht nehmen läßt.

Ueber diese Gewaltmaßregel erhob sich ein Sturm der Entrüstung. Man sprach es allgemein aus, daß damit abermals ein Stück der akademischen Freiheit zu Grabe getragen werde. Die gesamte Studentenschaft, ob Burschenschaftler, Korpsstudenten oder „Finken“, bewies sogleich dem Manifest ihre unzweideutigste Mißachtung, indem sie, anstatt die Kollegs zu besuchen, laut singend in hellen Haufen die Straßen der Stadt durchzog und sämtlichen mißliebigen oder verdächtigen Persönlichkeiten die Fenster einwarf. Als noch während der Nacht die Kunde ruchbar wurde, daß auf Veranlassung des Senats zur Wiederherstellung der Disziplin ein Militärkommando aus dem nahen Weimar in Anmarsch sei, beschloß man alsdann morgens früh um acht Uhr den allgemeinen Auszug nach dem drei Stunden entfernten altenburgischen Städtchen Kahla. Zur Mittagsstunde bereits wogte der lange Zug, mit Vorantritt der schwarz-rot-goldenen Burschenfahne und unter Gesang des Liedes: „ubi bene, ibi patria“ zum Neutor hinaus.

In Kahla und den umliegenden Dörfern wurde Quartier bezogen. Die Einwohnerschaft nahm die unerwarteten Gäste auf das entgegenkommendste auf und gestaltete ihren Aufenthalt zu einer Reihe von fröhlichen Festtagen.

Der Senat zu Jena, der solche Unbotmäßigkeit sehr übel vermerkte, stellte sich unnachgiebig. Er verlangte schleunige Rückkehr zur alma mater

innerhalb dreier Tage und drohte andernfalls mit sofortiger Relegation oder Consiliierung.

Auch in diesem Falle war es wiederum der burschenfreundlich gesinnte Großherzog Carl August, der sich ins Mittel schlug und seinen Schützlingen die Rückkehr nach Jena unter günstigeren Bedingungen ermöglichte. Wegen des Auszugs nach Kahla wurde Amnestie zugesagt, das Militär sollte aus der Stadt zurückgezogen, das Gesuch der Studentenschaft um fernere Gesangsfreiheit aber in wohlwollende Erwägung gezogen werden, wobei es verblieb, indessen ungestört weiter gesungen wurde.

Die schwarz-rot-goldne Burschenfahne ließen die dankbaren Musensöhne der Einwohnerschaft von Kahla aus Erkenntlichkeit für die freundliche Aufnahme zurück. Dort verblieb sie bis zum Mai 1848, wo sie auf Ansuchen der Burschenschaft wieder zurückerstattet wurde. —

Im Jahre 1826 organisierte sich die Burschenschaft in einer in Zwätzen abgehaltenen Versammlung aufs neue. Da gleichzeitig auch auf fast sämtlichen andern deutschen Universitäten die gewaltsam unterdrückte Bewegung sich wieder feste Formen schuf, so konnte kurz darauf das Band der Allgemeinen deutschen Burschenschaft wieder neu geknüpft werden.

Bald genug machte sich jedoch ein innerer Zwiespalt innerhalb der burschenschaftlichen Bewegung immer schärfer geltend. Schon auf dem Burschentag in Erlangen im Jahre 1827 war die intransigente und unternehmende Partei der „Germanen" den friedlicher und weitherziger gesinnten „Arminen" schroff gegenüber getreten. Auf dem Frankfurter Burschentag im Jahr 1831 hatte sie durchgesetzt, daß zu dem bisherigen Tendenzartikel: „Die deutsche Burschenschaft betreibt die Vorbereitung zur Herbeiführung eines frei und gerecht geordneten und in Volkseinheit gesicherten Staatslebens mittelst sittlicher, wissenschaftlicher und körperlicher Ausbildung auf der Hochschule", der nicht unbedenkliche Zusatz beschlossen wurde: „Im Falle eines Aufstandes solle unter Umständen jeder Burschenschafter verpflichtet sein, selbst mit Gewalt den Verbindungszweck zu erstreben, und sei deshalb zur Teilnahme an Volksaufständen gehalten, die zur Erreichnng desselben führen könnten."

Noch einmal hatte in Jena ein Fest, welches zu Ehren durchziehender polnischer Flüchtlinge veranstaltet wurde, die feindlichen Parteien mit einander versöhnt, so daß sie wieder wie vordem auf dem Burgkeller gemeinsam kommersierten und bei der Bestattung Goethes in der Fürstengruft zu Weimar als geschlossene Korporation auftraten. Aber die Verbrüderung war unhaltbar. Das Hambacher Fest im Mai 1832, auf dem man „die vereinigten Freistaaten Deutschlands" und „das conföderierte republikanische Europa" mit Hochrufen gefeiert, hatte den reaktionären Regierungen zu neuen Gewaltmaßregeln gegen die deutsche Burschenschaft Anlaß gegeben, denen gegenüber die sanftmütigen

Arminen, die man wegen ihrer Gemütlichkeit bitter verspottete, nicht die nötige Widerstandsfähigkeit zu besitzen schienen. Darüber brach der alte Streit wieder aus, in dessen Verlauf die prinzipientreuen Germanen vom Burgkeller nach dem Fürstenkeller auswanderten.

Das war die Zeit, in welcher Fritz Reuter als Student in Jena weilte.

Er schildert sich als „einen magern, lang aufgeschossenen Burschen mit langem Halse und langem Haar, bedeckt mit einer schwarz-rot-gold verbrämten Mütze; in der Hand trug er einen Ziegenhainer und hatte in seinem Wesen etwas Antediluvianisches, jetzt Untergegangenes."



Fuchsturm mit Ziegenhain.

Der junge Reuter hatte sich den forschen „Germanen" angeschlossen, wennschon er selbst durchaus kein politischer Heißsporn, sondern im Grunde nichts anderes, als ein lebensfroher Bursche war. Welch herzerquickendes Denkmal hat er nicht seiner Jenenser Studentenzeit im Munde des „ollen Herrn Pastur" in Hanne Nüte gesetzt!

„Ach Jena! Jena! lieber Sohn,
Sag' mal, hört'st du von Jena schon?
Hast du von Jena mal gelesen?
Ich bin ein Jahr darin gewesen,
Als ich noch Studiosus war;
Was war das für ein schönes Jahr!
Ach, geh mir doch mit Mutters Schwaan
Und mit des Alten Engelland,
Nein, Ziegenhan und Lichtenhan

Und dann der Fuchsturm wohlbekannt,
Und auf dem Keller die Frau Vetter —
Es war ein Leben, wie für Götter!
Und auf dem Markte standen wir,
Zur Hand ein jeder sein Rappier,
Und Terz und Quart und Quartrevers — —
Die flogen links und rechts hinüber!
Ja, ja, da ging es scharf, mein Lieber."

Es existiert außerdem aus Reuters Studentenzeit eine Ballade, die er dem weltberühmten Samiel zu Ehren in das Fremdenbuch der Rudelsburg schrieb. „Der Burggeist von der Rudelsburg" war sie betitelt: ein wilder Ritter hat dort vor Zeiten gehaust, allen Menschen feind; aus Neid auf seinen Schänken und dessen stattlichen Bart, mit dem seine eigne Oberlippe sich nicht messen konnte, stößt er ihm das Schwert durch den Leib. Da richtet noch einmal der sterbende Schänke sich auf:

„Du hast mich zwar getötet in schnödem Uebermut,
Doch nimmer wird's dir gehen auf Erden wieder gut;
Du wirst dich nicht mehr freuen am wilden Schlachtgeschrei,
Es steht ein krankes Jahr nur zu leben dir noch frei.

Und wenn du dann gestorben, so eilt dein Geist nicht fort,
Der stolze Ritter bleibet als Schänk an diesem Ort,
Vom Bier, das du getrunken, trinkst du dann nimmermehr,
Es trinken die Studenten dann deine Fässer leer.

Und diesen mußt du dienen und hören auf ihr Wort,
So lange Schänke bleiben, als dauert dieser Ort.
Zur Warnung aller Herren, die stolz wie du und hart,
Sollst „Samiel" du heißen und tragen einen Bart."

Ich hab' euch jetzt erzählet die Mär so wunderbar;
Ihr könnt sie sicher glauben, sie ist gewißlich wahr.
Wer sie von euch nicht glaubet, der ruf nur: „Samiel!"
Dann kommt er mit dem Humpen und mit dem Bart zur Stell.

Ob dieser kurzen Jenenser Burschenherrlichkeit willen mußte Reuter, und mit ihm so viele andre, die besten Jahre seiner Jugend opfern.

Indessen hatte der Antagonismus zwischen Arminen und Germanen immer schärfere Formen angenommen. Es kam zu blutigen Konflikten. Abermals rückte ein Weimarisches Militärkommando in Jena ein, um die aufs ärgste bedrohte öffentliche Ordnung wieder herzustellen. Eine ganze Reihe von Verhaftungen und Relegationen fand statt. Das Führen von Stockdegen und allen andern Waffen, die Beherbergung fremder Studenten, das Zurschautragen von Bändern, Mützen und

Kokarden in andern, als den Landesfarben, sowie die Zugehörigkeit zu studentischen Vereinen mit irgendwelchen politischen Tendenzen wurde auf das energischste verboten.

Infolgedessen lösten die Germanen wie die Arminen sich auf. Auch Fritz Reuter verließ Jena im Februar 1833 und kehrte nach Stavenhagen zurück.

Zu gleicher Zeit hatte das sogenannte „Frankfurter Attentat", die



Das Reuter-Denkmal.

Erstürmung der Haupt- und Konstablerwache seitens einer unbesonnenen Rotte von Studenten, Demagogen und Bauern, eine neue Hochflut reaktionärer Gewaltmaßregeln gegen die Burschenschaft entfesselt. Zumal letztere noch kurz vorher auf dem — allerdings nur von sechs Abgeordneten beschickten — Burschentag in Stuttgart den eben so unüberlegten wie ungereiften Beschluß gefaßt hatte: „Die Allgemeine deutsche Burschenschaft solle ihren Zweck, Einheit und Freiheit Deutschlands, auf dem Wege der Revolution erstreben und deshalb dem Vaterlandsverein in Frankfurt sich anschließen."

Daraufhin begann eine maßlose Hetze und Verfolgung. Sämtliche Angehörige der deutschen Burschenschaft, die sich in ihrer Gesamtheit keineswegs mit jenen rabulistischen Tendenzen identifizierte, wurden, soweit ihnen nachgespürt werden konnte, verhaftet und vor der eigens zu diesem Zwecke eingesetzten Zentraluntersuchungsbehörde abgeurteilt. Auch Reuter ereilte das Verhängnis. —

Die unverwüstliche Lebenskraft, die in der burschenschaftlichen Bewegung jener Zeit ihr Wesen hatte, überstand auch diesen Sturm. Allerdings darf nicht verkannt werden, daß man gerade auf seiten der Weimarischen Landesregierung bei all diesen reaktionären Unterdrückungsversuchen lediglich der Not und nicht dem eigenen Triebe gehorchte. Man ließ sich auch diesmal daran genügen, daß die Arminia ihren Namen sowie ihren Charakter als Burschenschaft ablegte, aber dessenungeachtet als freier Verein auf dem Burgkeller weiter tagte und im geheimen die alten Traditionen weiter pflegte. Es durfte sogar ungestraft und ungehindert geschehen, daß bei offiziellen Gelegenheiten, z. B. beim Prorektoratswechsel, der „Burgkeller“ wieder in der alten Burschentracht, wenn auch mit verbundenen Farben, in voller Oeffentlichkeit erschien, bis er sich im Jahre 1836 schließlich aufs neue als statutenmäßig organisierte Verbindung auftat und bald darauf wieder einen Mitgliederbestand von einhundertfünfzig Mann erreichte.



Der Burgkeller.

Aber auch der alte innere Zwiespalt zwischen den konservativen und liberalen Elementen lebte wieder auf. Er führte zu einer erneuten Trennung der Burschenschaft, die sich nunmehr in „Burgkelleraner“ und „Fürstenkelleraner“ spaltete. Die „progressistischen“ Tendenzen, die sich zu jener Zeit in immer stärkerem Maße geltend machten und auf eine gründliche Reform des Universitätswesens und Studentenlebens abzielten, führten zur Gründung einer neuen burschenschaftlichen Vereinigung im

„Bären“, die sich vom Burgkeller abgetrennt hatte, aber bald darauf mit diesem wieder zu der „Verbindung auf dem Burgkeller“ vereinigte. Hiermit hatte die letztere den burschenschaftlichen Namen und Charakter ausdrücklich abgelegt und den „Progreß“ zu ihrem Prinzip erhoben. An ihrer Stelle tat sich als neue Burschenschaft im Februar 1845 die „Teutonia“ (im Ballhaus, später im Engel) auf, die jedoch in der Folgezeit unverkennbar mit den Korps sympathisierte und zu ihnen mehrfach in nähere Beziehungen trat. Als zweite Altburschenschaft hatte sich der „Fürstenkeller“ im Jahre 1846 unter dem Namen „Germania“ neu konstituiert. Daneben stand der „Burgkeller“ als weitaus stärkste studentische Verbindung in alter Blüte. Seine progressistische Tendenz zielte nach wie vor, unter tunlichster Beseitigung des Duellwesens, nach einer Annäherung des studentischen an das bürgerliche Leben. Diesen allen gegenüber verharrten die vier bereits genannten Korps, zu denen sich zeitweilig noch eine „Allemannia“ gesellte, in ihrer abgeschlossenen aristokratischen Stellung.

Das „tolle Jahr“ 1848 brachte auch unter die Jenenser Studentenschaft eine hochflutende Bewegung. Nicht genug, daß Korpsstudenten, Burschenschafter, Progressisten und „Finken“ am 2. März in schönster Einmütigkeit unter Vorantritt einer blau-weiß-roten Fahne und dem Schmucke gleichfarbiger Bänder und Kokarden den Ausbruch der französischen Februarrevolution mit lautem Jubel feierten. Es kam sogar zu regelmäßigen allgemeinen Studentenversammlungen und zur Bildung einer akademischen Wehrmannschaft. Insonderheit beteiligte sich der Burgkeller in intensivster Weise an den politischen Aspirationen, welche auf eine Vereinigung des Kammer- und Landschaftsvermögens, Gewährung der Preßfreiheit, Errichtung von Schwurgerichten usw. hinarbeiteten. Als am 11. März gegen sechstausend Bauern mit Knitteln bewaffnet in Weimar einrückten und eine drohende Haltung annahmen, wußten die gleichfalls anwesenden Burgkelleraner die Bewegung an sich zu reißen und unter Vermeidung aller groben Exzesse die Abdankung des Ministeriums Schweitzer zugunsten eines namentlich in der Studentenschaft eminent populären Ministeriums Wydenbrugk mit glänzendem Erfolg durchzusetzen.

In diese selbe Zeit fiel die Gründung des „Studentenvereins“ unter den Nichtinkorporierten.

Bereits im Jahre 1841 war eine lockere Organisation der „Finken“ oder „Wilden“ unter dem Vorsitz eines semesterweise gewählten Sprechers ins Leben getreten, die jedoch lediglich die Pflege der Geselligkeit und den Schutz des Einzelnen gegenüber dem damals etwas anmaßenden Gebaren der Verbindungsstudenten sich zur Aufgabe gemacht hatte. Gleichwohl war die Finkenschaft bisher gegenüber den Interessen des studentischen Lebens völlig indifferent geblieben.

Mit dem Jahr 1848 kam auch in diese Kreise ein reges Leben.

Um an den die Gemüter aufs höchste bewegenden politischen und studentischen Fragen tatkräftigen Anteil nehmen zu können, schloß sich zu Ostern ein ansehnlicher Teil der Finkenschaft zusammen, um auf durchaus liberaler und weitherziger Grundlage ein gemeinsames Raten und Taten zu ermöglichen. Jedweder Nichtverbindungsstudent konnte durch einfache Einzeichnung in die Namensliste Mitglied des solchergestalt konstituierten Studentenvereins werden und somit nicht bloß an der Neugestaltung der Verhältnisse selbsttätig mitwirken, sondern auch einen ebenso erwünschten als fruchtbringenden gesellschaftlichen Anschluß finden.

Das neuerwachte Leben drängte nach Betätigung. Von Jena ging die Anregung zu einem zweiten, auf breitester Grundlage stehenden Wartburgfeste aus, welches vom 8. bis 14. Juni stattfand und aus ganz Deutschland, sogar aus Wien, eine Schar von 1500 Studenten zusammenführte. Von Jena aus nahmen sämtliche studentische Gruppen in gleicher Weise teil. In vier, zum Teil recht stürmischen Versammlungen, bei denen die Rechte (konservative Korps- und Burschenschaften) und die Linke (progressistische Vereinigungen) hart aneinander gerieten, wurde folgende Adresse beschlossen:

„An die hohe deutsche Nationalversammlung.

Die Allgemeine deutsche Studentenversammlung auf der Wartburg hält eine Umgestaltung der Universitäten für dringend nötig und legt ihre diesfallsigen Wünsche Einer hohen deutschen Nationalversammlung zur baldigen Erledigung vor.

Die Universitäten sollen Nationaleigentum werden;

Das Vermögen der einzelnen Universitäten soll vom Gesamtstaate eingezogen werden. Dieser bestreitet ihre Bedürfnisse. Die Oberleitung übernimmt das Unterrichtsministerium. Im einzelnen wird das Prinzip der Selbstverwaltung anerkannt;

Unbedingte Lehr- und Hörfreiheit. Die Universitäten sollen die ganze Wissenschaft vertreten und nach diesem Prinzip die Lehrfächer vervollständigt werden. Jede Fakultätssonderung hört auf;

Die einzelnen Staaten sollen den Bundesbeschluß über Aufhebung der Ausnahmegesetze seit 1819 sofort in Wirksamkeit treten lassen;

Absolute Aufhebung aller Exemtionen in der Gerichtsbarkeit;

Beteiligung der Studierenden bei der Wahl der akademischen Behörde und bei Besetzung der Lehrstühle;

Zur Erlangung eines Staatsamtes soll Universitätsbesuch nicht mehr erforderlich sein.

Dieses sind die Wünsche, die wir der hohen Nationalversammlung zunächst und vorläufig vorzulegen beschlossen haben; die übrigen Punkte haben wir einer studentischen Versammlung von Vertrauensmännern an-

empfohlen, welche die weiteren Bedürfnisse der deutschen Studentenschaft festzustellen hat.

Im Namen der deutschen Studentenversammlung auf der Wartburg Eisenach, 14. Juni 1848.

Der Präsident Rud. Lang aus München."

Die weiteren Verhandlungen blieben, wie bereits gesagt, dem gleichzeitig konstituierten „Gesamtausschuß der deutschen Studenten" überlassen, der noch bis zum 16. Juni über eine Neuorganisation der deutschen Studentenschaft und andere interne akademische Fragen weiterverhandelte.

„Auch dieses Wartburgfest", sagt Keil, „war, wie das erste, ein Fest der Freiheitsbegeisterung und Einigung; aber während die Jünglinge von 1817 sich als den Kern der Nation, als den das Vaterland repräsentierenden Kern deutscher Jugend ansahen und als solche einen Bund schlossen, der sich ausbreiten und verjüngen sollte von Gau zu Gau, von Geschlecht zu Geschlecht und durch alle Adern des deutschen Landes die immer frischen Pulse eines wahrhaft glücklichen, gerechten und ehrenhaften Lebens voll Kraft und jugendlicher Schönheit strömen sollte, standen die Jünglinge von 1848 mitten in der Revolutions- und Reformbewegung dieses Jahres, prüften, indem sie politische Freiheit eines jeden und soziale Gleichheit aller forderten, von diesem und dem nationalen Standpunkt aus das Studentenleben und Universitätswesen und verlangten einerseits Erhebung der Universitäten zu Nationalinstituten und andere durchgreifende Reformen, andererseits eine großartige Einigung der deutschen Studenten in demokratischer Verfassung und Vertretung, aber nicht in dem Sinne spezifischen Studententums, sondern mit der Tendenz, daß die den Studenten vom Volk trennenden Schranken beseitigt werden und der Student im deutschen Bürgertum aufgehen müsse." —

An weiteren Ereignissen ist aus demselben Jahre noch die von einem Teil der Studenten- und Bürgerschaft veranstaltete fragmentarische Jubelfeier der vor dreihundert Jahren erfolgten Gründung des „akademischen Gymnasiums", sowie die Veranstaltung eines Seniorenkonvents der deutschen Korps und die Gründung der „Allgemeinen Jenenser Studentenschaft" zu erwähnen, welche letztere allerdings nach kurzem Dasein noch im August desselben Jahres wieder in die Brüche ging. Auch der „Studentenverein", der sich aus dem größten Teil seiner Mitglieder an Stelle des immer mehr ins burschenschaftliche Lager überschwenkenden „Burgkellers" zu einem „Progreß-Klub" umgestaltet und schließlich unter dem Namen „Arminia" als farbentragende Verbindung aufgetan hatte, löste sich bereits im Jahre 1850 aus Mangel an jüngeren Mitgliedern wieder auf.

Als bleibende Frucht des Sturmes und Dranges hinterließ das tolle Jahr auch der Jenaischen Studentenschaft eine Reihe freiheitlicher Errungenschaften. Noch im Herbste wurde u. a. der Kollegienzwang, sowie die gleichfalls während der Reaktionszeit eingeführte Fleißkontrolle wieder abgeschafft und das Verbindungsverbot ein- für allemal aufgehoben.

---

## Und in Jene lebt sich's bene!

Somit war endlich freie Bahn geschaffen für eine ungehinderte Entwicklung und Ausgestaltung des Verbindungswesens.

Der „Burgkeller“ gab seine exzeptionelle Stellung auf und trat, später unter dem Namen „Arminia“, den bereits bestehenden Burschenschaften (Germania und Teutonia) als dritte im Bunde bei. Der Jenenser S. C. blieb nach wie vor in den vier Korps „Thuringia“, „Franconia“, „Guestphalia“ und „Saxonia“ vertreten.

Neben diesen erblühte nunmehr eine reiche, wechselnde Zahl von nichtfarbentragenden Verbindungen und Vereinigungen, zumeist auf rein gesellschaftlicher Basis, ein ursprünglich dem Universitätsorganismus eingegliederter „Akademischer Gesang-Verein“, der sich im Jahre 1883 zu einer selbständigen „Sängerschaft zu St. Pauli“ umgestaltete, sowie seit dem Wintersemester 1882/83 der Akademische Turnverein „Gothania“, der mit seinem obligatorischen Turnbetrieb und dem statutarischen Grundsatz, das Duell lediglich als Mittel zum Austrag wirklicher Ehrenhändel zu handhaben, den von der alten Burschenschaft vertretenen Prinzipien heute noch am nächsten steht und der Mitgliederzahl nach unter sämtlichen nichtfarbentragenden Verbindungen die erste Stelle behauptet. Unter seiner Führung wurde im Jahre 1883 auf der „Schweizerhöhe“ bei Jena der „Akademische Turn-Bund“ gegründet, der nunmehr auf 28 Hochschulen in mehr als dreißig Bundesvereinen vertreten ist.

Auch die in stattlicher Zahl entstandenen wissenschaftlichen Vereine wußten ihr Leben nach der studentischen Seite hin immer anregender auszugestalten.

Alle diese nichtfarbentragenden Verbindungen schlossen sich samt den nichtinkorporierten Studenten zu der „Finkenschaft“ zusammen, welche unter Leitung des semesterweise gewählten „Finkenkönigs“ neben Burschenschaften und Korps lange Jahre hindurch die dritte, stärkste Gruppe der Jenenser Studentenschaft bildete, bis das Aufblühen neuer, außerhalb dieser Kreise stehender Vereinigungen und Verbände schließlich zu der heutigen Organisation der „studentischen Vertreterschaft“ führte, wonach sowohl die studentischen Korporationen als auch die nichtinkorporierten Studenten in den vier Fakultäten eine ständige, von

drei Vorstandsmitgliedern repräsentierte Vertreterschaft besitzen und jede Korporation für je dreißig Mitglieder, sowie jede Fakultät je eine Grundstimme innehat.

Als farbentragende Verbindungen bestehen heute neben den bereits genannten Burschenschaften und Korps die — zumeist aus früheren „schwarzen“ Verbindungen hervorgegangen — Landsmannschaften „Hercynia“, „Rhenania“, „Suevia“, die zum V. C. gehörigen Turnerschaften „Normannia“ und „Salia“, die „Agronomia“ und die Reformburschenschaft „Cheruskia“. Den nichtfarbentragenden Korporationen ist seit einigen Jahren außer zahlreichen neugegründeten wissenschaftlichen Vereinigungen auch ein „Verein deutscher Studenten“ beigetreten.



Haack-Jena phot.

Marktkneipe vor dem Bismarckbrunnen.

Selbstverständlich treibt das lustige Jenenser Studentenleben innerhalb dieser Kreise seine lockendsten Blüten. Auch die wissenschaftlichen Vereine stehen in der Pflege fröhlicher Geselligkeit nicht zurück und wissen sich gleichfalls ihren Anteil an der goldenen libertas academica Jenensis zu wahren. Und wenn einer ganz und gar als einschichtiger „Solofinke“ leben wollte — auch er wird dieses Geistes einen Hauch verspüren. Denn Jena ist und bleibt nun einmal das gelobte Land des deutschen Studententums, und der Jenenser Musensohn gilt heute noch dem Volke mit Recht als Typus des „Bruder Studio von ächtem Schrot und Korn“.

Die weitaus meisten der namentlich aufgeführten Korporationen residieren in eigenen, stilvoll, zum Teil luxuriös ausgestatteten Ver-

bindungshäusern, die schon von weitem durch die vom Dache wehenden Banner kenntlich sind. Dieser wallende Fahnenschmuck ist für das Stadtbild Jenas überaus charakteristisch. Bei jeder festlichen Veranstaltung — und an solchen ist bei dem reichgestalteten Verbindungsleben kein Mangel — sieht man außerdem die einzelnen Studentenbuden in der ganzen Stadt umher durch die betreffenden Couleurfahnen kenntlich gemacht.

Den Höhepunkt des Verbindungslebens bilden die zumeist gegen Ende des Sommersemesters in solenner Weise begangenen Stiftungstage, die jedoch keineswegs ausschließlich intra muros gefeiert werden, sondern mit allerlei pompösen oder ulkigen Umzügen zu Fuß, Roß oder Wagen, Markt- und Musikkneipen, Renommierbummel und dergl. in die vollste Oeffentlichkeit treten. Wie sich denn überhaupt in keiner andern Universitätsstadt das gesamte studentische Leben in einer so reizvollen, ungenierten Weise coram publico abspielt.

Wenn dem Studio es behaget,
Setzt er vor die Tür den Tisch,
Und dann kommt der Wirt gesprungen,
Und dann wird gezecht, gesungen
Auf der Straße frei und frisch!

An dieser angestammten „berechtigten Eigentümlichkeit" hält der Jenenser Studio bis heutigen Tages fest. Allenthalben sieht man vor den einzelnen Studentenlokalen bei nur einigermaßen erträglicher Witterung die Bürgersteige mit Kneiptafeln besetzt. Der Marktplatz zumal gleicht einem einzigen großen Frühschoppenlokal, das von dem Germanenhaus und den verschiedenen Weinkneipen, zumal der altehrwürdigen „Zeise", in ausgiebigster Weise bedient wird. Diese buntbemützten, singenden, schmollistrinkenden, knobelnden oder bieruhrspielenden Jünglingsgestalten gehören ein für allemal zum Straßenbild.

Wenn der alte Marktplatz nur erzählen könnte! Ist er doch von jeher der Mittelpunkt des gemütlichsten und ausgelassensten Treibens gewesen.

Wie würdig thront in seiner Mitte als genius loci der „Hanfried", das von Drakes Meisterhand geschaffene Erzstandbild Johann Friedrichs des Großmütigen! Wohl keinem Universitätsgründer wird heute noch so viel Ehre angetan, als ihm. Unter dem Burgfrieden seines Rolandschwertes finden die bei allen größeren Solennitäten herkömmlichen Marktfeste statt. Zu seinen Füßen nimmt jeder studentische Fackelzug mit brausendem „Gaudeamus" sein Ende. Kein „Renommierbummel", bewegt sich durch die krummen Straßen, keine „Spritzfahrt" verläßt das Weichbild der Stadt, ohne dem würdigen alten Herrn etwa durch dreimaligen Umzug oder Salamanderreiben auf dem Straßenpflaster die schuldige Reverenz erwiesen zu haben. Ihm wird der neugebackene „Doktor" in feierlicher Ansprache präsentiert; der „Bierstaat", der sich

mit ulkigem Gepränge gen Ziegenhain oder Lichtenhain wälzt, bringt zuvor ihm als dem obersten spiritus rector seine sinnige Huldigung dar. Ihm wird in der Walpurgisnacht mit dem die Stadt durchbrausenden Mailied „Der Mai ist gekommen" der Anbruch des Wonnemondes zuerst gemeldet. In der Sylvesternacht lodert zu seinen Füßen das Feuer, worin die alten Couleurmützen in feierlichem Autodafé verbrannt werden; und wenn unter wehmütigem Comitat der „bemooste Bursche" zum alten Johannistor hinauszieht, so weiht er vorher seinem alten treuen „Hanfried" noch den letzten Schluck in Jenas Mauern.



Haack-Jena phot.

Bierstaat, rechts im Hintergrund der Karzer.

Der hohe Herr muß sich freilich von seinen übermütigen Hofschranzen manche Unbill gefallen lassen. Mußte doch vor einer Reihe von Jahren ausdrücklich verboten werden, den Hanfried mit — Bier zu begießen! Im nächsten „Bierstaat" der Arminen erschien er demzufolge als kranker Mann, der sich in seiner vertrockneten Haut nicht mehr wohl fühlte. Sogar das breite, aufrecht erhobene Schlachtschwert hatte man ihm eines Nachts aus der Faust gelöst und verkehrt, mit der Spitze nach unten, wieder eingeschraubt. Die Delinquenten waren bald ermittelt und zu strenger Karzerhaft verdonnert worden. Kurz entschlossen wandten sie sich in ihrer Bedrängnis an die Gnade des Großherzogs, des alten, leutseligen Carl Alexander, der seinen Jenenser Studiosen stets von Herzen gewogen war, und stellten ihm vor, daß sie lediglich aus ästhetischem und logischem Bedürfnis gehandelt hätten. Es sei ein peinliches Gefühl, den erhobenen Arm jahraus, jahrein mit dem schweren Eisenschwert belastet zu sehn. Er müsse sich doch endlich einmal in ruhender Stellung

zeigen. Diese völlig einleuchtende und wohlmeinende Absicht fand denn auch die gebührende Würdigung und die Strafe wurde huldreichst erlassen.

Der alte Hanfried schaut deshalb nicht mißmutiger drein. Wie hat er seine Freude zumal an dem bunten, bewegten Treiben, wie es sich an den Wochenmarkttagen unter den Klängen der Stadtkapelle und dem charakteristischen Duft der Rostbartwürste zu seinen Füßen abspielt, wo Bruder Studio zwischen den Gemüse-, Eier- und Käsekörben seinen angestammten Marktbummel verrichtet, um mit den hausfraulich einkaufenden niedlichen Philinchen einen mehr oder weniger zarten Flirt zu spinnen! —

Zu einer ganz besonderen Institution des Jenenser Studentenlebens ist der Besuch der „Räuber"-Aufführungen im Hoftheater zu Weimar geworden. An solchem Tage sind die Angehörigen der Burschenschaft vollzählig in der benachbarten Residenz versammelt, um dieser zunächst von sich aus das Schauspiel einer solennen Renommierfahrt zu bieten. Abends sind Parkett und Parterre mit Rot-, Weiß- und Blaumützen bis auf den letzten Platz besetzt. Ehe der Vorhang aufgeht, ertönt aus vollen Kehlen das Lied: „Stoßt an! Weimar soll leben!" worauf der Sprecher mit einem lauten: „Silentium! Das Spiel kann beginnen!" das Zeichen zum Anfang gibt. Ehe sodann in der fünften Szene des vierten Aktes das Räuberlied: „Ein freies Leben führen wir" anhebt, wird nach einem abermaligen „Silentium! Jetzt singen wir!" das alte Gaudeamus angestimmt. Dann heißt es wiederum: „Silentium! Das Spiel kann weitergehn." — Den Abend beschließt in der Regel ein fideler Kommers bei Chemnitius.

Jena ist eine geradezu ideale Fuchsenuniversität. Nirgend anders geht einem jugendfrischen Herzen der Zauber des echt deutschen Burschenlebens so lieblich auf. Nirgend anders wird die goldene libertas academica in so vollen Zügen und doch verhältnismäßig harmloser Weise genossen. Von dem raffinierten high life und dem verlebten, greisenhaften Gigerltum des großstädtischen Studentenlebens ist in Jena glücklicherweise noch wenig zu spüren. An verbummelten und verkrachten Existenzen fehlt es ja schließlich nirgends im akademischen Leben. Auch Jena besaß ehedem in der bekannten „Bierlatte" einen typischen Vertreter dieser Gattung, unter dessen Narrenkleid die erschütternde Tragik eines verfehlten Lebens sich nur mühsam verbarg. Als reichbegabter Sohn braver Eltern war er nach Jena gekommen. In überschäumendem Jugenddrang hatte er sich dem Burschenleben in die Arme geworfen. Er fand sich nicht mehr zurück und zurecht.

„Vater und Mutter starb zu Haus,
„Vergessen ist ihr einz'ger Sohn,
„Jetzt weiß ich nicht, wo ein und aus —
„O Akademia!"

„Nur eine ist, die weint um mich,
„Sie wohnt im fernen Heimatland,
„Und ihren Ring versetzte ich —
„O Akademia!"

„Verlornes Glück, fahr' hin, ade!
„Ich wollt, ich läg' im kühlen Grab
„Und schlief allein mit meinem Weh —
„O Akademia!"

Als Allerweltsfaktotum wurde er schließlich von den Kommiltonen, die sich an seinen Stegreifliedchen und sonstigen Schnurrpfeifereien, zumal an seinem locus classicus: „Deutschland wird nimmer fertig — Himmelsapperement!" zu erheitern wußten, von Semester zu Semester kümmerlich durchgefüttert, bis er schließlich im Rausch ein elendes Ende fand. —

Im allgemeinen darf man der Jenenser Studentenschaft einen ernsten akademischen „Biereifer" keineswegs absprechen. Und in Jena läßt es sich studieren! Ist es doch gerade ein Vorzug der „kleinen" Universitäten, daß einesteils die praktischen fachwissenschaftlichen Uebungen dem Einzelnen in viel höherem Maße zu gute kommen, als in den überfüllten Seminaren, Kliniken und Laboratorien der „großen" Universitäten, und anderseits der persönliche Konnex zwischen Lehrer und Hörern ein viel intimerer wird. Das Verhältnis zwischen der Jenenser Professoren- und Studentenschaft ist ein prächtiges, in bestem Sinne kommilitonenhaftes. Wie die Studiosen in den Häusern und Familien der Professoren gern gesehene Gäste sind, so nehmen auch die letzteren an allen studentischen Veranstaltungen und Feierlichkeiten einen lebendigen Anteil.

Man wird wohl überhaupt keine zweite Universitätsstadt finden, in welcher das ganze öffentliche Leben so allgemein auf den burschikosen Ton gestimmt ist, als in Jena. Die gesamte Bürgerschaft männlichen und weiblichen Geschlechts lebt in studentischen Ideen und redet in deren Sprache. Der Jenenser Philister ist selbst ein halber Student. Er kennt seinen Komment so gut, wie der krasseste Fuchs und ist in allen Couleur- und Mensurangelegenheiten vollständig au fait.

Wer echt Jenenser Geist und Leben in stimmungsvollster Nähe kennen lernen will, darf nur dem „Weo" i. e. dem „Weimarischen Hof", der größten und frequentiertesten Studentenkneipe Jenas, einen Besuch abstatten. Das unterm Markt gelegene Haus, die frühere „Fengpfeife", auf dessen Dach das grün-weiß-rote Banner des A.T.V. Gothania weht, ist über und über mit Fahnen in den Farben sämtlicher Jenenser Verbindungen geschmückt. Hier ist neutraler Boden. Sämtliche Coleuren haben daselbst ihren Verkehr. Von dem Firmenschild „Aula Vimariensis" bis zu dem diskreten „Omnes eodem cogimur" an der Rückseite ist das ganze Revier von burschikoser Stimmung erfüllt. Die verschiedenen

Kneiplokalitäten sind als „Auditorien“ bezeichnet, der stattliche, joviale „Kämmer-Karl“ präsentiert sich als stud. med. im IV. Semester, steht mit jedwedem Kommilitonen gleich von vornherein auf „Du und Du“ und weiß mit seiner im elegantesten Latein verfaßten Exmatrikel und einem dito Doktordiplom dem Neuling gewaltig zu imponieren. Mit einem wunderbaren Namens- und Personengedächtnis begabt, kennt er, als lebende Universitätschronik, jeden ehemaligen Jenenser Studenten, der bei ihm verkehrt hat, heute noch bei Namen. Auch als wackerer Benefiziant hat er sich verdient gemacht. Als im Sommersemester 1904 nach etwa 150 Jahren zum erstenmal wieder der tausendste Student des Semesters immatrikuliert wurde, stiftete ihm Kämmer-Karl einen Freitisch nebst sonntäglich einer halben Flasche Wein. Ebenso später dem fünfzehnhundertsten Studenten. In dem gegenwärtigen Jubelsemester hat er drei Freitische, einen davon bis an sein Lebensende, errichtet.



Kämmer-Karl
Wirt zum Weimarischen Hof.

In gleich freundlicher Erinnerung wird älteren Semestern noch der „Wilhelm“ stehen, der mit seinem „Nihilistenpinscher“ in den beiden kleinen verräucherten Spelunken auf dem halben Wege zum Fuchsturm seinen urwüchsigen Betrieb unterhielt. Wer hätte sich als junger Fuchs vom „Wilhelm“ nicht „die Gegend erklären lassen“? Da trat er, mit einer langen Bohnenstange bewaffnet, vor seine „Guanofabrik“, wies zunächst nach hinten, wo außer dem erwähnten Etablissement nichts zu sehen war: „Seht r'sch, Ihr Füchse, dort liegt Darmstadt“, und hub nun an, in stetig fortschreitender Entwicklung — „Rrr! ein ander Bild!“ — das vor dem Blick liegende landschaftliche Gemälde in seinen Einzelheiten zu deuten. „Sehtr'sch!“ so wies er auf das gegenüberliegende Mühltal, in welchem soeben ein Güterzug der Weimar-Geraer Bahn unter mächtigem Qualm aufwärts dampfte, „dort, wo Ener die starke Zigarre roocht, is Napoleon dem Landgrafen den Buckel naufgestiegen“, und so fort mit Grazie ad infinitum. Oder wer hätte mit ihm nicht seinen „Bierjungen“ getrunken, den man unfehlbar verlieren mußte, weil Wilhelms Kännchen einen doppelten Boden hatte, der sich nur etwa 2 Zentimeter unterhalb des Deckels befand!

Und wer hätte nicht dann und wann, wenn es die Natur ver-

langte, beim Germarfritze sein „Würschen" genommen, der den kleinen Schnapsladen, in welchem jede Korporation ihre Couleurbulle für Bedürfnisfälle bereit stehen hatte, mit seinem Massiv gerade ausfüllte und mit seinem mühseligen „Pfeifen", sowie dem stereotypen „casus criticus fatalicus extraordinarius" nicht minder zu den alten weitbekannten Jenenser Originalen gehörte!

Und wer hätte sich nicht bei „Röschen", dem schnurrigen alten Geniste, sein Veilchen- oder Nelkensträußchen fürs Knopfloch gekauft und sich von ihr zum Entgelt etwas vorsingen und -tanzen lassen?



Haack-Jena phot.

Fastnachtsumzug.

Die alte ulkige Biergemütlichkeit ist noch längst nicht ausgestorben, und heute noch ist Jena das Dorado der „Studentenstreiche". Die Straßenlaternen, die nicht ausgedreht, die Klingeln, die nicht gezogen werden, haben auch in heutigen Tagen ihren Beruf verfehlt, und so manche eigenartige Ausstaffierung mit Schlafmütze, Zylinderhut oder langer Pfeife müssen sich die Denkmäler der würdigen Gelehrten am Fürstengraben oder der alte Hanfried gefallen lassen. Der Jenenser Studio steht ja perpetuierlich mit einem Fuße im Strafgesetzbuch drin, denn an ein ruhiges Nachhausegehen ohne „groben Unfug" oder „nächtliche Ruhestörung" (cf. § so und so viel des Strafgesetzbuches) hat er sich bis heutigen Tages nicht gewöhnen können.

Der alte Studentenulk hat allerdings so manches von seinem romantischen Reiz verloren, seit an Stelle der fidelen Karzerhaft das nüchterne polizeiliche Strafmandat und an Stelle der Pedellen oder „Pudel" der „Polyp" und „Nachtrat" getreten sind.

Noch heute weiß man von jener alten Pedellenherrlichkeit zu erzählen. Einer der gefürchtetsten war seinerzeit gegen Ende des 18. Jahrhunderts ein gewisser Fiedler, der sein Amt über siebenunddreißig Jahre verwaltete und mehr als 18 000 Studenten gekannt haben soll. „Dieser Pedell", so schreiben die schon mehrfach erwähnten „Briefe über Jena", „ist der Inbegriff aller Pedellseigenschaften, ein Argus, dessen Augenrollen schon so viel bedeutendes hat, daß man einen lebendigen lettre de cachet vor sich herumwandeln zu sehen glaubt, wenn man ihn nur auf der Straße gehen sieht. Die Anekdoten, die man sich von seiner Schlauigkeit erzählt, sind sehr drollig; aber der Ehrenmann hat in der oft allzupünktlichen Ausübung seines Berufes gar oft Lebensgefahr ausgestanden. Manche Pistole wurde auf ihn abgedrückt, mancher Stein fiel neben ihm nieder, manchen Prügelregen ertrug er mit heldenmütiger Standhaftigkeit, manchem physikalischen Experiment widerstand sein starker Magen. Sogar seine Perücke, die er einmal bei einem Straßentumult verloren, wurde auf sämtlichen deutschen Universitäten mit der Post herumgeschickt und gelangte schließlich von Kiel aus elegant frisiert wieder an ihren Besitzer zurück. Jeder, der sonst nichts zu tun hatte, übte seine Erfindungskraft an diesem Manne. Er ist der Mittelpunkt eines illustren Korps, dem alle Pferde- und Gassenjungen in Jena einverleibt sind, welche er für jede ausspionierte Nachricht bezahlt, da der Hauptgewinnst — ein Teil der Strafgelder — doch immer in seinen Beutel fällt."

Auch der Name des Pedells Kahle ist noch in mehrfachen Liedern, z. B.

Kahle kommt, Kahle kommt, Kahle kommt von Jene,
Macht Euch auf, macht Euch auf, macht Euch auf die Beene —

oder

Kommt Herr Kahle uns zu früh,
Immer jüh!
Kneipen wir als Attici!

der Nachwelt erhalten geblieben. Von seiner Schlauheit werden gleichfalls Wunderdinge erzählt. So sollte einst bei Wöllnitz eine Paukerei stattfinden. Als die Waffen zur Stelle geschafft waren, warf einer die Frage auf: „Wo verstecken wir die, wenn Kahle kommt?" „O," hieß es, „die werfen wir in das Wasserfaß, das dort auf dem Feld steht. Füchse, geht hin und gießt das Wasser einstweilen aus!" Die Füchse gehorchten. Aber man hätte ihre verblüfften Gesichter sehen sollen, als aus dem Fasse sich die untersetzte Gestalt Kahles erhob, der sie mit einem freundlichen „Guten Morgen!" begrüßte! Schon am andern Morgen hing in dem Schaufenster des Porzellanmalers Eichel in der Leutragasse eine Zahl bald reißend abgehender Pfeifenköpfe, auf denen in schwarzer Silhouettenform ein Faß abgebildet war, aus dem ein schwarzer Pudel sah, dessen lange Zunge von den Worten: „Guten

Morgen!“ gebildet wurde. Kahle schmunzelte geschmeichelt, wenn er einen Studenten mit einer solchen Pfeife sah.

In diesem Falle hatte er jedoch seine Schlauheit vergeblich aufgeboten. Die Waffen waren zwar von ihm konfisziert und nach dem Hause des Prorektors geschafft worden, wo sie einstweilen im Vorzimmer liegen blieben. Noch an demselben Tage begab sich der Sprecher der Verbindung dorthin, um untertänigst um Rückgabe dieser kostspieligen Requisiten zu bitten. Selbige wurde natürlich verweigert. Der wohlwollende Prorektor — es war Baumgarten-Crusius — entließ jedoch



Karzerumzug vor dem Hanfried.

den Supplikanten mit der verbindlichen Entschuldigung: „Nehmen Sie, bitte, mein Geleite mit; ich habe zu arbeiten.“ Selbstverständlich nahm der Herr Kommilitone nicht nur das Geleite, sondern auch die im Vorzimmer lagernden Waffen mit, und die Sache war erledigt. —

Auch die Herren „Polypen“ oder „Nachträte“ müssen sich mancherlei Unbill von seiten der mutwilligen Kommilitonen gefallen lassen. Oft genug sind sie in ihrer im Rathausdurchgang befindlichen Wachstube regelrecht belagert und blockiert worden. Hat man doch vor wenigen Jahren erst einem dieser Ordnungswächter im Handgemenge von hinten die Helmspitze abgedreht, ohne daß er es merkte. Diese Helmspitze figuriert in sachgemäßer Aufmachung heute noch in einer bekannten Studentenkneipe als Trinkgefäß, aus welchem man „Polypenschnäpse“ verzapft.

Die Karzerstrafe kommt eigentlich nur noch bei Verfehlungen gegen

die akademische Disziplin zu ihrem Rechte. Glücklicherweise. Denn sie wird von den Betroffenen samt deren Freunden überaus bitter und schmerzlich empfunden. Der Schwerverbrecher, den — natürlich unschuldigerweise — der strafende Arm des „Viergerichts" erreichte, wird






Aus dem Jenenser Karzer.

am Tage seines Strafantritts, mit dem Armensünderkleide angetan, am Arm die heulende Gattin, von Henkersknechten umgeben, in langem, langem Zuge unter fassungslosem Wehklagen dem Kerker überliefert.

Drinnen, in dem traulichen, grünumrankten Häuschen hinter der alten Stadtturmruine sieht es eigentlich gar nicht so schauerlich aus. Es sind drei freundliche Zimmerchen, deren weißgetünchte Wände über und über mit bildlichen, allegorischen oder poetischen Erzeugnissen aus mehr oder weniger kunstverständigen Verbrecherhänden bedeckt sind. In leuchtendsten Farben prangen allda an Decke, Wänden und Ofen die Wappen der einzelnen Verbindungen, allen voran das Karzerwappen mit dem Wahlspruch: BIER — UNSCHULD — RACHE —, das in seinen vier Feldern die der Devise entsprechenden Karzerfarben braun-weiß-schwarz, eine Bierflasche mit Skatkarten, einen Affen und die Wage der Gerechtigkeit zeigt, deren Wagschale „Unschuld" von der Wagschale „Bosheit" hoch emporgeschnellt wird. Die Insassen tragen als Mitglieder des Korps „Carceria" Band und Cerevis in ebendiesen Farben, sollen sich mit ernsten Studien beschäftigen, täglich zwei Fläschchen Bier trinken und eine Stunde im Garten spazieren gehen, was sie ja wohl gewissenhaft tun.

Mag auch manch eine weltschmerzliche Stimmung über den Insassen kommen, der unglücklicherweise allein, ohne Leidensgefährten, seine Zeit „abbrummen" muß, so daß er seine Klage in Lapidarschrift den verschwiegenen Wänden anvertraut:

Bei Bier und Schnaps und Schnaps und Bier
Saß ich allein auf dem Karzer hier;
So lang' ich saß, hab' ich gesonnen,
Warum man mich hat eingesponnen —

so findet sich doch dann und wann auch ein erfreulicheres Stimmungsbild, z. B. das Bekenntnis jenes bierehrlichen Burschen, der die Berechtigung seiner Gefangenschaft und deren vortreffliche erzieherische Wirkung in folgenden Worten dankbar anerkennt:

Hier saß ich, und zwar mit vollem Recht;
Gefallen hat mir's gar nicht schlecht.
Ich dachte erst, hier wär's barbar'sch —
Im Gegenteil! Fein war'sch!

Selbst im Karzer lebt sich's bene! — — —

Alles in allem aber darf es wohl auch heute noch bei dem sympathischen Urteil Adolf Stahrs über das Jenenser Studententum verbleiben:

„Ich wüßte kaum eine deutsche Universität zu nennen, wo mir das Leben und Treiben der akademischen Jugend anmutender und gemäßer als hier in Jena erschienen wäre!"

## Das liebe närrische Nest.

Ein reizvolleres Milieu hätte dieses urfidele, frische, freie Burschenleben nirgends finden können, als in dem gemütlichen, altthüringischen Neste und seiner herrlichen landschaftlichen Umgebung.

„Ecco la mia bella Fiorenza — Sieh da, mein schönes Florenz!" rief Karl V., als er nach der Schlacht bei Mühlberg mit dem gefangenen Kurfürsten das Saaltal heraufzog und der kleinen altersgrauen Stadt am grünen Gestade, inmitten der von Weingärten bedeckten Höhen ansichtig wurde.

„Da hebt sich zunächst", so schildert Adolf Stahr die Aussicht vom Galgenberge, „aus dem engen Wöllnitzer Grunde in schroffer Steile der Johannisberg hervor. Das mächtige Trümmerwerk auf seinem Rücken sind die Reste der alten stolzen Lobedaburg, auf der die Dynasten saßen, denen vor Jahrhunderten ein großer Teil der ganzen Umgegend samt der Stadt Jena erb und eigen gehörte. Näher nach Jena zu erhebt sich die fast senkrechte Mauer der Kernberge, gestützt von einigen kegelförmigen Strebepfeilern. Von zahlreichen Schluchten durchfurcht, bilden sie mit ihren grotesken Sandsteinhöhlen, den sogenannten „Teufelslöchern", und ihren nackten, fast aller Vegetation baren Höhen und Kuppen einen Vorsprung des Talrandes, um welchen herumbiegend die Saale in gerader Richtung auf Jena zuströmt. Diese Kernberge sind es hauptsächlich, welche den Bergen von Jena den Ruf der Kahlheit gemacht haben, den die meisten der übrigen, zum Teil mit Wald und Buschwerk bewachsenen und bis zur Höhe hinauf kultivierten Höhen keineswegs verdienen. Das kümmerlich nackte Aussehen jener Berge rührt aber keineswegs von ihrer absoluten Unfruchtbarkeit, sondern von dem Umstande her, daß vier oder fünf in der Nähe liegende Ortschaften aus unvordenklicher Zeit eine Triftgerechtigkeit auf diese Höhen besitzen, welche bisher jeden Anbau gehindert hat.

„Ihnen zunächst, gegenüber der Stadt, erhebt sich der bei weitem interessanteste aller dieser Berge, der Hausberg. Als ich ihn zuerst von der Stadt aus und neulich von der Terrasse des ehemaligen Griesbachschen Gartens erblickte, erinnerte er mich mit seinem zweiköpfigen Gipfel und seinen sanft abfallenden Seitenlinien durchaus an den Vesuv, und schwerlich möchte sich in Deutschland noch ein ähnliches Miniaturbild jenes alten Städteverwüsters nachweisen lassen. Von anderen Seiten und Standorten betrachtet, schwindet aber diese Illusion. Es wird nämlich alsbald der langgestreckte, scharfe, wie eine kolossale Säge ausgezackte Rücken sichtbar, durch dessen schmales Grat er letztlich nach Osten hin mit der rings das Tal umgebenden Hochebene zusammenhängt. Jene Einschnitte des Grates sind nur zum Teil natürlichen Ursprungs, zum größeren Teile sind sie Menschenwerk. Denn hier standen noch vor ein paar Jahrhunderten nicht weniger als drei Raubburgen, mit denen

überhaupt diese Talhöhen reich gesegnet waren, jede von der andern nicht viel über einen guten Pfeilschuß entfernt. Der steil aufsteigende sogenannte Fuchsturm ist ein Rest der mittelsten dieser Burgen. Anderes Getrümmer und Mauerwerk von Gewölben und Unterbauten ist längst wieder zur Natur geworden und bildet, mit fast üppiger Vegetation überkleidet, einen Bestandteil der verschiedenen Berggipfel. — Wenn der Hausberg mich an den Beherrscher des Golfes von Neapel mahnt, so führt der ihm zunächst nördlich liegende Jenzig mit seinen gelblich



Der Jenzig.

kahlen Abhängen, von Steingeröll bedeckt, mit seinen fantastisch gezackten, hellfarbigen krystallinischen Formen, im Glanz der Abendsonne strahlend, mir die Bergformen von Palermo vor die Erinnerung. Er bildet ein Hufeisen mit dem eine halbe Stunde weiter nördlich liegenden grünbewaldeten, von den Burgtrümmern der Kunitz malerisch gekrönten Kunitzberge, von dem sich sanfter gewellte Höhen, zum Teil mit Schwarzwald bedeckt, hinabziehen.

„Drüben, auf dem linken Saaleufer, dem Jenzig gegenüber, liegt der Landgrafenberg, auf dessen Höhen Napoleon in der Nacht des Jenaer Schlachttages bivouakierte. Zu seinen Füßen schlängelt sich die Straße von Weimar durch Kieferngehölz hinab in das enge, vom Leutrabache durchflossene Mühltal."

Inmitten dieses weiten Talkessels breitet das bunte Häusergewirre Alt-Jenas seine regellosen Ausläufer immer weiter aus. Bis hinein in

das Mühltal, an dessen Eingang vor nicht allzulanger Zeit noch einsam die „Olea" lag, und bis hinauf zu halber Höhe des Landgrafenberges, Sonnenberges und Tatzend ist in den letzten zwei Jahrzehnten ein völlig neuer, in seiner alle Schablone vermeidenden Anlage durchaus originell und malerisch wirkender Stadtteil entstanden. Wer Jena noch vor einem Vierteljahrhundert gekannt hat und heute etwa zum erstenmal wieder von Weimar her seine Einkehr hält, fühlt sich in eine fremde Welt versetzt.

Nichtsdestoweniger hat der innere Kern der Altstadt, zwischen Johannistor, Teichgraben, Löbder- und Fürstengraben, sich sein charakteristisches Gepräge im großen und ganzen zu bewahren gewußt. Abgesehen von einzelnen unvermeidlichen Modernisierungen sind die krummen Straßen und die traulichen, altersgrauen Feuerstätten noch dieselben.

Alt-Jena ist heute noch die Stadt der sieben Wunder:

Ara, caput, draco, pons, mons, vulpecula turris,
Weigeliana domus, septem miracula Jenae,

von denen K. V. Stoy, der Pädagoge, zu singen weiß:

Fürwahr, da ist nicht zu streiten,
's ist hier ein eigenes Land;
Da sind von den ältesten Zeiten
Her sieben Wunder bekannt.

Dort drüben — 's ist drin nicht geheuer —
Steht schweigend das Weigelsche Haus,
Hier schaut das Seeungeheuer,
Der Schnapphans, grausig heraus.

Und über der Saale Wogen
Streckt hin sich die Wunderbrück',
Sie führt auf kunstvollen Bogen
Nach Ziegenhain hin und zurück.

Rings schau' ich bedeutsame Sachen:
Den Altar von Wunderhand,
Den siebenköpfigen Drachen,
Den Fuchsturm, den Lug-ins-Land.

Ihn trägt die Wacht an der Saale,
Der Hausberg, weinumlaubt,
Er blickt auf die Füchslein im Tale
Als altes bemoostes Haupt.

Doch dem, was die Väter beschrieben,
Fügt sich ein achtes hinzu:
Wie groß auch die Wunder, die sieben.
Das achte, mein Jena, bist du!

Einzig das Weigelsche Haus ist von der Bildfläche verschwunden. Man hat, wie bereits erwähnt, an seiner Stelle die Weigelstraße, mit dem neuen Stadthaus — dem modernen Ersatz für die alte, durch ihre „Fleischklößchen" berühmte Kneipe gleichen Namens — durchgebrochen.

Ein weiteres der sieben Weltwunder wird in seiner bisherigen Gestalt wohl auch nicht allzulange mehr erhalten bleiben: die alte Camsdorfer Brücke (pons), die dem regen Verkehr zwischen der Stadt und ihren Vororten Camsdorf und Wenigenjena heute absolut nicht mehr genügen will. So lange jedoch ein jeder der beiden Kontrahenten dem andern den Löwenanteil an den Kosten zuzuschieben sucht, darf sich das altehrwürdige Bauwerk noch seines Lebens freuen.

Auch der Altar (ara) der Michaeliskirche, unter welchem man „mit einem beladenen Wagen durchfahren kann", was jedoch niemand tut, steht heute noch an seiner alten Stelle. Nicht minder der „Schnapphans" (caput), jenes wunderbare Uhrwerk an dem uralten jenaischen Rathaus, in dessen weltberühmtem Trinkstüblein, der „Zeise", man das Eigengewächs des jenenser Weinbaus, den „Creo", in seiner ganzen unverfälschten herben Natürlichkeit verzapft erhält. Welche Bedeutung übrigens die Jenenser Winzerei ehedem besaß, bezeugt die Weintraube im Stadtwappen. Noch zu Luthers Zeiten waren fast sämtliche Berglehnen mit Weingärten bedeckt. Heute finden sich solche zumeist noch an den Hängen des Landgrafenberges, der seinen Namen eben dem Umstande verdankt, daß dort die Thüringer Landgrafen ihre Weinflanzungen besaßen.

Besagter „Schnapphans" aber ist nichts anderes, als ein aus Blech gefertigter Menschenkopf (vulgo Blechschädel), unter welchem zwei Engel stehen, von denen der eine ein Glöckchen und ein Buch, der andere eine Stange mit einem Apfel in der Hand hält. Die Uhr schlägt ihre Stunden auf zwei Glocken. Geschieht dies auf der einen, so klingelt und hebt das Buch der eine Engel so viel mal, als die Uhr Stunden zeigt; schlägt die andere Glocke, so hält die betr. Figur dem Kopfe den Apfel hin, der nun ebensovielmal vergeblich danach schnappt. Von diesem Maulaufsperren (Gähnen) hat man den Namen Jena ableiten wollen. „Denn wenn" — nach Adrian Beier — „das Uhrwerk am Rathaus schlägt, so sperret ein aus Erz gegossener Mann daran das Maul auf. Daher hat D. Martinus Lutherus seeliges Gedächtnüs die Art zu reden genommen, und von Maul-Affen und Gaffern gesaget: Hans von Jene. Seine Worte lauten also in der Haus-Postilla in der 3. Predigt am 20 Sonntag nach Trinitatis: Wenn ein großmächtiger König auf Erden Hochzeit machete, hatte die Mahlzeit herrlich bereitet und lůde viel dazu, da würde ein Zulauffen werden von allen Orten, und Hanß von Jene würde auf allen Gassen sein."

Auch der Fuchsturm (turris) krönt heute noch als stolzes Wahrzeichen die zackige Höhe des Hausberges. Leider hat er vor einigen

Jahren infolge eines Blitzschlages, der das innere Holzwerk und den gleichfalls hölzernen Aufbau in Brand setzte, einen Schönheitsfehler erlitten, der sich aber hoffentlich wieder reparieren lassen wird. Nahe beim Fuchsturm, in den wüsten Klüften des Hausbergkammes, haben schelmische Studiosen den Drachen (drako) besiegt und gefangen, jenes kleine abenteuerliche Scheusal mit sieben Köpfen und dito Schwänzen, welches heute noch im städtischen Museum zu sehen ist.

Eine Streitfrage ist es jedoch von jeher gewesen, welcher von den Jenenser Bergen denn eigentlich als „mons“ eines Ehrenplatzes unter den sieben Wundern gewürdigt worden sei. Die Mehrzahl der urteilsfähigen Stimmen spricht dem Jenzig, dem „Berg mit dem rötlich strahlenden Gipfel“, diesen Vorzug zu. Zum wenigsten ist am Jenzig seinerzeit ein wirkliches Wunder geschehen. Ein bekannter Jenaer Historiker wollte allda nach Altertümern graben und hatte bereits mehrere Tage zuvor seine strebsamen Studiosen hierzu eingeladen. Und siehe, als die Buddelei unter allgemeiner Spannung ins Werk gesetzt wurde, stieß man in ganz geringer Tiefe auf einen antiken Pfeifenkopf aus der Römerzeit, der die deutlich lesbare Inschrift trug: „Cajus Julius Caesar seinem lieben Professor K. . . . !“

Auch alle die andern ehrwürdigen Wahrzeichen, die mit dem Begriff Jena untrennbar verbunden bleiben, sind zum großen Teil noch vorhanden.

Nach steht die alte „Olea“, wenn auch in total veränderter Umgebung, nicht mehr draußen vor dem Tore, sondern inmitten eines vornehmen Stadtviertels. Hier empfing man ehedem die Füchslein, die von Weimar oder Apolda her über den Landgrafenberg herab zur Musenstadt zogen, mit dem altbekannten Fuchsenlied:

„Was kommt dort von der Höh'?“

um ihnen sogleich beim Willkommen den rechten Vorgeschmack der ihrer harrenden Dinge zu geben. Dort tat man auch beim Comitat den letzten Abschiedstrunk.

Noch steht das ehrwürdige spitzbogige Johannistor, nebst dem wenige Schritte nördlich davon befindlichen „Pulverturm“, der letzte vollständig erhaltene Rest der ehemaligen Stadtbefestigungen, mit dem malerischen Durchblick längs der Johannisstraße auf Burgkeller und Stadtkirchturm. Der gleich dahinter liegende, infolge des Brandes von 1806 entstandene Eichplatz trägt heute als Schmuck außer der im Jahre 1516 gepflanzten Friedenseiche, das von Donndorf aus weißem Marmor geschaffene Burschenschaftsdenkmal.

Auch die Rose, das alte, bereits im Jahre 1561 der Universität übergebene und privilegierte Schänkhaus der akademischen Brauerei öffnet daselbst noch heute ihre gastlichen Pforten.

Die originelle, in anmutiger Renaissance gehaltene Fassade des in den stimmungsvollen Winkel unterm Kirchturm hineingebauten Burg-

kellers ist gleichfalls in ihrer heimeligen, altertümlichen Eigenart erhalten geblieben. Man hat in früheren Zeiten malitiöserweise den



Pulverturm.

Namen dieser uralten Studentenkneipe als Borgkeller zu deuten gesucht. Jedenfalls ist es der alte Bürgerkeller Er hat in der Geschichte der Hochschule und des Studentenlebens, wie wir mehrfach gesehen, seine

hochbedeutsame Rolle gespielt. Heute noch befindet er sich im Besitz der Burschenschaft „Arminia“, der ehemaligen Burgkelleraner.

Hoch über ihm ragt der mächtige Turm der Stadtkirche, die, noch ehe sie im Bau fertiggestellt war, die Reformation in Jena einziehen sah. Das Zifferblatt der Turmuhr hat eine schnurrige Eigenheit aufzuweisen, indem der große Zeiger die Stunden, der kleine die Minuten angibt. An wieviel „unliebsam“ versäumten Kollegien mag dieses quid pro quo schon Schuld getragen haben!



Der Markt in Jena.

Der kurze Weg von hier übers „Kreuz“ nach dem Markte ist wohl die frequentierteste Studentenstraße der Welt. Was mit Mützen oder Hüten, mit und ohne Kollegienmappe von oder zur Universität, Kneipe oder Mittagstafel strebt, drängt sich hier in geschäftiger Eile oder würdevollem Bummelschritt aneinander vorüber.

Die ehemalige Heynei am Markte, welche vielen alten Semestern noch als frequentiertes Speiselokal in Erinnerung steht, ist in geschmackvoller Aufmachung in den Besitz der Burschenschaft Germania übergegangen. Im übrigen zeigt der mit jungen Linden bestandene Marktplatz, das ureigne Reich „Hanfrieds“, noch sein altes Gesicht. Nur daß er in dem bereits erwähnten Bismarckbrunnen eine neue, heiligsten Erinnerungen geweihte Zier erhalten hat. Von dem düsteren Gäßchen, welches als einer der originellsten Stadtwinkel hinter dem Rathaus hinweg Leutra- und Kollegiengasse verbindet, entwirft Adrian Beier aus

früheren Zeiten folgende anmutige Schilderung: „Das Roßmaringäßlein, dessen Eingang ist aus der Leutrastraße in die Brüdergasse, hinter dem Rathause, und hat seinen Namen nicht von wohlriechendem Roßmarin, die etwan bei den Fenstern zur Zierde und zum Geruch stehen, sondern von ungefegten Latrinen und Kloaken, die nicht wie Roßmarin wohlriechen, sondern wie Koth und Unflat stinken: dar wieder dient bisweilen ein starker Regen, täglich aber das abgelassene und durchfließende Wasser des Leutrabaches."



Das bisherige Auditoriengebäude 1861—1908.

Diese urwüchsige Reinigungsmethode —

Denn ein Wasser wird gelassen
Alle Wochen durch die Straßen
In der ganzen Stadt herum —

hat sich noch bis in die letzten Jahrzehnte hinein erhalten. Sie ist wohl nunmehr einer zeitgemäßeren Straßenpflege gewichen. Jedenfalls dürfen heutigen Tages auch die wunderlichsten Ecken Alt-Jenas mit größerem Recht als früher den alten Ruhm behaupten:

„Und die Straßen sind so sauber!"

Auch die Kollegiengasse, ehedem die frequentierteste der Stadt, präsentiert sich noch in ihrer düsteren Enge. Die längs derselben sich erstreckenden alten akademischen Gebäude haben samt der Kollegienkirche ihren klösterlichen Charakter gewahrt. Sie sind noch mehrfach für akademische Zwecke in Benützung. Der altbekannte Karzer „mit dem Giebeldach" ist seit 1890 dem Abbruch verfallen. Nur ein einziger Raum mit

den beiden großen historischen Wandgemälden: „Raub der Sabinerinnen“ und „Marius auf den Trümmern von Karthago“ zeugt heute noch von verschwundener Pracht. Hier war das Reich des gefürchteten Pedellen Dorschel, dessen Name das alte Jenaische Karzerlied verherrlicht:

Kommt mit auf den Dorschelstein,
Woll'n da recht fidele sein,
Riara, Riara, Romtida Juchhei!

Bringt das Bier in Fläschchen mit,
Dorschel leid't die Fäßchen nit,
Riara, Riara, Romtida Juchhei!

Rings um die Altstadt zieht sich der an Stelle der früheren Befestigungswerke angelegte „Graben“, ein Kranz von vornehmen, im Promenadenstil angelegten Straßen, dessen stattlichste Partie der „Fürstengraben“ bildet. Hier weht die ureigenste aura academica Jenensis.

Am Fürstengraben steht — unterhalb der Rosensäle — das bisherige Auditoriengebäude, aus dessen schlichten, zum Teil recht beengten Hörsälen das noch lebende Geschlecht seine Weisheit nach Haus getragen hat. Es wird nunmehr seine Pforten schließen und keinem Kommilitonen hinfort „das Rauchen und Mitbringen von Hunden“ verbieten. Bevor das Gebäude im Jahre 1861 in den Dienst der Wissenschaft gestellt wurde, war es ein Studentenkonvikt gewesen, von dem versichert wird, daß es zu gleicher Zeit mehr Studenten in sich beherbergt habe, als die Universität Altdorf im ganzen zählte.

Gegenüber breitet sich, neben dem stattlichen Gebäude der Universitätsbibliothek, der botanische Garten mit dem Schleidendenkmal aus, der nach Westen hin in dem durch Griesbach angelegten Prinzessinnengarten, wo sich im Jahre 1817 der nachmalige erste Kaiser mit der Weimarischen Prinzessin Augusta verlobte, einen malerischen Abschluß findet. Längs der Anlagen des Fürstengrabens sind, gleich einer Siegesallee der Jenenser Wissenschaft, die schlichten und doch so ausdrucksvollen Denkmäler der hervorragendsten Gelehrten postiert, während am unteren Ende, an Stelle des nunmehr dem Abbruch verfallenen schmucklosen großherzoglichen Schlosses, das neue imposante Universitätsgebäude sich erhebt.

Ihm gegenüber steht der alte Gasthof zum „Bären“, der durch Luthers Einkehr auf der Reise von der Wartburg nach Wittenberg seinen weltbekannten historischen Ruf erlangte.

Hier traf Luther mit zwei Schweizern, Johannes Reutiner und Johannes Keßler aus St. Gallen zusammen, welche gleichfalls nach Wittenberg reisten, um dort zu studieren. Der Letztgenannte hat dieses Zusammentreffen mit Luther wie folgt beschrieben.

„Als wir nach Wittenberg reisten, kamen wir gen Jena, im Lande Türingen, weiß Gott in einem wüsten Gewitter; und nach viel Umfragen in der Stadt um Herberg übernacht, ward uns dieselbe allenthalben abgeschlagen, denn es war Fastnacht, wo man sich um wandernde nicht viel bekümmerte. Wollten wir also nach einem Dorfe gehen, und begneten unter dem Tore einem Manne, der sprach freundlich zu und fragte, wo wir so spät hinwollten? Und da wir ihm das sagten, riet er uns, hier zu bleiben. Antworteten wir: „Lieber! Wir sind bei allen



Die neue Universität.

Wirtshäusern gewesen, und können nicht unterkommen.“ Sprach er: ob wir auch angefragt hätten im Wirtshaus zum schwarzen Bären? Sagten wir: nein! wo finden wir dies? Da zeigte er es uns. Da gingen wir hin, und nahm uns der Wirt wohl auf, und führte uns in eine Stube. Da fanden wir einen Mann, sitzend allein, vor ihm liegend ein Büchlein, der grüßte uns freundlich und hieß uns zu ihm sitzen an den Tisch. Auch bot er uns an zu trinken, was wir ihm nicht abschlagen wollten, und setzten uns zu ihm an den Tisch, bestellten auch ein Maß Wein, damit wir Ehren wegen ihm wieder Trinken bieten könnten, vermeinten aber nicht anders, als er sei ein Reuter, so da saß, im roten Schäplein, bloßem Wams und Hosen, ein Schwert an der Seite, mit der rechten Hand desselben Knopf, mit der anderen das Heft umfassend. Der fing bald an zu fragen, woher wir kämen, und als er's vernahm, sagte er: „Wenn ihr Schweizer also nach Wittenberg wollt, findet ihr dort gute Landsleute, nämlich Hieronymum Schurpfen und

seinen Bruder D. Augustin." Sprachen wir: „Wir haben Briefe an sie"; und fragten: „Mein Herr, wisset ihr nicht, ob Martinus Luther jetzt zu Wittenberg, oder wo er ist?" Antwortete er: „Ich hab gewissen Bericht, daß Luther jetzt nicht zu Wittenberg ist; er soll aber bald dahin kommen. Philippus Melanchthon ist aber da und lehret die Griechische Sprache. Es sind auch andere dort, welche die hebräische lehren, welche beide zu studieren ich euch raten wollte, da sie notwendig sind, die heilige Schrift zu verstehen."

Sprachen wir: „Gott sei gelobt! So Gott unser Leben fristen wird, wollen wir uns wohl bestreben den Mann zu sehen, um dessenwillen wir die Fahrt unternommen haben, da wir Priester werdenwollen, wie unsere Aeltern verordnet haben, und wozu wir erzogenworden sind." Da fragte er: „Wo habt ihr vormals studiert?" Antwort: „zu Basel". Sagte er: „Wie stets zu Basel? Ist Erasmus Rotterdamus noch dort? Was tut er?" Sprachen wir: „Mein Herr, Er hält sich ganz still und heimlich, und wissen wir nicht, was er treibt."



Das landwirtschaftliche Institut (Griesbachsches Haus).

Wir nahmen das alles ganz fremd an, von dem Reuter, und da ihm einige lateinische Worte entwischten, wollte uns schier bedünken, er sei eine ganz andere Person. Da fragte er: „Was hält man von Luthern im Schweizerland?" Antwortete ich: „Es sind über ihn, wie allenthalben, mancherlei Meinungen. Etliche danken Gott, daß er Wahrheit ans Licht gezogen hat, andere aber verdammen ihn als unerträglichen Ketzer, besonders die Geistlichen." Sprach er: „Ich glaub's wohl! Das sind die Pfaffen."

Unter solchem Gespräche wurde es uns ganz heimlig, und mein Gesell besah das Büchlein. War's ein hebräscher Psalter. Sprach er: „Ich wollte einen Finger an meiner Hand geben, wenn ich die Sprache verständ." Antwortet er: „Ihr werdet's wohl lernen, wenn ihr Fleiß anwendet. Ich übe mich auch noch täglich darinne."

Da es nun schier ganz dunkel geworden war, trat der Wirt vor den Tisch, sagend: „Liebe Gesellen! Ich vernehme eucre Begierde, den

Martin Luther kennen zu lernen und wär's euch gelungen, wenn ihr vor zwei Tagen gekommen wärt. Da saß er hier an diesem Tische."

Das verdroß uns sehr, und schmähten wir auf den bösen Weg, freuten uns aber doch, wenigstens zu sein in dem Hause, wo er gewesen, und an seinem Tische zu sitzen. Da lachte der Wirt und ging zur Türe hinaus.

Nach einer kleinen Weile rief mich der Wirt zur Stube hinaus, worüber ich erschrak, nicht wissend, was er wollte, und sprach: „Weil ich sehe und höre, wieviel euch daran liegt, Luthern zu sehen, so hört: der ist's, der bei euch sitzt am Tische." Ich meinte, er wollte mich foppen, und sagt's, aber er sprach: „Es ist die Wahrheit, doch tue du nicht, als wenn du's wüßtest." Das sagte ich heimlich meinem Gesellen, sprach der: „Er hat gesagt, es ist der Hutten, hast du verstanden „Luther". Dieweil ich nun die Reuterkleidung bedachte, glaubte ich selbst falsch gehört zu haben, derenhalben, was ich redete, sprach ich als wie zu dem Hutten.

Indem nun kamen zwei Kaufleute, die da auch übernachten wollten, und nachdem sie sich entlediget und entspornet, legte einer neben sich ein ungebundenes Büchlein. Fragte Luther: „was für ein Buch es sei?" Sprach jener: „Es ist Doktor Luthers Auslegung etlicher Episteln und Evangelien,, erst neu ausgegangen. Habt ihr sie noch nicht gesehen?" Sagte er: „Sie sollen mir auch bald werden." Da sprach der Wirt: „Nun fügt euch zu Tische! Wir wollen essen." Wir aber baten den Wirt, uns etwas besonders zu geben. Sprach er: „Setzet euch zu dem Herrn an den Tisch. Ich will euch wohl halten." Das hörte Martinus und sagte: „Kommt herzu! die Zehrung will ich mit dem Wirte wohl abtragen."

Unter dem Essen tat Martinus viele freundliche gottselige Reden, daß die Kaufleute und wir mehr seiner Worte als der Speisen wahrnahmen, unter welchen er mit Seufzen erklagte, daß die Fürsten am Reichstag wären, wieder zu Nürnberg, aber die Zeit nur mit Tournieren und Hofieren dahin brächten, und sagte: Er sei der Hoffnung, daß die evangelische Wahrheit mehr Frucht bringen werde bei den Nachkommen als jetzo. Da sprachen die Kaufleute auch darein, und wünschte der eine sich, Luthern zu beichten.

Aber der Wirt kam zu uns, und sagte zu uns heimlich: „Habt keine Sorge wegen der Zehrung, Martinus gibt euch dieses Nachtmahl." Das freute uns sehr, nicht des Geldes oder Genusses wegen, sondern daß er uns freigehalten hat, dieser Mann.

Nach dem Nachtmahl stunden die Kaufleute auf, und gingen in den Stall, ihre Rosse zu versehen, und blieb Martinus allein bei uns in der Stube. Da dankten wir ihm der uns geschenkten Zehrung wegen, und gaben ihm zu verstehen, daß wir ihn für Ulrich von Hutten hielten. Er aber sprach: „Ich bin es nicht." Da kommt der Wirt, zu

diesem spricht er: „Ich bin zu einem Edelmanne worden, denn diese Schweizer halten mich für Ulrich von Hutten.“ Sprach der Wirt: „Ihr seid es nicht; seid aber Martinus Luther.“ Da lachte er scherzend: „Die halten mich für Hutten, ihr für Luther, ich soll wohl bald gar Martinus Markolfus heißen.“ Und nach solchem Gespräch nahm er ein hohes Bierglas nach Landesbrauch und sprach: „Nun Schweizer! Trinken wir noch einen freundlichen Trunk zum Segen!“ Und wie ich das Glas empfangen wollte, bot er mir ein anderes mit Wein, sprechend: „Das Bier ist bei euch nicht heimisch, ihr seid dessen nicht gewohnt. Trinket den Wein!“



Das phyletische Museum.

Mit dem stund er auf, warf den Wappenrock auf seine Achsel, nahm Urlaub, bot uns seine Hand und sprach: „Wenn ihr nach Wittenberg kommt, so grüßt mir D. Hieronymus Schurpfen.“ Sprachen wir: „Wir wollen das gern und willig tun; aber wie sollen wir Euch nennen?“ Sprach er: „Saget ihm nicht mehr, als das: der da kommen soll, läßt euch grüßen. Da weiß er schon, was ihr sagen wollt.“ Also ging er von uns, zu seiner Ruh.

Als wir nun nach Wittenberg kamen, sind wir bei dem Doktor Hieronymus Schurpfen eingekehrt, unsern Brief zu überantworten. Wie man uns nun in die Stube rufet, siehe da, finden wir Martinum, gleichermaßen wie in Jena bei Melanchthon, Jonas, Amsdorf und Schurpf, die ihm erzählten, was indessen sich zu Wittenberg begegeben habe. Er grüßte uns, lächelte, zeigte mit dem Finger, und sprach: „Das ist der Philippus Melanchthon, von dem ich euch gesagt habe.“ Da kehrte Philippus sich gegen uns, und fragte uns viel und mancherlei. Also

brachten wir den Tag mit ihnen zu, mit großer Freude und starkem Verlangen."

Noch ein zweitesmal, am 22. August 1524, hat Luther im Bären zu Jena geweilt und daselbst eine Unterredung mit Karlstadt gehalten. Auch der einzige, an weltgeschichtlicher Größe einem Luther ebenbürtige



Lachenpartie, gen. Klein Venedig.

deutsche Mann, Fürst Bismarck, hat bei seinem Besuch in Jena 1892 an derselben Stätte seinen Aufenthalt genommen. —

Ueber den Löbdergraben, vorbei an dem stattlichen Bürgerhause, in welchem Schiller, Giesbach und Luden wohnten, und der erstere seine Antrittsvorlesung hielt, vorbei an der originellen „Lache", Jenas Klein-Venedig, und dem Schnapslädchen des Germarfritze, führt der Weg ins „Paradies".

Das schlichte Kneipchen, in welchem ehedem der alte Schmalz in echt jenenser Biergemütlichkeit waltete und dem anspruchsvollen Gaste,

der sich etwa über einen nicht genügend gefüllten Schoppen mockierte, in der zuvorkommensten Weise damit zufriedenstellte, daß er das edle Naß in ein kleineres Glas umfüllte, hat einem komfortablen, modernen Gartenrestaurant weichen müssen. Da sitzt es sich herrlich. Und nicht minder herrlich wandelt es sich bummelnd oder flirtend in den tiefschattigen Alleen. Buntbemalte Boote mit singenden, zuweilen auch trinkenden Insassen schaukeln sich auf dem silberhellen Fluß, dann und wann zieht schwerfällig ein Floß vorüber, um einige hundert Meter unterhalb auf dem Sande sitzen zu bleiben. Auch ein leibhaftiges Kanoe,




Schaubude beim Paradiesfest.

das ein abenteuernder Alter Herr einer Jenenser Verbindung von der Weltreise mitgebracht hatte, war seinerzeit daselbst in Betrieb. Die Handhabung war ebenso einfach als ergötzlich. Man stieg auf der einen Seite hinein und fiel auf der andern wieder heraus.

Ein ganz besonders heiteres und originelles Leben entwickelt sich an diesem lustigen Fleckchen Erde bei Gelegenheit der neuerdings so beliebten „Paradiesfeste", die man um irgendwelcher gemeinnützigen Zwecke halber veranstaltet. Alsdann verwandelt sich der parkähnliche Platz in eine große ulkige Vogelwiese. Die einzelnen studentischen Korporationen schlagen Schaubuden auf, in denen einem zahlungsfähigen Publiko gegen Entrichtung des gebührenden Obolus — Kinder und Militärpersonen vom Feldwebel abwärts zahlen die Hälfte — die erstaunlichsten Schauvorstellungen, Akrobatenkunststücke, Cabaretnummern, sowie allerlei Monstrositäten, vom „kleinsten Riesen" bis zum „größten Zwerg" und von dem „zweibeinigen Rhinozeros" bis zum „klugen Zebra, das seine Streifen am Gummibaum ausradiert", dargeboten werden.

Jena ist und bleibt nun einmal die Universitätsstadt κατ᾽ ἐξοχήν. Nirgend anderswo wird man das gesamte städtische und gesellschaftliche Leben so auf den akademischen Grundton gestimmt finden. Und Jena weiß auch, was es seiner — ideellen und materiellen — **alma mater** schuldig ist. In ehrender Weise hat es es seiner großen Taten gedacht und die Namen eines Hase, Oken, Fries, Döbereiner, Schulze, Stoy, Schleiden, Langethal, Guyet, Reuter, Schäffer, zumeist am Fürstengraben in monumentaler Weise verewigt. Einer anderweiten Ehrenschuld wurde bei Gelegenheit des dreihundertjährigen Universitätsjubiläums genügt.



Volkshaus mit Lesehalle. (Carl Zeiß-Stiftung).

Man hat die ehemaligen Wohnstätten der großen Toten, zumal der Zeitgenossen jener klassischen Periode, mit Namens- und Jahrestafeln bezeichnet. So wandelt man heute noch durch Jenas Straßen mit sehenden Augen in den Spuren einer großen Vergangenheit.

Dementsprechend zeigt sich auch das geistige Leben der Stadt reich befruchtet. Es bestehen eine stattliche Reihe wissenschaftlicher Gesellschaften, die einer aus allen Berufsständen sich rekrutierenden Mitgliederschaft regelmäßige populärwissenschaftliche Vorträge bieten, in deren erster Linie die „Rosenvorlesungen" stehen. Auf voller künstlerischer Höhe befinden sich auch die akademischen Winterkonzerte, in denen unter ständiger Mitwirkung musikalischer Größen ersten Ranges, sowie des neugegründeten akademischen Chores Instrumental- und Vokalmusik in trefflichster Weise gepflegt wird.

Vor allen Dingen aber dürfte Jena, dank der unvergleichlichen Munifizenz der Carl-Zeiß-Stiftung, in dem von dieser neuerbauten

„Volkshause“ die reichste und opulentest ausgestattete Lesehalle auf dem Kontinent besitzen. Zu dem von früh bis spät geöffneten, in edler Renaissance errichteten, mit kunstvollen Glasmalereien gezierten imposanten Bau hat jedermann freien Zutritt. Weit über hundert Tageszeitungen der verschiedensten politischen Richtungen und gegen 360 belletristische, literarische, geographische, sportliche, gewerbliche und akademische Zeitschriften, sowie ein reichhaltiges Nachschlagematerial stehen unentgeltlich zur Verfügung, während in dem mit der Lesehalle in Verbindung stehenden „Literarischen Museum“ gegen 400 fachwissenschaftliche Blätter von seiten der Universitätsbibliothek vorgehalten werden. Auch das Büchermaterial der Lesehalle, das namentlich in den einzelnen wissenschaftlichen Abteilungen die größtmögliche Vielseitigkeit aufweist, umfaßt mehr als 16 000 Bände.

Für die Möglichkeit einer neuerdings erst in vollem Maße gewürdigten rationellen Körperflege ist gleichfalls nach besten Kräften Sorge getragen. Inmitten der herrlichen, mit Weiden und Erlen bestandenen Saalewiesen oberhalb der Stadt hat Jena einen Spiel- und Sportplatz von solcher Ausdehnung und Schönheit erhalten, wie man in Deutschland seinesgleichen sucht. Nicht weniger als 32 Tennisplätze sind vorhanden. Für Klubhaus, Umkleideräume, Buffet u.s.f. ist bestens gesorgt. Es sind in erster Linie die akademischen Turner, die dort in frischem, fröhlichem Spiel ihre Kräfte messen.

Auch Rudersport und Wintersport haben längst eine bleibende Stätte gefunden. Wenn je von einem städtischen und akademischen Gemeinwesen, so gilt von dem alten lieben Jena das Wort:

Mens sana in corpore sano!

---

## Burschenfahrten.

Und dennoch! Was wäre Jena, wenn es nicht sein duft- und blütenreiches Gelände, seine heitern sonnigen Höhen, seine Burgen auf den Bergen, seine Saale im Tale und last not least seine — „Bierdörfer“ hätte?

O diese lustigen Sommerkneipen rings an den Hängen und auf den Höhen, auf Hausberg und Jenzig, Landgrafen, Tatzend und Forst, mit ihrem unvergleichlichen Ausblick über Stadt und Gärten weit ins Saaltal hinein! Da ist allnachmittaglich bis in die späte Nacht hinein ein frohes Leben. Student, Philister und Philinchen sitzen traulich beisammen. Es dampft der Herd, auf welchem die ureigenste Jenaische Spezialität, das „Rostbrätchen“, mit kräftigem Dufte schmort. Eine „Spritzkanne“ nach der andern wird aufgefahren, und ist es schließlich

dunkle Nacht geworden, so gehts beim Schein der Kienfackeln mit Sang und Schall zu Tal.

Eine sonderliche Stellung nimmt in diesem feuchtfröhlichem Kranze der „Fuchsturm" ein. Ihm, dem hochragenden Beherrscher des Geländes, ist nicht bloß eine Fuchsturmgesellschaft, sondern auch eine eigene Hymne gewidmet, deren Text zumeist aus einem mehrfach variierten, stimmungsvollen „Radirulla" besteht. Seinem Namen „Fuchsturm" macht er auch im akademischen Sinne Ehre, insofern er nämlich die jungen Füchslein unter seine ganz besondere Protektion nimmt und ihnen



Fuchsturm.

innerhalb seines Burgfriedens den „umgekehrten Komment", d. i. die unumstrittene, zu einem Naturrecht gewordene Exekutivgewalt über die älteren Semester zugesteht, die denn auch bis an die letzten Grenzen der Möglichkeit ausgenutzt wird.

Das Münchener Verslein vom „Alten Peter" hat man auch dem Fuchsturm auf den Leib geschnitten:

So lang der alte Fuchsturm noch auf dem Hausberg steht,
So lange noch die Saale durchs schöne Saaltal geht,
So lang noch trinkt ein Zecher die Weißbierkanne aus,
So lang stirbt die Gemütlichkeit in Jena nimmer aus!

Und auf den Bergen die Burgen — eben dieser als „Fuchsturm" weltbekannte uralte Bergfried auf dem Hausberg, ihm zur Rechten und zur Linken die Lobedaburg und Kunitzburg mit ihren zerfallenen Dächern, die heute als Zeugen einer wilden Vergangenheit auf glückliche Gefilde herabschauen! Wie sie zu erzählen wissen von einem jahrhundertelangen

hartnäckigen Kampfe, den deutsche Mannen für den eigenen deutschen Herd gegen räuberische Slawen, Sorben und Wenden kämpfen mußten!

Zwar die Ritter sind verschwunden,
Nimmer tönet Speer und Schild,
Doch dem Wandersmann erscheinen
Auf den altbemoosten Steinen
Nachtgestalten zart und mild.



Lobedaburg.

Zumal, wenn er bei Vollmondschein im verwitterten Mauerwerk der Lobedaburg den Maitrank schlürft — — —

Und diese urgemütlichen Bierdörfer rings in weiter Runde, Wogau, Ziegenhain, Wöllnitz, Burgau, Winzerla, Ammerbach, Lichtenhain, Cospeda, Zwätzen, Löbstädt, Kunitz und wie sie heißen mögen! Sie bilden als gleichberechtigte Dependancen der gemeinschaftlichen Musenstadt mit dieser ein großes organisches Ganze. Hier ist der Boden, auf welchem frohes Burschenleben seine ausgelassensten, fantastischsten Blüten treibt. Jedwede Verbindung hat auf diesem oder jenem Bierdorf ihre eigene „Exkneipe“, wo sich allwöchentlich die urwüchsigste Fidelität zu entwickeln pflegt, in deren Mitleidenschaft das ganze Dorf hineingezogen wird. Jedes Verbindungsfest endet am dritten oder vierten Tage mit einem „Exbummel“ oder einer mehr oder weniger pompösen „Exfahrt“ nach dem Bierdorf, wo Hoftag, Conklave, Fuchstaufe oder sonst ein übermütiger



Bindet die Klingen!

Mummenschanz gehalten wird. Das Bierdorf ist ein Staat im Staate, innerhalb dessen die daselbst residierende Korporation Alleinherrscherin ist und sich das ganze biertrinkende Gemeinwesen vom Bürgermeister bis zum Nachtwächter dienstbar gemacht hat.

Ebenda, in demselben Tanzsaal, wo sonntäglich der „Kuhschwof“ wirbelt und wogt, werden auch die hart verpönten blutigen Schlachten auf Säbel und Schläger ausgefochten. Die Fechtkunst hat in Jena von jeher in hoher Blüte gestanden. Noch hat das lebende Geschlecht zum großen Teil beim „alten R o u x“, dem Abkömmling einer französischen Grafenfamilie, seine Schule genossen. Er war ein würdiger Nachfolger der Kreußlerschen Dynastie, eine durch und durch originelle Persönlichkeit, wie sie das heutige Jena kaum noch hervorbringen wird. In dem alten Fechtboden in der Krautgasse, der heute von dem Riesenbau der Zeyßwerke verschlungen ist, waltete der Alte in Gemeinschaft mit dem Vorfechter seines Amtes.

„An einem kleinen schmucklosen Seitenpult unterschrieb der Fuchs einen Schein, worauf vorgedruckt war, was er belegte. Dieser Schein verfolgte ihn später, bis die darauf vermerkte Verpflichtung eingelöst war; das besorgte schließlich die Universitätsquästur, falls der Schuldner es nicht vorher beim Fechtmeister selbst tat. Beim Unterricht trug der Alte weite Hosen, die ziemlich kurz waren, Morgenschuhe, ein ganz dünnes Jackett im Sommer; die unvermeidliche Schnupftabaksdose war in steter Nähe. Seine Paukbrille hatte ganz dicke Gläser, die Mütze einen weit vorstehenden Schirm, um unvorsichtige Hiebe der Schüler aufzufangen. Dann begann ein kurzer erläuternder Vortrag, die berühmte Roux'sche Fechtmethode, gegründet auf die Lehre vom Hebel, wurde dem Fuchs erläutert und praktisch vorgeführt. Wer Lust und Liebe zur Sache hatte, drängte sich stets zu dem Unterricht des Alten selbst, zumal er durch seinen derben Humor die Lektion anziehender machte. Da hieß es dann: „Kopf hoch, Bauch weg, Spitzchen runter!" und schwapp, erhielt das Füchslein auf jeden der drei genannten Gegenstände einen Denkzettel mit dem Speer. Wer den Alten ärgerte, sei es durch fortgesetztes lautes Sprechen, durch Bohren mit der Schlägerspitze in den Fußboden, oder wer gar das Unglück hatte, ihm einen Hieb auf den Kopf zu versetzen, der kam in Verruf, d. h. er durfte eine Reihe von Tagen nicht beim Alten pauken. Wer gar zu verkatert zur Fechtstunde kam und schlapp war, wurde gleichfalls mit einem derben: „Der Kerl hat g'soffen. Weg!" dem Vorfechter überantwortet. Schlug aber einer der Füchse gegen den mit Eisenblech beschlagenen hölzernen Stützpfeiler des oberen Fechtsaales, dann schlich sich der Alte ganz leise aus dem darüber gelegenen Stübchen an den oberen Treppenrand, setzte das Blasrohr an den Mund, und schwapp! hatte der seine Durchzieher an dem Balken übende Fechter eine harte Tonkugel auf dem Hals brennen, denn der Schütze verstand ausgezeichnet sein Ziel zu treffen, genau zwischen Rand der Fechtkappe und Hemdkragen.

Aber auch seine Lieblinge hatte der Alte. Denen zeigte er die schönsten Hiebe, wie man z. B. seinem Gegner mit dem Säbel den Bauch seitwärts aufschnitt, als halbiere man ein Fünfgroschenbrot, wie man ihn sonst etwa durch Finten narren konnte und dergleichen mehr." —

Der Jenenser Studio ist ein froher Wandervogel durch und durch. Wird doch alljährlich in der ersten Maiennacht das „Wandern, die freie Burschenlust," offiziell und programmatisch zum Prinzip erhoben. Sobald die Glocke zwölf schlägt, setzt sich von der Stammkneipe aus der „Maibummel" in Bewegung, der zunächst dem „Hanfried" seine Reverenz erweist und sodann unter den fröhlichen Klängen des Mailiedes die nächtlichen Straßen durchzieht:

„Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus,
Da bleibe, wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus!
Wie die Wolken dort wandern am himmlischen Zelt,
So steht auch mir der Sinn in die weite, weite Welt!

Dann geht es tagaus und tagein krachfidel, singend und pfeifend hinaus ins frische Maiengrün, saalabwärts oder aufwärts weit in das Land hinein. Und so man etwa über das Reiseziel von vornherein im Unklaren ist, wird einfach das jüngste Füchslein mit verbundenen Augen mitten auf den Markt gestellt, fünf-, sechsmal im Kreis herumgedreht, um sodann mit ausgestrecktem Arm die Richtung des Ausmarsches zu bestimmen.

Wenn anders man nicht vorzieht, die Expedition mittels „Himmelsziege" zu unternehmen.



Die Himmelsziege.

Besagte Himmelsziege ist ein vorsintflutliches Inventarienstück. Schon in dem altjenaischen Burschenliede „Bin ein flotter Studio" ist ihrer ehrend gedacht.

Dann mit Rotteds edlem Tier
Fort von hier
Zum „Speziellen" *) spritzen wir!
Die sonst niemals Geld besitzen,
Die sind gleich
An Talern reich,
Wenn's gilt zu spritzen.

Die alte treue Pferdeseele mag seitdem ihren Leib und ihren Besitzer mehrfach gewechselt haben. Die Sache ist dieselbe geblieben: ein zottiges Gäulchen mit hängendem Kreuz und deutlich sichtbarem Knochen-

*) Der Wirt im „Blauen Schilde" (vulgo „Schlauen Bilde") zu Dornborf.

bau, mit demselben untrennbar verwachsen eine kleine enge schmutzfarbene „Karrähbe", welche niemals gereinigt zu werden braucht und darinnen selten weniger als sechs ausgewachsene Jünglinge, die zu scheußlichem Klumpen geballt unter Gesang der Hymne:

Den höchsten Wert
Hat doch ein Pferd
Von allen Geschöpfen auf Erden;
Es zeichnet sich aus,
Vernehmt es, o Graus!
Durch Stumpfsinn und heit're Geberden —

zunächst dreimal den „Hanfried" umkreisen und sodann zum Zwätzener-, Löbder-, Johannis- oder Saaltor hinaus, Gott weiß wohin, kutschieren. Sobald das fidele Fuhrwerk eine Chausseegeldhebestelle passieren muß, wird die Himmelsziege der Ersparnis halber abgespannt, weil für ein einzelnes Pferd eine geringere Gebühr zu erheben ist, als für einen bespannten Wagen, und die Karrähbe gratis und franko hinterhergeschoben. Ist die fatale Zollstelle passiert, so wird das Transportmittel wieder zusammengesetzt und die Suite geht weiter.

Hat endlich das brave Tier seine Schutzbefohlenen am späten Abend glücklich wieder in Jenas Weichbild zurückbefördert, so läßt man es da, wo man aussteigt, auf der Straße stehen. Es geht dann allein heim. Bezahlt ist bereits im Voraus, und nicht zu knapp.

Eine lustige Rolle hat die Himmelsziege beim Sozialdemokratischen Parteitage in Jena gespielt. Da hatte eine fidele Clique der „Gothania" dieses historische Vehikel in Beschlag genommen und mit knallroten Ballonmützen, sowie einem großen Plakat: „Proletarier aller Länder, beruhigt Euch!" versehen, die Stadt durchzogen und zeitgemäße Ansprachen an das versammelte Volk gehalten.

Diese Ziege stirbt in Jena niemals aus. —

Als „Bierdorf" in weiterem Sinne gilt dem Studio überhaupt jedwede außerhalb Jenas gelegene menschliche Siedelung, mag sie nun Berlin, Neutomischel oder Wladiwostock heißen. Doch das Gute liegt so nah! Kann es etwas herrlicheres geben, als eine fröhliche Fahrt saalabwärts, an Kunitz mit seinen berühmten Eierkuchen vorüber gen Dornburg mit den auf hoher, rosenumblühter Felswand thronenden Fürstenschlössern?

Auch dieser Stätte hat ein Goethe die Weihe seines Geistes aufgeprägt. Dem alten Wandergruß:

Gaudeat ingrediens, laetetur et aede recedens
His qui praetereunt det bona cuncta Deus

hat er für diesen Ort die deutsche Fassung gegeben:

Fröhlich trete herein und froh entferne dich wieder;
Ziehst du als Wandrer vorbei, segne die Pfade dir Gott!

„Ich weiß nicht“, so schreibt er an Zelter, „ob Dornburg dir bekannt ist; es ist ein Städtchen auf der Höhe im Saaltal, vor welchem eine Reihe von Schlössern und Schlößchen, gerade am Absturz des Kalkflötzgebirges, zu den verschiedensten Zeiten erbaut ist; anmutige Gärten ziehen sich an Lusthäusern hin; ich bewohne das alte, neu aufgeputzte Schlößchen am südlichsten Ende. Die Aussicht ist herrlich und fröhlich, die Blumen blühen in den wohlunterhaltenen Gärten, die Traubengeländer sind reichlich behangen und unter meinem Fenster sehe ich einen wohl gediehenen Weinberg. Von der andern Seite sind die Rosenlauben bis zum Feenhaften geschmückt und die Malven und was nicht alles, blühend und bunt, und mir erscheint das alles in erhöhteren Farben wie der Regenbogen auf schwarz-grauem Grunde.“

Hier pflegte alljährlich der greise Karl Alexander seinen Geburtstag zu verleben. Da lohten allenthalben von den Bergen zur Rechten und zur Linken durchs weite Saaltal die Johannisfeuer, wie ein leuchtender Gruß des treuen Volkes. —

Welcher Zauber echter Ritter- und Burschenromantik weht um die flußabwärts gelegene Rudelsburg, die jährliche Pfingstfeierstätte des Kösener S. C., mit ihrem Bismarckdenkmal und der Ehrensäule der im Kriege gefallenen Korpsstudenten!

Das wissen die Studenten auch
In Jena und in Halle
Und trinken dort nach altem Brauch
Im Hof und auf dem Walle.
Umringt von moosigem Gestein,
Wie klingen da die Lieder!
Die Saale rauscht so freudig drein,
Die Berge hallen wieder!
Und Berge hier und Berge dort
Zur Rechten wie zur Linken —
Die Rudelsburg, das ist ein Ort
Zum Schwärmen und zum Trinken!

Auch das nahegelegene Freyburg a. d. Unstrut mit seinen ehrwürdigen Jahnerinnerungen, dem historischen, durch die edle Königin Luise geweihten Schloß samt Edelacker und nicht zuletzt der weltbekannten Sektkellerei von Kloß und Förster ist zu einem vielbesuchten Wallfahrtsziel zumal der akademischen Turner geworden. —

Und wer wäre nicht auf froher Burschenfahrt von Jena ostwärts gewandert, auf der alten Bürgelerstraße über Rodigast und Taupadel, denen das sinnige Schnadahüpfel gewidmet ist:

I kenn a Madel,
's is von Taupadel,
Das is so schön fast,
Als wärs aus Rodigast,

nach der romanischen Klosterkirchenruine Thalbürgels und bis hinauf zu der hochgebauten altthüringer Töpferstadt mit ihrer soliden Ratskellerwirtschaft? Und weiter nach Waldeck mit seinem unvergleichlich schönen Buchenhochwald und Klosterlausznitz, der Perle des Altenburger Holzlandes?

Und wäre einer niemals über das Luftschiff — O du meschantes Luftschiff, das du mit deinem hochgelegenen, wüsten, sonnigen Bataillonsexerzierplatz so manchem „Biersoldaten" in unauslöschlich durstiger Erinnerung stehst! — hinab gen Roda gezogen, und weiter über die „fröhliche Wiederkunft" mit ihren alten Erinnerungen und Hummelshain mit seinem prächtigen Jagdschloß zur Leuchtenburg, um von da auf der hexametrisch-stolperigen Burschenstraße

Kahla, Schöps, Rotenstein, Maua, Göschwitz, Winzerla, Jena

wieder Heimkehr zu halten?

Auch Rudolstadt, der freundliche thüringische Fürstensitz, mit seinen weitberühmten, nach Citrone schmeckenden Bratwürsten, hat schon manche frohe Burschenfahrt mit angesehen, wenn solche auch in einzelnen Fällen sich lediglich auf eine Bierreise durch die so verführerisch rings um den „Anger" gleich beim Bahnhof gelegenen zahlreichen Kneipen beschränkte, in deren erste man sogleich bei der Ankunft hineinging und aus deren letzter man kurz vor Abgang des Zuges wieder herauskam.

Und naht die schöne Pfingstzeit, so setzt sich von Jena aus über Blanckenburg an der Eingangspforte des Schwarzatales eine einzige lange, wanderfrohe Burschenfahrt in Bewegung. Von Schwarzburg bis zur Wartburg geht die Reise, sofern der nervus rerum sich widerstandsfähig genug erweist oder andernfalls ein zahlungsfähiger Menschenfreund, der am Wege wohnt, das Unternehmen neu finanziert. Als Mitglied einer studentischen Verbindung kommt man ja eigentlich nicht in Verlegenheit. Man führt bei sich in der Tasche eine Liste der Alten Herren, die als Pastoren, Amtsrichter oder Doktoren in den Gebirgsnestern des Thüringer Waldes hausen und dem jungen Füchslein von Herzen gern ihre Gastfreundschaft erweisen.

Da holt denn das alte Herrchen, wenn solch lieber Besuch — unbekannt und doch bekannt, unangemeldet und doch hochwillkommen — mit sinkender Nacht seine Einkehr gehalten hat, etzliche Fläschlein „Koburger Export" oder, wenns ganz fein werden soll, ein paar „Zeltinger" aus den unergründlichen Tiefen seiner Kellereigewölbe herauf, mit einem kräftigen:

„Stoßt an! Jena soll leben!"

klingen die Gläser aneinander, und dann geht es mit leuchtenden Augen an ein lustiges Erzählen herüber und hinüber, aus vergangener und gegenwärtiger Zeit. Das alte Herrchen wird wieder jung und wirft, „im Herzen nur ein Studio", alles aufgezwungene Dekorum seiner Philisterschaft beiseite.

So gegen Mitternacht klingen, erst halblaut-schüchtern, dann aber immer ungenierter aus dem sonst so stillen Studier- oder Doktorstüblein seltsame Weisen hinaus auf die stille Straße, so daß der Nachtwächter lauschend und kopfschüttelnd stehen bleibt.

„An der Saale hellem Strande
„Stehen Burgen stolz und kühn,
„Ihre Dächer sind zerfallen
„Und der Wind streicht durch die Hallen,
„Wolken ziehen drüber hin.“

Dann folgt die wehmütig getragene Fescasche Weise:

„Auf den Bergen die Burgen,
„Im Tale die Saale,
„Die Mädchen im Städtchen,
„Einst alles wie heut!
„Ihr werten Gefährten,
„Wo seid ihr zur Zeit mir,
„Ihr Lieben, geblieben?
„Ach alle zerstreut!“

Endlich aber wirds fidel, und munter, immer munterer schallt der Jubelhymnus:

„Und in Jene lebt sich bene
„Und in Jene lebt sich gut,
„Bin ja selber dort gewesen,
„Wie da steht gedruckt zu lesen,
„Zehn Semester wohlgemut —“

durch alle acht Strophen gewissenhaft und mit gesteigertem Elan durchgesungen, so daß die würdige Hausehre und „alte Dame“, die sich längst zur Ruhe begeben, durch ein lautes, dröhnendes Pochen von oben her silentium strictissimum gebietet.

Das alte Herrchen wacht am andern Morgen mit etwas schwerem Kopfe auf, geleitet den wanderfrohen Gast noch ein Stück Weges bis zum nächsten Dorf, wo zum letztenmal der Becher mit einem herzlichen: „Auf Wiedersehn in Jena!“ geschwungen wird, und zieht sich dann sinnend, mit gesenktem Blick wieder in sein Philisterland zurück. In dem alten Burschenherzen aber hallt es noch lange nach:

„Und in Jene lebt sich bene — — —“

Wer jemals in dem lieben alten Neste heimisch gewesen, der bleibt es auch sein Leben lang. Das ist der eigenartige Zauber, der einen ehemaligen Jenenser nicht wieder los läßt, daß Universität und Stadt, wissenschaftliches und studentisches Leben auf eine so intim-persönliche Note gestimmt und für jeden, der diese Luft geatmet, zu einem Stück ureigensten Lebens geworden sind.

Alt Jena für immer!
Du mein Jena dein gedenk' ich!
Nimmermehr vergeß' ich dein!
In der Ferne will ich lauschen,
Traute Saale, deinem Rauschen,
Will an deinen Ufern sein!

Aus dem Wiesentale ragen
Deine weinbekränzten Höhn;
Durch des Nebelschleiers Falten
Schimmern nackte Berggestalten
Hauptumglänzet, zauberschön.

Mächtig zieht's in späten Tagen
Immer wieder mich zurück,
Wo ich trank des Wissens Bronnen,
Wo in holder Maiensonnen
Mir geblüht der Jugend Glück!

Geist der Freiheit, Geist des Strebens,
Meines Jenas höchster Ruhm,
Rege kühn die Adlerschwingen,
Laß in alle Lande klingen
Stets dein Evangelium!

(Leo Sachse.)



# Literatur.

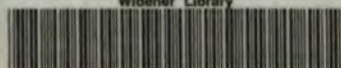

Allgemeine deutsche Biographie der Königl. Akademie der Wissenschaften. (Leipzig.)
Ermann und Horn, Bibliographie der deutschen Universitäten.
Heinrich von Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert.
Georg Kaufmann, Geschichte der deutschen Universitäten.
Georg Weber, Allgemeine Weltgeschichte.
Otto von Leixner, Geschichte des deutschen Schrifttums.
Herzog und Plitt, Realencyklopädie für prot. Theologie und Kirche.
Nippold. Handbuch der neuesten Kirchengeschichte.
Ernst Böhme, 350 Jahre Jenaischer Theologie (Jena, Raßmann).
Rich. und Rob. Keil, Geschichte des Jenaischen Studentenlebens.
Vom alten Roux, Burschenschaftl. Blätter. S. S. 1897.
Der Pedell Kahle, Burschenschaftl. Blätter. W. S. 1891/92.
Hedemann, Zur Jubiläumsfeier der Universität Jena. (Jen. Zeitung 1908, Nr. 50.)
Vor hundert Jahren (Nordd. Allg. Ztg. 1906, Nr. 241/43).
Briefe über Jen'a (Frankfurt und Leipzig 1793).
Doering, Jenaischer Universitätsalmanach 1845.
Adolf Stahr, Weimar und Jena.
Schreiber und Färber, Jena, von seinem Ursprung bis zur heutigen Zeit (1850).
Günther, Lebensskizzen der Professoren der Universität Jena (1558—1858).
Schiller und Jena (Jena 1907, Frommannsche Hofbuchhandlung).
Jenaer Jahrbuch (Jena, Frommannsche Hofbuchhandlung).
Loening, Ueber ältere Rechts= und Kulturzustände an der Universität Jena.
Müller, Jena in den letzten hundert Jahren.
Führer durch Jena und Umgebung (Jena 1901, Fr. Strobel).
Jena als Universität und Stadt (1908. Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs.)
Jena in Wort und Bild (Frommannsche Hofbuchhandlung).


Das Illustrationsmaterial ist von den photographischen Ateliers von Bischof (historische und Stadtbilder), Haak (Bilder aus dem Studentenleben) zu Jena und dem Kunstverlag Mittag zu Friedrichroda (Landschaftsaufnahmen) geliefert. Das Bild Hase's (Seite 65) ist im Raßmann'schen Verlag zu Jena (à 1 Mark) erschienen.








Widener Library
3 2044 089 404 164


VD:W^4C°